

**REISE**

in die

**Aequinoctial - Gegenden**

des

neuen **Continents.**

---

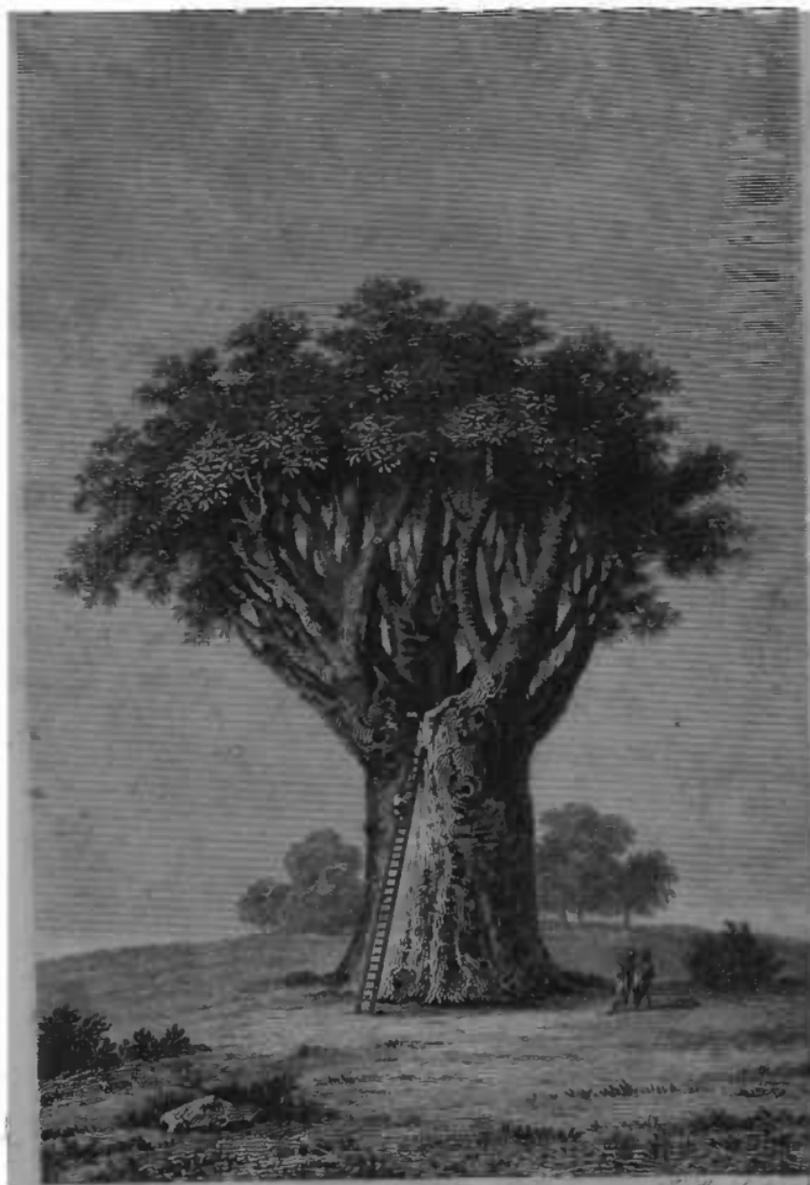
Drittes Bändchen.

Le ne fay rien  
sans  
**Gayeté**

*(Montaigne, Des livres)*

Ex Libris  
**José Mindlin**





*Der Drachenbaum auf Creta.*

**Des**  
**Freiherrn Alexander von Humboldt**

*Der Drachenbaum auf Orotava.*

Des  
Freiherrn Alexander von Humboldt  
und Aimé Bonpland



361  
300

in die

# Aequinoctial-Gegenden

des

neuen Continents,

für die

*reifere Jugend zur belehrenden Unterhaltung*  
bearbeitet

von

**G. A. Wimmer.**



DRITTES BÄNDCHEN.

Zweite Ausgabe.

Mit Kupfern und Charten.

WIEN.

Gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold.

1844.



Vom Wiener Magistrate  
freigegeben.



# Erklärung der Kupfer

des

d r i t t e n B ä n d c h e n s ,

welche theils zur Zierde, hauptsächlich aber zur  
Versinnlichung der vorkommenden Gegenstände  
beigegeben worden.



## I.

Der Drachenbaum von Orotawa.

(Titelkupfer.)

**E**s wird meinen jungen Lesern gewiß angenehm seyn, hier endlich, den schon im ersten Bändchen versprochenen Drachenbaum zu finden. Diese Platte stellt den kolossalen Stamm des berühmten Drachenbaums auf der Insel Teneriffa vor. Er ist hier in seiner ganzen Praecht dargestellt, wie ihn vor 1819 die Herren von *Humboldt* und *Boupland* sahen. Vor dem war er noch nie abgebildet worden. Seine ganze Höhe betrug 50 bis 60 Pariser Fuß, seine Dicke nahe bei der Wurzel 45 Fuß. Als die Spanier im fünfzehnten Jahrhunderte auf der Insel Teneriffa landeten, fanden sie ihn schon in diesem Zustande und von derselben Größe. Da dieser Baum aus der Familie der Einlapper außerordentlich langsam wächst, so ist es wahrscheinlich, daß dieser Riese einer der ältesten Bewohner der Erde ist.

Dsmit meine jungen Leser von der gewaltigen Größe dieses

Baumes sich einen richtigen Begriff machen, so ersuche ich sie, den Mann, der auf der Leiter, wie eine kleine Ameise, den Stamm hinankriecht, zum Maßstabe zu nehmen.

Seit der Zeit, da dieses kolossale Gewächs abgebildet wurde, hat der Sturm die eine Hälfte der Krone herabgeworfen, die andere Hälfte grünt aber noch, blüht jährlich und trägt bäufige Früchte.

---

## II.

### Der Vulkan Pichincha.

Ich habe meinen jungen Lesern diese verschiedenen Berge nicht umsonst abbilden lassen, denn indem die Kupfer zur Zierde des Buches dienen, sollen sie zugleich den Inhalt versinnlichen und manche naturhistorische Lehren anschaulich machen. Es ist an mehreren Stellen, besonders aber im ersten Bändchen, von den verschiedenen Formen der Vulkane die Rede; besonders sind drei verschiedene Arten angedeutet worden. Isolierte Kegel, ein solcher ist der Cotopaxi; hohe Porphyrkuppeln, wie der Chimborazo; endlich Vulkane, die auf hohe Bergrücken, ohne eigentliche Kegel zu bilden, mitten in das Urgebirg eingepflanzt sind, ein solcher ist der Pichincha.

Die Ansicht, welche wir hier unsern jungen Lesern vorlegen, hat Herr von *Humboldt* zu Chillo, dem Landhause des Marquis von *Selvaegre*, dessen Sohn sie auf der Reise nach dem Amazonenstrom und nach Mexiko begleitete, gezeichnet. Man erblickt den Vulkan über der Savane von Cochabamba, und unterscheidet in dieser Zeichnung den Neu-Pichincha, jene mit Schnee bedeckten Spitzen, welche den Krater umgeben, und den Gipfel von Tablahuna. Ferner die Spitze de los Ladrillos, den Felsengipfel von Guagno-Pichincha und zuletzt den Gipfel, auf welchem das berühmte Kreuz steht, das den französischen Akademikern zum Zeichen diente, zu der Zeit, als sie in diesen Gegenden mit der Messung des Meridians beschäftigt waren, welche wir in diesem Bändchen erwähnen.

Die absoluten Höhen dieser Gipfel betragen nach den Messungen des Herrn von *Humboldt* 2300 bis 2500 Toisen. Da jedoch die Höhe von Chillo an sich selbst schon 1340 Toisen absolute Höhe hat, so erschienen die Bergmassen von der Ostseite her weniger imposant, als von der Westseite, wo die weitläufigen Waldungen von Esmeraldn anfangen.

Ich erinnere noch, daß der Krater von Teneriffa das Bild des zerrissenen Schlundes, die Sillen, die Umrisse gewaltiger Granitglocken, darstellt. Die Umrisse der Berge sind rein und scharf, wie die Luft, in die sie sich erheben, und die gleichförmige Herabsenkung des Schnees ist einer Natur angemessen, wo selbst Erscheinungen der Luft Stätigkeit und Dauer besitzen.

---

### III.

#### Das Raudal von Maypures.

Dieses Blatt zeigt das Bett des Orinoko in seiner ganzen Breite, besät mit den unzähligen Inseln und Klippen, die den Lauf des gewaltigen Stromes stören, und jene Fälle bilden, die unter dem Namen der Wasserfälle des Orinoko so berühmt sind.



**R e i s e**  
in die  
**Aequinoctial-Gegenden**  
des  
neuen Continents.

---



**FÜNFTES BUCH.**



## Erstes Kapitel.

Abreise von Caracas. — Caffeeplantagen. — Der Bergpafs von Higuerote.

**N**achdem wir im vorigen Bande von unserer Reisetour in etwas abgewichen waren, um den grossen Bewegungen in der Natur unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so wird es nun Zeit seyn, Caracas zu verlassen, um aus den Bergthälern Venezuela's, in die noch unerforschten Ebenen oder Llanos, die das Flusnetz des Orinoko und Marañon oder Amazonenstroms durchfurcht, zu besuchen.

Da unsere Reisenden wünschten, die schönen Thäler von Aragua zu besuchen, so vermieden sie den Weg, welcher sie gerade von Caracas aus an den Orinoko geführt hätte. Dieser Weg geht über die südliche Bergkette zwischen Baruta, Salamanca und die Savanen von Ocumare durch die Steppen von Uritucu bis Cabruta, wo man sich dann in der Nähe der Ausmündung des Rio Guarico einschiffet. Ein Reisender, dem es um die Erforschung der Gestalt und natürlichen Reichthümer eines Landes zu thun ist, sucht nicht den kürzesten Weg, sondern denjenigen auf, der ihm die meisten Eigenthümlichkeiten darbietet und die grösste Ausbeute an nützlichen Kenntnissen verspricht.

Dieser Grund führte nun unsere Reisenden auf die Berge von los Teques, an die warmen Quellen von Mariara, an die fruchtbaren Gestade des reizenden Valencia-Sees und durch die weit ausgedehnten Savanen von Calabozo nach San Fernando de Apure in den östlichen Theil der Provinz Varinas. Auf diesem Wege gelangten sie Anfangs in westlicher, dann in südlicher und endlich in ostsüdöstlicher Richtung auf den Apure und den Orinoko unter  $7^{\circ}$ ,  $36'$ ,  $23''$  N. Br.

Wir glaubten bisher unsern jungen Freunden, die auch in ihren Erholungen genaue Belehrung suchen, so wenig lange Weile verursacht zu haben, daß sie uns gerne weiter begleiten und mit uns die unbekante Welt, in die wir nun eintreten, freudig durchwandern werden. Wir können ihnen im Voraus recht viel Schönes und Herrliches versprechen, und hoffen jede Erwartung zu befriedigen, die sich auf ein Gemälde der großartigen Tropennatur gefaßt macht.

Caracas, das wir nun verlassen, befindet sich nach den genauesten Beobachtungen des Herrn von *Humboldt* unter  $10^{\circ}$ ,  $30'$   $50''$  N. Br. und  $69^{\circ}$ ,  $25'$   $0''$  der Länge. Die Inclination der Magnethadel war zu derselben Zeit  $42^{\circ}$ ,  $90'$  der hunderttheiligen Scale. Die Intensität der Magnetkraft gab in  $10'$  in Caracas 23½ Schwingungen, in Cumana 229.

Am Tage der Abreise von Caracas nahmen sie ihr Nachtlager am Fufse der waldigen Berge, von denen das unruhige Thal südwärts geschlossen wird.

Sie gingen längs dem Flusse Guayra bis zum Dorfe Antimano, auf einer sehr schönen, zum Theil in Felsen gehauenen Straße. Man kommt durch la Vega und Carapa. Sehr malerisch fällt die Kirche von la Vega in die Augen, welche auf einer kleinen Anhöhe liegt, die mit dichtem Pflanzenwuchse bekleidet ist. Zerstreute Häuser, mit Dattelpalmen umgeben, verkünden durch ihr gutes Aussehen den Wohlstand ihrer Bewohner. Eine Kette niedriger Berge trennt den kleinen Guayra-Fluss von dem in der Landesgeschichte berühmten Thale de la Pascua (Osterthal). Im Aufsteigen nach Carapa genießt man nochmals den Anblick der Silla, die sich als eine gewaltige, gegen das Meer abgeschnittene Kuppel darstellt. Dieser abgerundete Gipfel und der einer Mauer gleich gekerbte Kamm des Galipano verleihen der Landschaft Reiz, da die übrigen Bergspitzen nur eine traurig einförmige Gestaltung aufweisen.

In der Nähe von Antimano, wohin sie nun gelangten, standen alle Baumgärten voll blühender Pfirsichbäume; sie überraschten als alte Bekannte in der Fremde. Dieses Dorf, so wie das Thal und die Ufer des Macarao, liefern dem Markte von Caracas Pfirsiche, Quitten und andere europäische Obstarten in Überflufs. Der Guayra-Fluss läuft hier in vielen Windungen fort, und zwischen Antimano und las Ajuntas muß man siebzehn Mal darüber setzen. Durch diese Krümmungen, welche alle einen mehr oder minder ausgedehnten Pfuhl bilden, geht viel Wasser sowohl durch Einsickerung, als

durch Ausdünstung verloren. Dieses ist in einem Lande von großer Wichtigkeit, wo die Fruchtbarkeit des trocknen Bodens, bei der Seltenheit des Regens, vom Flusse allein abhängt. Die Regen sind dort viel seltener als im Innern von Neu-Andalusien, in Cumanacoa und Guarapiche. Es steigen wohl manche Berge in die Wolkenregion, da jedoch die Schichten des Gesteins in nordwestlicher Richtung gesenkt sind, so geschieht es, daß alle Quellen sich gegen das Küstenland ziehen und im Innern des Landes oft auf mehrere Quadratmeilen keine Quelle gefunden wird. Das Zuckerrohr, der Caffeebaum, der Indigo mögen nur da gedeihen, wo sich laufendes Wasser befindet, das während der Trockenzeit zur Bewässerung gebraucht werden kann. Man sieht daher, da durch unvorsichtige Ausrottung der Bäume die Verdunstung befördert worden ist, wie zwischen dem 8. und 10. Breitgrade viele Bäume im Februar ihre Blätter vor Dürre fallen lassen. Nur die Pflanzen, welche glänzende und überaus zähe Blätter haben, mögen diesen Mangel an Feuchtigkeit ertragen. Den Reisenden befremdet daher dieses Winter-Aussehen sehr unter dem schönen Himmel der Tropenländer. Erreicht man aber die Gestade des Orinoko, so erscheint wieder das frische Grün. Hier herrscht ein anderes Klima, und die großen, dichten Waldungen erhalten durch ihren eigenen Schatten die Feuchtigkeit des Bodens, den sie gegen die zehrenden Strahlen der Sonne beschützen.

Jenseits des kleinen Dorfes Antimano verengert

sich der Thalgrund beträchtlich, der Fluß wird durch die schöne Grasart Lata (*Gynerium saccharoides*) mit zweizeiligen Blättern eingefast. Sie wird bis dreißig Fufs hoch. Um jede Hütte stehen gewaltige Stämme der *Persea*, an deren Fusse *Aristolochien*, *Paulinien* und andere rankende Gewächse wachsen. Die nahen Berge, welche mit Waldungen bedeckt sind, verbreiten Feuchtigkeit über die Gegend. Die Nacht vor ihrer Ankunft in los Ajuntas brachten sie in einer Zuckerpflanzung zu. Ein viereckiges Haus war von beinahe vierzig Negern bewohnt, sie lagerten auf Ochsenhäuten, die auf dem Boden ausgebreitet waren, in jedem Zimmer des Hauses hatten vier Slaven ihre Schlafstätte und das Innere glich einer Kaserne. Im Hofe der Meierei brannten ein Dutzend Feuer, an denen gekocht ward. Die lärmende Fröhlichkeit der Schwarzen störte ihren Schlummer. Scheint doch die gütige Vorsehung im Voraus das Geschick der armen Neger bemitleidet, und ihnen zum Ersatz jenes leichte Blut verliehen zu haben, das ihnen so oft ihr Elend verringert. Man arbeitet eben an einem kleinen Ableitungskanal, welcher der Meierei, über 70 Fufs hoch, die Gewässer des San Pedro zuführen sollte.

Das Erdreich dieser Gegenden hat sich weniger günstig für den Caffestrauch erzeugt, als man Anfangs glaubte. Wie wichtig übrigens der Caffeebau dieser Gegenden sey, erhellt daraus, daß die Provinz Caracas zur Zeit ihres höchsten Flors vor der Revolution 1812 bereits fünfzig bis sechzigtausend

Zentner Caffee erzeugte; und doch hatte erst 1784 ein ehrenwerther Bürger, Namens *Bartholomeo Blandin*, diesen Culturzweig eingeführt. Die schönsten Caffeeplantzen befinden sich gegenwärtig in den Savanen von Ocumare unweit Salamanca und in Rincon, so wie in den Berggegenden, wo der Caffee von besonderer Güte ist, aber keine so reichen Ernten liefert. Die großen Plantzen von Venezuela, die *Aguacates* in der Nähe von Valencia können in guten Jahren Ernten von dreitausend Zentner liefern. Die Preise gingen in jener Zeit sehr abwechselnd von 6 bis 18 Piaster. In Havannah hat man dieselben bis auf drei Piaster sinken gesehen. Freilich lagen dazumal in den Magazinen Englands über zwei Millionen Zentner angehäuft, und nicht umsonst hatte das damalige Continentalsystem Englands ganzen Haß erfahren. Man zieht daher in den vereinigten Provinzen von Venezuela den Caffeebaum demjenigen des Cacao sehr vor, und zwar darum, weil, wie schon oben bemerkt, der Caffee sich jahrelang halten läßt, ohne von seiner Güte einzubüßen, dahingegen der Cacao sehr schnell verdirbt, besonders wenn das Jahr sich durch Feuchtigkeit auszeichnet; keine Sorgfalt kann ihn dann vor dem schnellen Verderben retten. In den Caffeeärten von Caracas sah Herr von *Humboldt*, daß man den Caffee auf folgende Weise pflanzte. Obwohl viele Körner ausfallen und im Schatten der Mutterstämme keimen, so verschmäht man doch diese von selbst gekeimten Pflanzen bei Anlegung neuer Plantzen. Man nimmt

daher solche Körner, die noch etwas Fleisch an sich haben, legt sie zwischen angehäufte Pisangblätter und bringt sie auf diese Weise zum Keimen, indem die Erfahrung lehrt, daß die auf solche Weise gezogenen Pflanzen der Sonne besser widerstehen, als diejenigen, welche im Schatten der Bäume durch sich selbst gekeimt und aufgeschossen sind. Es werden hier zu Lande auf ein Stück Landes, welches man Vanega nennt, und ungefähr vier Morgen oder Joche unsers Landes beträgt (5476 Quadrat-Toisen), fünftausend dreihundert Stück Caffeebäume gepflanzt. Ein solches Stück Landes, wenn es bequem zu bewässern ist, denn davon hängt die Fruchtbarkeit ab, kostet im nördlichen Theile der Provinz 500 Piaster. Der Caffeebaum blüht erst im zweiten Jahre, und seine Blüthe dauert nicht über 24 Stunden. In der Blüthe gewährt dieser Strauch einen gar vortreflichen Anblick, und von ferne betrachtet sieht er wie mit Schnee bedeckt aus. Sind daher unsere Gebüsche mit Schnee und dickem Reif beladen, so können wir vom warmen Zimmer aus uns einen trefflichen Begriff von einer Caffeeplantation machen. Schon im dritten Jahre liefert der Caffeebaum eine treffliche Ernte. In gut gejätetem, reichlich bewässerten und neu aufgebrochenen Lande trifft man Caffeebäume, die eine Ernte von 16, 18, selbst bis 20 Pfund Caffee liefern. Im Durchschnitte kann man jedoch nicht mehr, als anderthalb bis zwei Pfund auf den Stamm für eine Ernte rechnen, was jedoch schon ein besserer Durchschnittsertrag ist, als auf den

**Antillen-Eilanden.** Schädlich wird den Pflanzungen der Regen; wenn er in die Blüthenzeit fällt, der Mangel an Wasser für die künstliche Bewässerung, und eine Art *Lorathus*, eine Schmarotzerpflanze, die sich gerne um die Stämme erstickend schlingt. Zu wundern ist, daß man noch nicht auf den Gedanken gekommen ist, aus der ungebeuren Masse des Abfalles, welcher aus dem Fleische der Caffee- kirsche besteht, Branntwein zu gewinnen, welches gewiß gelingen, aber auch dieß schädliche Getränk vermehren würde.

Seit den Unruhen auf St. Domingo, welche die erste Ursache der Caffeeanpflanzung auf Cuba, Jamaika und dem amerikanischen Festlande gewesen sind, hat der Ertrag des Caffees sich sehr vergrößert. Der steigende Luxus der Europäer hat viel dazu beigetragen. Im Jahre 1780 hatte San Domingo eine Ausfuhr nahe von 76,000,000 Pfund Caffee. Im Jahre 1812 betrug sie noch 36 Millionen. Der Anbau des Caffees hat durch die Schwarzen weniger gelitten, als die Zuckerpflanzung. Hingegen erzeugt Jamaika gegenwärtig 26 Millionen, Cuba 20, Surinam, Curacao, Demerari, Berbice 11 Venezuela 5, Java 13 Millionen, Summa: 75 Millionen Pfund Caffee. Nach Europa wird gegenwärtig eingeführt 106 Millionen Pfund amerikanischen Caffees. Rechnet man dazu noch 5,000,000 von der Insel Bourbon und de France, nebst 30 Millionen aus Arabien und Java, so ergibt sich, daß Europa jetzt 140 Millionen Pfund Caffee verbraucht. Da jedoch dieser Verbrauch täglich zu-

nimmt, so dürfen unsere amerikanischen Nachbarn ohne Sorge ihre Pflanzungen vermehren, in der frohen Zuversicht, daß Europa in fünfzig Jahren das Doppelte an Caffee gebrauchen wird. Dieses Panacée der Frauen, diese Universalmedizin gegen üble Laune erfreut sich von Tag zu Tag größeren Beifalls, und trotz dem, daß man das Caffee trinken als schädlich verdächtig machen wollte, bleibt der liebliche Duft der holden Bohne die Freude des schönen Geschlechts. Neben dem Caffee erfreut sich auch der Thee der Gunst des Europäers, und zwar mit Recht, und auch seine Einfuhr hat sich seit zwanzig Jahren um ein Viertel erhöht. Diese herrliche Pflanze könnte auch in den Bergen von Caracas angepflanzt werden, und würde daselbst trefflich gedeihen. Die Klimate sind da nach Belieben zu haben, da sie gleich Stockwerken über einander geschichtet sind. Brasilien hatte bereits duldsam, zu gleicher Zeit die Chinesen, den Thee und die Lehre des Fohi einwandern lassen, und man sagt, daß alle drei trefflich gedeihen.

Am 8. Februar bei Sonnenaufgang sehen wir unsere Reisenden schon wieder auf dem Wege, um über die unter dem Namen des Iliguerote bekannte hohe Berggruppe zu gehen. Sie trennt die zwei Längenthäler von Caracas und Aragua von einander. Nachdem sie nahe bei las Ajuntas die Vereinigung des Flüsichens San Pedro und Macarao, die den Rio Guayra bilden, überschritten hatten, erstiegen sie den steilen Abhang, der zur Bergebene von Buena-

Vista führt. Man trifft hier einzelne Häuser an. Die Aussicht dehnt sich nordöstlich über die Stadt Caracas und südlich über das Dorf Teques aus. Die Landschaft ist wild und sehr waldig. Die Pflanzen des Thales von Caracas verschwinden hier allmählich. Man sieht hier nicht mehr die *Vernonia odoratissima*, *Tagetes Caracassana*, *Limnocharis Humboldti*, *Amaranthus Caracassanus*, *Datura arborea*, *Salix Humboldtiana*, *Inga cinerea*, *ligustrina*, *sapindoides*, *fatuosa* u. dergl. Sie befanden sich hier bei 835 Toisen über der Mceresfläche, wo die mittlere Temperatur 17° bis 18° beträgt. Dieser Bergpaß wird sehr stark bereist. Unaufhörlich begegneten unsern Wandcrern lange Züge von Maulthiercn und Ochsen. Dieser Weg bildet die Landstrafse zwischen der Hauptstadt und Vittoria, nebst den Thälern von Aragua. Die Gebirgsart, in die der Weg eingeschnitten ist, besteht aus kalkigem Gneifs, durch dessen Verwitterung eine mit Glimmerblättchen angefüllte, drei Fufs hohe Thonschichte den Fels bedeckt, staubig und dürre, wenn er trocken ist, grundlos zur Regenzcit. Beim Herabsteigen von Buena - Vista findet sich etwa fünfzig Toisen tiefer südostwärts eine wasserreiche Quelle, die aus dem Gneifs hervorkommt, und mehrere von dichtem Pflanzenwuchse beschattete Cascaden bildet. Der Fußweg, welcher zur Quelle führt, senkt sich so schnell, daß man die Gipfel der 25 Fufs hohen Farrenkräuter mit der Hand erreichen kann. Die umstehenden Felsen sind mit Moosen und Flechten überzogen.

Der durch die Quelle gebildete und von Heliconien beschattete Bergstrom entblößt in seinem Laufe die Wurzeln der Plumeria oder Jasminbaum, den die Indianer der Inseln in ihren Gärten haben, und der bisher nur sehr selten wildwachsend angetroffen wurde; dann des Cupey der Brownca und der Ficus gigantea, welcher hundert Fuß hoch wird. Diese feuchte, an allerlei merkwürdigen Pflanzen so reiche Gegend hat aber eine seltsame Bevölkerung, von welcher man sich fern am besten befindet; es sind dieß viele und verschiedenartige Schlangen. Die Brownca, von den Einwohnern Rosa del Monte oder Palo de Cruz genannt, trägt vier bis fünfhundert Purpurblumen in einem einzigen Strauße vereint. Jede Blume hat beständig elf Staubfäden, sein Stamm erreicht fünfzig bis sechzig Fuß Höhe und die ganze Pflanze bildet eine der prachtvollsten Zierden der heißen Zone. Dieses Holz liefert aber eine sehr geschätzte Kohle, und eben darum fängt es an, selten zu werden. Der Boden ist mit Ananas, Hemimeris und Melastomen überzogen. Ein grasartiges Rankengewächs schlingt sich über diese Bäume, deren Daseyn für die Kühle des Klima Zeugniß gibt. Darunter sind die Aralia capidata, die Vismia caparosa und die Clethra fagifolia. Mitten unter diesen, der schönen Gegend der Farrnkräuter eigenthümlichen Pflanzenformen, erheben sich an lichten Stellen Palmen und Gruppen der silberblättrigen Cecropia, deren dünne Stämme gegen die Spitze zu schwarz und wie verbrannt aussehen.

Es ist übrigens befremdend, daß ein so schöner Baum gewöhnlich nur acht bis zehn Kronenblätter trägt. In den Cecropien nisten Ameisen, die sein Gefache im Innern zerstören und seinem Wachstume hinderlich sind.

Im Herabsteigen des Higuero, dieses mit so prachtvollen Waldungen bewachsenen Berges, kommt man zu dem kleinen Dorfe San Pedro, dessen absolute Höhe 584 Toisen beträgt, das in einem Becken liegt, um welches mehrere Thalgründe sich vereinigen, und das nahe an 300 Toisen niedriger ist, als das Plateau der Buena-Vista. Es werden da neben einander der Pisang, die Kartoffel und der Caffee gebaut. Das Dorf war damals noch sehr klein und der Kirchenbau noch nicht vollendet. Unsere Reisenden waren über dieses Alles sehr erfreut und in einer Stimmung, die von derjenigen ganz verschieden war, in welcher sich einige spanische Tabakofficianten befanden, die sie in dem Wirthshause antrafen. Diese waren sehr niedergeschlagen, ermüdet von der Reise und ergossen sich in Klagen und Verwünschungen über das unglückselige Land (*estas tierras infelices*), in dem sie zu leben gezwungen seyen. Herr von *Humboldt* und seine Begleiter konnten hingegen im Lobe der schönen wilden Gegend, des fruchtbaren Bodens und des milden Klima nicht satt werden. So hängt Alles von dem Gemüthe des Menschen ab. Ähnlich ist er dem Chamäleon, denn so wie dieses die Farbe der Um-

gebung annimmt, so überträgt der Mensch die Farbe seines Innern auf die Umgebung.

Das Thal San Pedro, in welchem der Fluß gleichen Namens strömt, theilt die zwei großen Gebirgsmassen des Higuerote und des las Cocuyzas. Westwärts stiegen sie wieder durch ein paar kleine Meicreien bergan. Diese sind nur einzelne Häuser, welche Wirthschaft treiben. Die Maulthiertreiber finden hier ihr Lieblingsgetränk Guarapo, oder gegohrenen Zuckerrohrsafte. Die Indianer, welche diese StraÙe besuchen, sind dem Trunke besonders sehr ergeben. Auf der Höhe des Cocuyzas öffncten sie den Barometer. und fanden, daß sie auf gleicher Höhe mit der Buena Vista sich befanden. Von hier aus, wo sie eine ausgedehnte, aber einförmige Aussicht genossen, stiegen sie nun in's Thal des Rio Tuy hinab. Dieser Abhang führt den Namen Las Cocuyzas, und ist mit zwei agavblättrigen Pflanzen bewachsen. Die eine, Maguay de Cocuy genannt, gehört der Gattung der Yucca an; aus ihrem zuckerartigen Gährungsafte wird Branntwein bereitet, auch werden die jungen Blätter als Speise genossen, und aus den alten Blättern werden sehr zähe Seile bereitet. Ein solches Maguay-Seil, 5 Linien im Durchmesser, hatte am Uhrwerk der Cathedral von Caracas seit 15 Jahren ein Gewicht von 350 Pfund getragen.

Verläßt man die Berge von Higuerote und las Tegues, so verändert sich die Landschaft. Man kommt nun in eine Gegend, die reich bebaut und

mit Weilern und Dörfern, die in Europa Städte heißen würden, bedeckt ist. In einer Entfernung, die nicht mehr als zwölf Meilen beträgt, von Osten nach Westen, stehen la Vittoria, San Mattheo, Turmero und Maracay, welche zusammen mehr als 28,000 Einwohner zählen. Diese Ebenen des Tuy können als die östliche Grenze der Thäler von Aragua angesehen werden, welche sich von Guigua an den Gestaden des Valencia-Sees bis an den Fuß des las Cocuyzas erstrecken. Herr von *Humboldt* erhielt durch den Barometer 295 Toisen Höhe, für das Thal von Tuy, und 222 für die Oberfläche des Valencia-Secs. Die Berggruppe von los Teques hat 850 Toisen Höhe, sie trennt zwei Längenthäler — das östliche, in welchem die Hauptstadt befindlich ist, liegt 200 Toisen höher als das westliche Thal, welches als der Mittelpunkt des landwirthschaftlichen Kunstfleißes betrachtet werden kann.

---

## Z w e i t e s   K a p i t e l .

Die Thäler von Tuy und Aragua.

Da die Herren von *Humboldt* und *Bonpland* seit längerer Zeit in den Hochthälern von Caracas verweilt hatten, so waren sie an eine kühlere und gemäßigtere Temperatur wieder gewöhnt; als sie sich daher den Thälern von Aragua näherten, fiel ihnen die daselbst herrschende Hitze lästig, obschon das Thermometer am Tage zwischen 11 Uhr Morgens

und 5 Uhr Abends nicht über 23° bis 24° der hunderttheiligen Scale stieg. Des Nachts trat eine angenehme Küble ein, indem die Temperatur bis auf 17°, 5 hinab sank. Wie gegen Abend die Wärme abnahm, schien sich die Luft mit Wohlgerüchen zu füllen. Unter diesen unterschieden sie deutlich die köstliche Würze des *Panacratium udulatum*, hier *Lirio hermosso* genannt, dessen Blume 8 bis 9 Zoll lang ist, und die Gestade des Rio Tuy schmückt. Sie hielten sich zwei Tage lang in der Pflanzung eines Herrn *Jose de Manterola* auf. Dieses war eine sehr schöne Zuckerrohr-Pflanzung auf einem Boden, der wie ein ausgetrockneter See geobnet war. Der Fluß Tuy schlängelt sich sehr romantisch durch einen Landstrich, der mit Pisangbäumen und einem Wäldchen aus *Hura crepitans*, *Erithrina*, *Corallodendron* und dem nympheablättrigen Feigenbaum bewachsen ist. Das Flußbett besteht aus Quarzgeschieben und gewährt das angenehmste Bad, das man sich denken kann. Das Flußwasser ist hell wie Krystall, und behält selbst den Tag über eine Temperatur von 18°, 6, was hier eine beträchtliche Küble ist; aber die Quellen befinden sich in den benachbarten Bergen. Die auf einem Hügel von 15 bis 20 Toisen Höhe stehende Wohnung des Gutsherrn, fährt Herr von *Humboldt* fort, ist von den Hütten der Neger umgeben. Die Verheiratheten unter denselben sorgen selbst für ihren Unterhalt. Man überläßt ihnen hier, wie überall in den Thälern von Aragua, ein kleines Stück Pflanzland, welches sie am Samstag

und Sonntag, den einzigen freien Wochentagen, bearbeiten. (So weiß man sich unter dem Scheine der Menschlichkeit ihrer Ernährung zu entziehen, und den armen Schlachtopfern europäischer Geldgierde auch die wenigen freien Stunden, in denen sie ihr Elend vergessen könnten, zu rauben, und in Sorge zu verwandeln.) Sie ziehen Hühner auf, zuweilen auch ein Schwein. Der gebietende Herr rühmt ihr Glück, wie in nördlichen Europa die Grundherren gern den Wohlstand ihrer leibeigenen Bauern rühmen. Am Tage unserer Ankunft sahen wir drei flüchtige Neger einbringen; es waren kürzlich gekaufte Slaven. Ich besorgte Zeuge einer Strafweise zu seyn, die überall, wo Sklaverei herrscht, das Landleben widerwärtig macht; glücklicher Weise wurden die Schwarzen menschlich behandelt.

In dieser, wie in allen andern Pflanzungen Venezuels, unterscheidet man von weiten an der Farbe der Blätter die drei Arten Zuckerrohr, welche gepflanzt werden. Von dem kostbaren Gewächse, welches den eigentlichen Zucker liefert, kennt und pflanzt man gegenwärtig drei Arten. Das alte kreolische, das Rohr von Otaheite und dasjenige von Batavia. Das unter dem Namen *Canna creolia* längst bekannte Rohr ist das älteste; es hat Blätter von dunklem Grün, einen dünnen Stengel, nahe bei einander stehende Knoten und liefert wenigen Saft. Es ist dieses dasjenige Zuckerrohr, welches aus Indien zuerst in Sicilien, auf den canarischen Inseln und dann in den Antillen eingeführt ward. Das

Zuckerrohr von Otaheite (*Canna de Otaheite*) unterscheidet sich durch ein helleres Grün, und sein Stengel ist höher, dicker und saftiger. Man unterscheidet es in grosser Ferne vom gemeinen Rohre. Die ganze Pflanze drückt ein volleres und üppigeres Wachsthum aus. *Cook* und *Forster* haben es zuerst bekannt gemacht, obwohl sie den Werth desselben noch nicht geahnt hatten. *Bogainville* brachte es nach Isle de France, von wo es nach Cayenne und Martinique, dann seit 1792 auch auf die übrigen Antillen verpflanzt ward. Dieses Zuckerrohr von Otaheite, das To der Insulaner, ist eine der wichtigsten Erwerbungen, welche die Landwirthschaft der Colonien seit einem Jahrhundert den Reisen der Naturforscher verdankt. Es liefert nicht nur auf gleichem Landesumfang um ein Drittheil mehr Zuckersaft (*Vezou*), als das kreolische Rohr, sondern um seines dickern Stengels und der zähern Holzfasern willen auch ungleich mehr Brennstoff. Dieser Umstand ist für die Antillen von um so grösserer Wichtigkeit, als die unvorsichtige Ausrottung der Wälder die Pflanser schon längst nöthigte, sich der Trester als Feuerung unter dem Siedkessel zu bedienen. Das Rohr von Otaheite ward von der Insel Trinidad nach Caracas, von da nach Cucuta und San Gil in Neu-Granada gebracht. Heut zu Tage ist man endlich auch nach einer 25jährigen Erfahrung über die Sorge der Ausartung beruhigt. Man fürchtete nämlich, es möchte nur eine Abart seyn und wieder in das kreolische zurückarten. Bis jetzt zeigt sich keine

Spur. Auf der Insel Cuba bringt eine Pflanzung von ungefähr 25 Morgen Landes 870 Zentner Zuckerrohr hervor, wenn sie mit Südsee-Rohr bepflanzt ist. Sonderbar ist es übrigens, daß dieses Zuckerrohr gerade in dem Theile der spanischen Colonie gebaut wird, der von Australien am entferntesten ist. Man schiff't von den Küsten Peru's in 25 Tagen nach Otaheite, und doch baute man zur Zeit dieser Reise weder in Peru noch in Chili otaheitisches Zuckerrohr. Die Einwohner der Oster-Insel, welche großen Mangel an süßem Wasser haben, trinken Zuckerrohrsaft und Seewasser, — eine merkwürdige Erscheinung! Auf den Gesellschaft- und Sandwichs-Inseln wird das hellgrüne dickschaftige Rohr überall gebaut.

Die dritte Art ist das violette Zuckerrohr, welches Canna de Batavia oder auch Canna de Guinea genannt wird, wo dasselbe besonders in den Gegenden von Japara und Pasuran angebaut wird. Es hat breite purpurfarbene Blätter und wird in Caracas vorzüglich zur Rumbereitung verwendet. Die mit Zuckerrohr beplanten Äcker werden hier mit einer kolossalen Grasart, dem Gynerium, eingefast, es ist dies die oben erwähnte Grasart mit zweireihigen Blättern.

Das Thal von Tuy hatte einen Goldschacht, wie jeder Ort in Amerika, der an ein Urgebirg stößt und von Weißen bewohnt wird. Man erzählte, daß 1780 fremde Goldwäscher in der Goldschlucht (ravin del' oro) Goldkörner gesammelt und eine

Wascheinrichtung gemacht hätten. Der Geschäftsführer einer benachbarten Pflanzung habe diese Spur verfolgt und man fand unter seinem Nachlasse ein Kamisol mit Goldknöpfen. Der Logik des Volkes zufolge, konnte dieses Gold nur von einem Erzgange herkommen, dessen Zutageliegen nur durch einen Erdfall war verschüttet worden. Herr von *Humboldt* mußte sich trotz aller Gegenvorstellungen in das Ansinnen seiner Hauswirthe fügen und die Goldschlucht besuchen. Das Kamisol mit den Goldknöpfen war seit zwanzig Jahren der Gegenstand der Gespräche der Umgebung gewesen. Das der Erde entthobene Gold hat in den Augen des Volks einen viel höhern Reiz, als das durch Fleiß in der Landwirtschaft erworbene, so sehr auch Boden, Klima und Fruchtbarkeit den Erwerb des letztern vor jenem begünstigen mögen.

Nordwestlich von der Hacienda del Tuy in der nördlichen Reihe der Küstenkette öffnet sich eine tiefe Schlucht. Man nennt sie *Quebrada seca*, weil der Bergstrom, der sie ausgewaschen hat, sich in ihre Klüfte verliert. Dieses Bergland ist, so wie das oben beschriebene von Buena-Vista, mit herrlichem Pflanzenwuchse bedeckt, welcher mit dem schönsten Grün prangt. In den Ebenen hingegen lassen viele Bäume, wie schon oben bemerkt, im Winter einen Theil ihres Laubes fallen, und sobald man in das Thal von Tuy herabsteigt, ist man über das fast winterliche Aussehen der Landschaft erstaunt. Dieses verursacht hier die Trockenheit der

Luft, welche in den gebirgigen Gegenden durch die vielen Quellen gemildert wird. Im Februar ist die Trockenheit am größten. Einen Monat vor der Regenzeit fangen die Bäume wieder an grün zu werden, wahrscheinlich ist um diese Zeit das Gleichgewicht der Atmosphäre schon gebrochen und wird allmählich feuchter, die dunkle Azurfarbe des Himmels bleicht sich, und die höhern Gegenden bedecken sich mit gleichförmig verbreiteten Dünsten. Diese Jahrzeit könnte man als das Erwachen der Natur ansehen. Es ist ein Frühling, der nach der in den Colonien gewohnten Sprache den Eintritt des Winters verkündet und auf die Sommerhitze folgt. Winter nennt man denjenigen Theil des Jahres, wo der meisté Regen fällt, so dafs auf dem Festlande die mit dem Wintersolstitium anfangende Jahrzeit der Sommer heifst, und man täglich sagen hört, es sey Winter auf den Bergen zu gleicher Zeit, wo im benachbarten Lande Sommer ist.

In der oben erwähnten Quebrada seca war vormals Indigo gebaut, da jedoch der mit Pflanzen bedeckte Boden zu wenig Wärme rückstrahlt, so pflanzte man Caffee, der gute Ernten liefert. Am nördlichen Ende der Bergkluft fanden sie einen Bergstrom, der über Gneifslager niederstürzt. Man arbeitete eben an einer Wasserleitung, die das Wasser der Ebene zuführen sollte, denn ohne Wässerung mag die Landwirthschaft in diesem Klima keine Fortschritte machen. Ein ungeheurer Baumstamm zog ihre Aufmerksamkeit auf sich, er war nieder-

gebrannt worden, und im Fallen zwischen zwei ungeheure Feigenbäume gerathen, die ihn vor dem Hinabstürzen in die Schlucht sicherten. Sie maßen diesen Stamm, und obgleich ein Theil abgebrannt war, so betrug die Länge doch noch 154 Fufs, mit einem Durchmesser an der Wurzel von 8 Fufs, und am obersten Ende 4 Fufs 2 Zoll. Den Begleitern der Reisenden lag mehr an dem Goldschacht, als an der Gröfse der Bäume, und sie drängten daher zum Weitergehen. Eine westliche Krümmung brachte sie endlich in die Goldschlucht. Es war schwer, die Spuren einer Quarzader am Abhange eines Hügels aufzufinden, wo das herabgestürzte Erdreich alles bedeckte. Große Bäume standen jetzt schon auf dem Platze, wo vor zwanzig Jahren die Goldwäscher gearbeitet hatten, und ob es gleich nicht unwahrscheinlich ist, daß der Glimmerschiefer hier goldhaltige Adern enthält, so läßt sich doch nicht entscheiden, ob sie auch bauwürdig sind, und ob das Erz nicht bloß nesterweise und um so seltener, je reicher es ist, vorhanden sey. Eine Entschädigung für diesen Spaziergang fanden unsere Freunde in den prächtigen Cedrellen, Brownen und Nymphäablättrigen Feigenbäumen, die hier neben andern botanischen Schätzen vorkommen. Die ungeheuren Feigenbäume zeigen mit wohlriechenden Vanillepflanzen bedeckte Stämme, welche meist im April blühen. Herr von *Humboldt* bemerkt hier: Es fielen uns abermal jene holzigen Auswüchse auf, die in Gestalt von Gräten oder Rippen die Stammdicke der

amerikanischen Feigenbäume so außerordentlich und bis zu 20 Fuß über den Boden ausdehnen. Ich habe Stämme angetroffen, die nahe über dem Boden 21 und einen halben Fuß Durchschnitt hatten. Bisweilen trennen sich diese holzartigen Gräten acht Fuß hoch vom Stamme, und verwandeln sich in runde, zwei Fuß dicke Wurzeln. Der Baum scheint aldann wie von Strebepfeilern getragen. Diese Stützen dringen jedoch nicht sehr tief in die Erde ein. Die Seitenwurzeln schlängeln sich auf der Oberfläche des Bodens, und wenn man sie bei zwanzig Fuß vom Stamme entfernt mit der Axt durchhaut, so quillt der Milchsaft des Feigenbaums hervor, welcher, sobald er der lebendigen Thätigkeit der Organe entnommen ist, sich verändert und gerinnt. Wie wunderbar erscheint uns die Zusammenfügung der Zellen und Gefäße in diesen vegetabilischen Massen, in diesen Riesenbäumen der heißen Zone, die seit einem Jahrtausende vielleicht ununterbrochen nährrende Flüssigkeiten zubereiten, dieselben bis 180 Fuß in die Höhe treiben, sie alsdann wieder zur Erde hinabführen, und unter einer harten und rauhen Rinde, unter leblosen Schichten von Holzfasern alle Bewegungen des organischen Lebens bergen.

Die Hacienda de Manterola liegt unter 10°, 16' 55" der Breite.

Während des Aufenthalts in den Thälern von Tuy vergnügte unsere Reisenden vorzüglich eine Himmelserscheinung, die den Naturforschern unter dem Namen Zodiakallicht bekannt ist. Hier zeigte es sich

in dieser Zeit jede Nacht besonders glänzend. Das Zodiakallicht sieht man besonders zur Zeit der Nachtgleichen kurz vor dem Aufgange oder bald nach dem Untergange der Sonne am Himmel erscheinen. Es besteht in einer Helle, welche der der Milchstraße gleichkömmt. Es erstreckt sich in Gestalt eines Kegels, dessen Basis die Sonne selbst, dessen Axe aber die Ekliptik ist, in der Richtung des Thierkreises durch den Himmel, und zwar weit über die Erdbahn hinaus. Dieses Licht ist so durchsichtig, daß es die kleinsten Sterne durchscheinen läßt. Wahrscheinlich ist dieses Zodiakallicht die feine und leuchtende Atmosphäre der Sonne selbst, weil es eine bestimmte linsenförmige Form hat. Herr von *Humboldt* hatte es unter den Wendekreisen, wo sein Licht etwas röther wird, zum ersten Male in Caracas am 18. Januar nach sieben Uhr Abends wahrgenommen, wo es bis 9 Uhr 35' wahre Zeit fort-dauerte, ohne daß sich die Klarheit des Himmels-gewölbes vermindert hätte. Noch viel schöner, als in den Thälern von Tuy, sah es Herr von *Humboldt* später auf dem Rücken der Cordilleren, an den Gestaden des Tezcuco-Sees, 1160 Toisen über dem Meere. Die Milchstraße schien vor dem Glanze des Zodiakallichtes zu erblassen, und wenn zerstreute bläuliche Wölkchen sich gegen Westen gesammelt hatten, schien es, als wollte der Mond aufgehen. Bis jetzt ist jedoch diese Erscheinung noch nicht zur Genüge erklärt. Es geben Veränderungen in Hinsicht auf die Stärke seines Lichts vor, und manchen

hellen Abend erseheint es gar nicht, während es in den folgenden Abenden wieder in seinem ganzen Glanze sichtbar ist.

Mit Aufgang der Sonne verließen sie am 11. Februar die Pflanzung von Manterola. Der Weg führte längs den anmuthigen Gestaden des Tuy; der Morgen war kühl und feucht, die Luft mit herrlichem Geruche des *Panocratium udulatum* und anderer grosser Liliengewächse erfüllt. Um nach Vittoria zu kommen, wandert man durch das hübsche Dorf Mamon oder Consejo, das durch ein Wunderbild der Jungfrau berühmt ist. Nahe vor dem Dorfe hielten sie bei einer der Familie *Monteras* zugehörigen *Meicerci* still. Eine mehr als hundertjährige Negerin saß vor einer kleinen, aus Erde und Rohr aufgeführten Hütte. Man kannte ihr Alter. Sie schien noch sehr gesund zu seyn. Ihr Enkel war bei ihr; ich halte sie, sagte er, an der Sonne; die Wärme erhält ihr das Leben. Rührend war dieser schöne Zug der Kindesliebe. Sind das die niedrigen thierischen Rassen, auf die der Weisße so stolz herabblickt? — Das Mittel schien etwas gewaltsam, welches der fromme Enkel anwendete; denn die Strahlen fallen hier senkrecht auf. Aber die Völker mit schwarzbrauner Haut, die wohlacclimatisirten Neger und die Indianer erreichen unter der heißen Zone ein glückliches Alter. In Peru traf Herr von *Humboldt* einen Eingebornen, der im 143. Jahre starb, nachdem er 90 Jahre im Ehestande gelebt hatte.

*Don Francesco Montera* und sein Bruder, ein

junger sehr aufgeklärter Geistlicher, begleiteten unsere Freunde in ihr Haus zu Vittoria. Fast alle Familien, mit denen sie zu Caracas Freundschaft geschlossen hatten, lebten in den Thälern von Aragus, und beieferten sich, ihnen hier den Aufenthalt angenehm zu machen. Sie genossen daher vor ihrem Eindringen in die Wälder des Orinoko noch ein Mal die Freuden und Bequemlichkeiten der Civilisation, deren sie hernach auf lange Zeit hin entbehren sollten. Wir werden sie bald unter Leuten vom Stande finden, die nach den Tigern und Krokodillen die erste Classe ausmachen.

Der Weg von Mamon nach Vittoria geht in südlicher und südwestlicher Richtung. Den Tuyfluß verloren sie hier aus dem Gesichte, da er gegen die Gebirge zu eine Krümmung macht. Gegen Vittoria zu wird das Land flach, und man sieht, daß es ein abgelaufener See ist. Die aus Kalksinter bestehenden Hügel der Nachbarschaft sind nur 140 Toisen hoch, aber senkrecht abgestutzt laufen sie in das flache Land heraus, und bilden die vormaligen Ufer des alten Sees. Das östliche Ende des Thales ist dürr und unbebaut, so wie auch die von den nahen Bergen bewässerten Schluchten noch unbenutzt sind, obwohl zunächst um Vittoria eine schönere Landescultur begonnen hatte.

Vittoria, welches dazumal noch ein Dorf war, und von der spanischen Regierung den Namen einer Stadt und die Befugniss zu einem Municipal-Rath noch nicht hatte erlangen können, zählte damals

7000 Einwohner, es hatte schöne Gebäude und eine mit dorischen Säulen schön verzierte Kirche.

Die Gegend von Vittoria gewährt in Hinsicht auf ihre Cultur einen merkwürdigen Anblick. Das bebaute Land steht 270 bis 300 Toisen über der Meeresfläche, und man sieht demnach Getreidefelder zwischen denen von Pisang, Caffee und Zuckerrohr. Mit Ausnahme des Innern der Insel Cuba, findet man fast nirgend in den spanischen Colonien auf so geringer Höhe den Anbau des Getreides im Großen. Die schönen Getreidefelder Mexiko's stehen auf einer Höhe zwischen 600 und 1200 Toisen, und nur selten steigen sie auf 400 herab. Der Ertrag der Getreidearten vermehrt sich von den hohen Breiten aus gegen den Aequator hin, so lange die Temperatur gemäßiget ist. Das Gelingen des Getreidebaues hängt von der Trockenheit der Luft ab, so wie von der Quantität des Regens, wie er zwischen verschiedenen Jahreszeiten vertheilt, oder nur auf die Wintermonate beschränkt ist u. s. w. Es ist gewiss eine merkwürdige Erscheinung, daß unsere Getreidearten von Lappland bis zum Aequator, durch eine geographische Breite von 69° hin, in Ländern, wo der Wärmedurchschnitt — 2° bis + 22° beträgt, überall angebaut werden. Man kennt den geringsten Grad der Wärme, bei welcher Weizen, Hafer und Gerste reifen mögen; man weiß aber noch nicht den höchsten Hitzeegrad, welchen diese Grasarten ertragen. Vittoria und das benachbarte Dorf San Matteo ertragen viertausend Zentner Weizen, von

dem die Aussaat im December geschieht. Nach siebenzig oder fünf und siebenzig Tagen folgt die Ernte. Die Körner sind groß, weiß und reich an Kleber, das ist, jener zähen, pappartigen Masse, welche man im Mehle wahrnimmt, und welche den Kleister gibt. Auch die Häutchen des Weizens sind dünner und nicht so hart, wie auf der Bergebene Mexiko's. Ein Morgen Landes erträgt in der Gegend von Vittoria gewöhnlich 3000 bis 3200 Pfund Weizen. Im Durchschnitt ist daher der Ertrag sowohl hier als in Buenos-Ayres zwei bis drei Mal so groß, als in den nördlichen Ländern, und man erntet gewöhnlich die sechzehnfache Saat, da bei uns der Boden im Durchschnitt, selbst in Ungarn, nur sechs- bis siebenfache Aussaat gewährt. Dieses reichen Ertrags ungeachtet ist es in den Thälern von Aragua dennoch vortheilhafter Zuckerrohr, als Getreide zu pflanzen. Durch Vittoria fließt der kleine Fluß Calanchas, welcher in den Fluß Aragua ausmündet. Hieraus folgt, daß dies klein Thal, welches zu gleicher Zeit Zuckerrohr und Weizen liefert, schon dem Becken des Secs von Valencia und einem inländischen mit dem Meere in keiner Verbindung stehenden Flußgebiet angehört. Der auf der Westseite dieses Flüs- chens liegende Theil von Vittoria heißt *la otra banda*, in ihm wohnt vorzüglich der handeltreibende Theil. Die Straßen sind mit Krambuden angefüllt, in denen überall Waaren ausgelegt sind. Durch Vittoria führen zwei Handelsstraßen, diejenige von Valencia oder Porto Cabello und die Straße von Villa de

Cura oder den Ebenen, die den Namen Camino de los Llannos führt. Man trifft hier verhältnißmäßig mehr Weisse an, als in Caracas.

Bei Sonnenuntergang erstiegen die Pilger den Calvarienberg, der sich einer herrlichen Aussicht erfreut. Westwärts übersieht man die anmutigen Thäler von Aragua, diesen Garten Amerika's, dessen weites Erdreich in herrlichen und mannigfaltigen Pflanzungen, wie man sie nur unter den Tropen sieht, mit wilden Baumgruppen, Meierhöfen und Weilern besetzt ist, die den Fleiß nebst seinem Lohn, den Wohlstand der Bewohner dem Fremden verkünden. In Süden und Südosten, so weit das Auge reicht, sieht man die hohen Gebirge von la Palma, Guayraima, Tiara und Guiripa, hinter welchen die unermesslichen Ebenen von Calabozo liegen. Diese innere Kette dehnt sich westwärts aus, den See von Valencia entlang gegen Villa de Cura, Cuesta de Yusma und die zackigen Berge von Guigue. Sie ist steil und immer mit dem leichten Dunste bedeckt, welcher in den heißen Klimaten den entfernten Gegenständen eine hellblaue Färbung ertheilt, und ihre Umrisse keineswegs verhüllt, sondern denselben einen kräftigern Ausdruck verleiht. Vittoria liegt unter  $10^{\circ}$ ,  $13' 35''$  N. Br.

San Matteo, Turmero und Maracay sind reizende Dörfer, in denen alles den größten Wohlstand verrieth. Man glaubt sich plötzlich nach Europa in den gewerblustigsten Theil von Catalonien versetzt. In der Nähe von Matteo sahen sie die letzten Weizen-

felder und die letzten Mühlen mit wagerechten Wasserrädern. Man erwartete eine zwanzigfache Ernte, und als ob das noch nicht genug wäre, fragte man Herrn von *Humboldt*, ob die Ernten in Preußen und Polen mehr einträgen. Einem allgemeinen Irrthume gemäß, glaubt man in den Tropenländern allgemein, daß die Cerealien, wie sie sich dem Aequator näherten, ansarteten und in den nördlichen Ländern reichere Ernten lieferten. Man ist jedoch jetzt überzeugt, daß diese Grasarten über den 45° der Breite hinaus nirgend einen so reichen Ertrag liefern, als auf den Nordküsten Afrika's und den Hochebenen von Neu-Granada und Mexiko. Vergleicht man im Durchschnitt die Wärme der Monate, welche das Wachsthum der Brotfrüchte umschließen, so ergeben sich für die drei Sommermonate im nördlichen Europa 15° bis 19°, in der Barbarei und Egypten 27° bis 29° und in den Tropenländern zwischen 1400 und 300 Toisen Höhe 14° bis 25°, 5 des hunderttheiligen Wärmemessers.

Es zeigt sich daher aus den reichen Ernten Egyptens und im Königreiche Algier, aus denen der Thäler von Aragua und der innern Landschaft der Insel Cuba, daß die höheren Wärmegrade dem Ertrage unserer 'Getreidearten' keineswegs nachtheilig sind, wofern nicht dieser hohen Temperatur ein besonderer Grad von Trockenheit oder Feuchtigkeit beigegeben ist. Mit Erstaunen sieht man auf der Insel Cuba die Grenze des Anbaues der Cerealien bis zum Meere herabsteigen, während am Abhange der mexikanischen

Berge, in der Nähe von Xalapa, auf 677 Toisen Höhe der Pflanzenwuchs noch dermaßen üppig ist, daß das Getreide keine Ähren mehr treibt. Im Anfange der Besitznahme Amerika's war der Anbau des Weizens weiter verbreitet. In manchen Gegenden, wie in der Provinz Caracas, hat er sich erhalten, und die Stadt Tocuyo führt allein jährlich an 8000 Zentner vortreffliches Mehl aus. Demungeachtet wird der Getreidebau hier nie sehr wichtig werden. Die mildesten Thäler sind allzuschmal, und Caffee, Zucker und ähnliche Erzeugnisse gewähren mehr Vorthail, da sie denn am Ende doch dem Lande angemessener sind.

Vier Meilen von San Matteo steht das Dorf Turmero. Der Weg führt ununterbrochen durch Pflanzungen von Zuckerrohr. Indigo, Baumwolle und Caffee. Die Dörfer sind alle sehr regelmäsig angelegt, und erinnern dadurch, daß sie alle den Mönchen und Missionen ihren Ursprung verdanken. Die Strafsen laufen der Schnur nach parallel mit einander und kreuzen sich rechtwinklich. Der Platz in der Mitte bildet ein großes Viereck, auf welchem die Kirche steht. Die Kirche in Turmero ist ein kostbares, aber mit architektonischen Zierathen überladenes Gebäude. Seit die Missionäre den Pfarrern Platz machen mußten, haben sich die Wohnungen der weißen Einwohner mit denen der Indianer vermischt. Die Indianer verschwinden nach und nach als abgesonderter Stamm, das will sagen: sie verlieren sich und werden durch die Metis und Zambos

vorgestellt, deren Anzahl im Zunehmen ist. Herr von *Humboldt* fand übrigens doch noch 4000 zinspflichtige Indianer in den Thälern von Aragua. Sie sind klein, aber weniger untersetzt als die Chaymas. Ihr Blick verräth mehr Lebendigkeit, was jedoch daher rühren mag, weil sie mehr gesittet sind. Sie arbeiten um Tegelohn, und sind bei der Arbeit thätig und fleißig. Ein Unglück ist es jedoch, daß mildere Sitten durch das Laster der Trunkenheit vertilgt werden; was sie in zwei Monaten verdienen, verthun sie in einer Woche in starken Getränken wieder. So gewiß ist es, daß ein niedriger Grad von Sittigung den Menschen nur mit neuen Lastern beschenkt, und daß die Civilisation nur dann Segen bringt, wenn sie zu einer wirklichen Bildung ohne Stillstand fortschreitet. Es geht mit der Sittigung der Völker im Allgemeinen, wie es dem Einzelnen mit der Nachäffung großer Männer geht. Den Kopf nach der Seite tragend, glaubt der Geck ein *Alexander* zu seyn, und wilde Horden von Ausschweiflingen und Trunkenbolden halten sich für civilisirt.

Als sie in Turmero angekommen waren, sahen sie die letzte Abtheilung einer Versammlung der Landmiliz; allein diese hatte ein so friedliches Aussehen, daß man sich des süßen Gedankens nicht erwehren konnte, hier habe seit Jahrhunderten kein Feind die Ruhe gestört, denn nichts erinnerte bei diesen Söhnen des Friedens an Krieg. Der Generalcapitän hatte große Musterung angeordnet, und in einem Scheingefechte hatte das Bataillon von Tur-

mero gegen das von Vittoria gefeuert. Der Wirth unsrer Freunde erzählte diesen daher, mit einer Art Selbstgefühl, die große Gefahr, in welchem er bei diesem Manöver gewesen sey. Er hatte sich, sagte er, mitten unter Flinten befunden, die jeden Augenblick zerspringen konnten; er mußte vier Stunden lang unter der Sonne stehen, und seine Slaven durften nicht einmal den Sonnenschirm über ihn ausbreiten. Glückliche das Land, wo so tiefer Friede herrscht, und so lächerlich uns dieses naive Geständniß der Muthlosigkeit erscheint, so können wir einem Lande doch nur Glück wünschen, dem das Geräusch der Waffen so sehr fremd ist. Bei dem allen ist aber solchen Leuten nie recht zu trauen, und in der scheinbar furchtsamsten Bevölkerung schlummert oft nur der dem Menschen angeborne Muth, und entfesselt sich um so gewalt-samer, je länger er unterdrückt war. Schnell gewöhnten sich diese dem Anscheine nach friedfertigen Völker an das Kriegerleben; dazumal lächelte Herr von *Humboldt* über die naive Offenheit, womit die Furchtsamkeit sich aussprach; zwölf Jahre später sind eben diese schönen Thäler, diese stillen Ebenen von Vittoria und Turmero, der Engpaß der *Ca-brera* und die romantischen Gestade des *Valencia-Sces* der Schauplatz der blutigsten und erbittertsten Gefechte zwischen den Eingebornen und den Soldaten des Mutterlandes geworden, und eben die Milizen, welche das Zerspringen der Flinten fürch-

teten und den Sonnenschirm vermissten, zeigten sich als Helden.

Südwärts von Turmero steht eine Masse Kalkgebirge in die Ebenen hervor, und trennt zwei schöne Zuckerpflanzungen, die Guayavita und diejenige von Paja. Die letztere ist ein Eigenthum der Familie des Grafen *Towar*, welcher in allen Theilen der Provinz Besitzungen hat. Nahe bei Guayavita hat man braunes Eisenerz entdeckt. Nordwärts von Turmero in der Küstencordillere erhebt sich ein Granitgipfel, der Chuao, von dessen Höhe herab man zugleich das Meer und den See Valencia erblickt. Wenn man diese Felsengräte, die sich, so weit das Auge reicht, erstreckt, übersteigt, so gelangt man auf ziemlich schlechten Fußpfaden nach den reichen Cacaopflanzungen, welche das Küstenland in Choroní, Turiamo und Ocumare enthält, und die sowohl durch ihre Fruchtbarkeit, als durch die Ungesundheit ihres Klima bekannt sind. Jeder Punkt des Thales von Aragua hat seinen Bergpfad, der nach einem der kleinen Küstenhäfen hinführt.

Wenn man aus Turmero heraustritt, so entdeckt man in der Entfernung einer Meile einen Gegenstand, der sich am Horizonte wie ein abgerundeter Hügel, wie ein mit Pflanzenwuchs bedeckter Tumulus darstellt. Das aber, müssen meine jungen Leser wissen, ist weder ein Hügel, noch eine Baumgruppe, sondern wirklich nur ein einziger Baum, der unter dem Namen *Zamang del Guayre* in der ganzen Provinz durch die Ausdehnung seiner Zweige berühmt ist. Sein

halbkugelförmiger Gipfel bildet einen Umfang von 576 Fufs. Der Zamang ist eine Mimosenart, deren schöne gewundene Zweige sich gabelförmig theilen. Sein zartes und dünnes Blätterwerk stellt sich dem Auge am Horizonte lieblich dar, und unsere Reisenden hatten ein Vergnügen, lange unter diesem Pflanzengewölbe zu verweilen. Der Stamm des Zamang del Guayre, welcher eigentlich auf der Strafsse von Turmero nach Maracay steht, hat zwar nicht mehr als 60 Fufs Höhe und 9 Fufs Durchmesser, aber seine eigentliche Schönheit besteht in der Form seines Gipfels. Die Äste dehnen sich wie ein weiter Sonnenschirm aus, und neigen sich überall dem Boden zu, von welchem sie gleichmäfsig 12 bis 15 Fufs entfernt bleiben. Der Umkreis des Gipfels ist äusserst regelmäfsig, so dafs sich die Äste nach allen Seiten hin gleichweit erstrecken. Der Durchmesser des Gipfels bildet nach allen Seiten hin eine Linie von 186 bis 192 Fufs. In Folge der Trockenheit war die eine Seite des Baumes völlig entblättert, während die andere voll Blätter und Blumen war. Seine Zweige wurden von einer Menge Schmarotzerpflanzen, als Tillandsien, Lorantheen, Pitahaya, Raketten und andern bedeckt, die seine Rinde spalteten. Die Bewohner dieser Thäler, und besonders die Indianer, tragen eine grofse Verehrung für diesen Baum, welchen die Eroberer schon fast in demselbem Zustande, wie er sich gegenwärtig befindet, angetroffen haben. Seit er genau beobachtet wird, hat er sich weder an Gröfse noch Gestalt viel verändert.

Dieser Zamang muß wenigstens dasselbe Alter besitzen, wie der Drachenbaum von Orotawa. Es liegt etwas Imponirendes, Majestätisches in dem Anblicke hochbetagter Bäume, auch wird die Beschädigung in diesen Ländern, die keine Denkmale der Kunst besitzen, streng gestraft. Man erzählt hier so eben, daß der gegenwärtige Eigenthümer des Zamang, ein Pächter, sich angemastet hatte, einen Ast davon abzuhauen; er ward jedoch vor Gericht gezogen, verurtheilt und bestraft. Es ist dieses Gefühl für das Schöne der Natur bei einem Volke sehr erfreulich, und mit Recht faßt man ein günstiges Vorurtheil für die Reinheit der Sitten und einen edlen Charakter, wo sich das Gefühl der Liebe zu den Wundern der Natur so deutlich ausspricht. Es stehen übrigens in der Nähe von Turmero und der Hacienda von Cura noch mehrere Zamangs, deren Stamm dicker ist, als der des Guayra, allein ihr halbkugelförmiger Gipfel ist nicht so ausgezeichnet schön, noch so ausgebreitet und ausgedehnt, wie jener.

Je mehr man dem nördlichen Ufer des Sees gegen Cura und Guacara näher kommt, wird das Land angebauter und bevölkerter. Auf ein Landesgebiet, welches 13 Meilen lang und 2 Meilen breit ist, zählte man dazumal im Thale von Aragua 52,000 Einwohner, welche die ansehnliche Bevölkerung von 2000 auf eine Quadratmeile abgibt und mit der Bevölkerung Frankreich's übereinstimmt. Als sich die Indigopflanzungen im höchsten Flor befanden, war der Flecken Maracay der Mittelpunkt derselben. Im

Jahre 1795 zählte man daselbst 70 Kaufleute, die Krambuden hielten, auf eine Bevölkerung von 6000 Einwohner. Die Häuser sind alle gemauert, in jedem Hofraume stehen Cocospalmen, deren Gipfel über die Dächer hervorragen, und Maracay erscheint im Allgemeinen noch wohlhabender, als Turnero. Der Anil oder Indigo dieser Gegend war immer dem von Guatimala gleichkommend, oder noch vorzüglicher geachtet. Seit 1772 pflanzte man Indigo, wo früher Cacao gepflanzt ward, und dem Indigo folgte späterhin wieder Baumwolle und Caffee. Die Vorliebe der Colonisten wandte sich diesen vier Erzeugnissen der Reihe nach zu, aber der Cacao und der Caffee sind die wichtigsten im Handel mit Europa geblieben. Zur günstigsten Zeit war die Fabrikation des Indigo beinahe so lebhaft, wie in Mexiko, und stieg bis auf 40,000 Aroben oder eine Million Pfund an, deren Werth 1,250,000 Piaster betrug. Um sich einen Begriff von dem Reichthume zu machen, womit die Natur den fleissigen Colonisten gleichsam überschüttet, muß man bedenken, daß der Indigo von Caracas, dessen Werth auf mehr als 6,000,000 Franken im Jahre 1794 anstieg, das Erzeugniß von 4 bis 6 Quadratmeilen ist. In den Jahren 1789 bis 1795 begaben sich jährlich vier bis fünftausend freie Menschen in die Thäler von Aragua, um bei der Cultur und Bereitung des Indigo Hülfe zu leisten, sie arbeiteten zwei Monate lang um Tagelohn.

Der Indigo erschöpft aber auch, wie viele Fär-

bepflanzen, das Land mehr, als jede andere Pflanze, wenn er mehrere Jahre auf demselben Boden gebaut wird. Man sieht den Boden von Turmero und Maracay für erschöpft an, und der Ertrag der Pflanze hat sich auch mit jedem Jahre verringert. Die Seekriege hatten eine Stockung in dem Handel hervor gebracht und die beträchtliche Indigo-Einfuhr aus Asien hat die Preise verändert. Die ostindische Compagnie in London verkauft jetzt jährlich 5,500,000 Pfund, während sie 1786 aus allen ihren Besitzungen nicht mehr als 250,000 zog. Wie sich jedoch die Indigopflanzungen in den Thälern von Aragua verminderten, so haben sich diejenigen in der Provinz Varinas und in den heißen Ebenen von Cucuta vermehrt, wo das neuaufgebrochene Land an den Gestaden des Flusses Tachyra reichhaltigen Ertrag der schönsten Indigofarbe liefert.

Wir trafen sehr spät, erzählt Herr von *Humboldt*, in Maracay ein. Die Personen, denen wir empfohlen waren, befanden sich abwesend. Kaum hatten die Einwohner unsere Verlegenheit wahrgenommen, als sie uns wetteifernd ihre Wohnungen, die zur Aufstellung unserer Werkzeuge erforderlichen Örtlichkeiten und die Unterbringung unserer Maulthiere anboten. Es ist tausend Mal gesagt worden, aber der Reisende fühlt sich stets neu bewegt, es zu wiederholen: die spanischen Colonien sind das Land der Gastfreundschaft, sie sind es selbst da noch, wo Gewerbfließ und Handel unter den Colonisten Wohlstand und Cultur verbreitet haben. Eine

Canaria's - Familie nahm uns mit der liebenswürdigsten Herzlichkeit auf; man rüstete uns eine treffliche Mahlzeit, und vermied sorgfältig, was unsere Freiheit stören könnte. Der Hausherr, *Don Alexander Gonzales*, war auf einer Handelsreise abwesend, sein junges Weib genoß seit Kurzem der Mutterfreuden. Sie drückte das lebhafteste Vergnügen aus, als sie vernahm, daß wir auf der Rückkehr von Rio Negro an den Ufern des Orinoko durch Angostura kommen würden, wo sich ihr Mann aufhielt. Durch uns sollte er die Kunde von der Geburt seines ersten Kindes erhalten. Wie im Alterthume werden in diesen Ländern reisende Gäste als die sichersten Mittheilungswege angesehen. Es gibt zwar Eilboten, aber diese machen so weite Umwege, daß Privaten ihnen nur selten Briefe für die Llannos oder Savanen des innern Landes anvertrauen. Im Augenblicke der Abreise ward uns das Kind gebracht. Wir hatten es am Abende schlafend gesehen und sollten es nun auch wachend des Morgens sehen. Wir verhiessen, seine Gesichtszüge alle getreulich dem Vater zu überbringen; allein der Anblick unserer Bücher und Instrumente erregte bei der jungen Frau Besorgnisse. Sie meinte, auf einer langen Reise und unter so vielen anderweitigen Geschäften könnten wir gar leicht der Farbe der Augen ihres Kindes vergessen. Uns erfreute die milde Sitte gastfreundlicher Gewöhnungen und der unbefangene Ausdruck des dem ersten Zeitalter der Sittigung eigenthümlichen Vertrauens.

Auf dem Wege von Maracay nach der Hacienda de Cura eröffnet sich von Zeit zu Zeit die Aussicht auf den See von Valencia. Hier sendet das Küstengebirg einen Arm in die Thalebene, wodurch ein schmaler Engpafs entsteht, der in den Stürmen der Revolution seither eine höchst traurige Berühmtheit erhalten hat. Alle Parteien haben sich um diesen Engpafs, der das Thor zu Valencia und den Ebenen ist, geschlagen. Cabrera, heißt der Fels, der diesen mit Menschenblut gedüngten Engpafs bildet. Cabrera ist jetzt eine Halbinsel; noch sind keine sechzig Jahre verflossen, dafs es eine Felsen-Insel im See Valencia war. dessen Gewässer zuschends abnimmt.

Angelommen in Hacienda de Cura verweilten sie in einem Gartenhause daselbst sieben Tage, während welchen sie sich's recht wohlgeschchen liefsen. Sie nahmen alle 24 Stunden zwei Bäder. schliefen drei Mal und hielten drei Mahlzeiten. Die Temperatur des Seewassers steigt auf 24° bis 25°. Es gibt hingegen ein sehr kühles und erquickendes Bad im Schatten der Ceiba und großen Zamangbäume bei Tonia, in seinem aus Granitbergen des Rincon del Diabolo hervorkommenden Flußbette. Beim Einsteigen in dieses Bad hat man sich zwar vor den Stichen der Insekten nicht zu fürchten, man muß sich jedoch, da Alles in der Welt sein Aber hat, vor den kleinen röthlichen Haaren in Acht nehmen, womit die Schoten vom *Dolichos pruriens* besetzt sind, und die in der Luft zerstreut durch Winde

herbeigeführt werden. Wenn diese Haare, denen man sehr passend den Namen Picapica gegeben hat, sich auf der Haut festsetzen, so erregen sie ein äußerst brennendes Jucken, man fühlt sich gestochen, ohne zu wissen, woher.

In der Nähe von Cura waren die Einwohner so eben beschäftigt, einen Boden urbar zu machen, der mit Mimosen, Sterkulien und der *Cocoloba excoriata* bewachsen war. Man wollte Baumwollpflanzungen erweitern. Dieser Culturzweig gedeiht hier so vortrefflich, daß man Baumwollstauden an den Ufern des Valencia-Sees wild wachsen sieht. Im Hafen von Guayra wurden schon damals über 22,000 Zentner ausgeführt, was den halben Ertrag der ganzen Inselgruppe der Antillen übersteigt. Die Baumwolle der Thäler von Aragua ist von sehr schöner Art, nur die aus Brasilien wird ihr vorgezogen. Die Baumwolle breitet sich in sehr schönen und großen Pflanzungen vom See Maracay nach Valencia aus, und die schönsten Pflanzungen ertragen wohl 60,000 bis 70,000 Pfund jährlich. Wenn man bedenkt, daß in dem nicht unter den Tropen gelegenen Nord Amerika innerhalb achtzehn Jahren der Baumwollen-Ertrag von 1,200,000 auf 83 Millionen Pfund angestiegen ist, so läßt sich kaum berechnen, welche Ausdehnung dieser Culturzweig erst erhalten wird, wenn Fleiß und Industrie ihn über die spanischen Colonien wird verbreitet haben.

Während ihres Aufenthalts in Cura machten unsere Reisenden verschiedene Ausflüge in die umlie-

genden Gegenden, nach den Inseln, die sich aus dem See von Valencia erheben, nach den warmen Quellen von Mariara und auf den hohen Granitherg, welcher Cucurucho del Coco heisst. Ein schmaler und gefährlicher Fufssteig führt zum Hafen von Turiamo und den berühmten Cacaopflanzungen der Küste. Überall wird man hier jedoch angenehm überrascht, nicht blofs durch die Fortschritte der Landescultur, sondern auch durch das Wachsthum einer freien thätigen Bevölkerung, die, an Arbeit gewohnt, nicht reich genug ist, um Slaven zu kaufen, und doch wohlhabend genug, um bei Fleifs und Arbeit die Annehmlichkeiten des häuslichen Wohlstandes zu genießen. Überall hatten sich kleinere Pächter angesiedelt, die theils Weisse, theils Mulatten sind. Der Graf von *Towar* besafs mehr Land; als er anbauen konnte; er vertheilte es daher in den Thälern von Aragua an arme Einwohner, die Baumwolle zu pflanzen wünschten. Er suchte dadurch in der Nachbarschaft seiner grossen Pflanzungen die Ansiedlung kleiner Pächter zu befördern, welche freiwillig theils auf eigenem Lando, theils auf den benachbarten Pflanzungen als Tagelöhner arbeiteten. Durch diese Vermehrung freiwilliger Tagelöhner wird zwiefacher Vortheil erreicht; denn ein Mal erhält man für mässigen Tagelohn hinlängliche Arbeiter, und dann werden eben dadurch die kostspieligen Slaven entbehrlich gemacht. Das Bemühen dieses Grafen von *Towar* ist das sicherste Mittel, nach und nach die Slaverie zu vertilgen, und die freien Menschen in den

Stand zu setzen, Pächter zu werden. Bei seiner Abreise nach Europa hatte er einen Theil seiner Grundstücke in Cura, die westlich am Fusse des Felsen la Viruelas liegen, vertheilt und verpachtet. Vier Jahre später, bei seiner Rückkunft nach Amerika, traf er an eben dieser Stelle schöne Baumwollenpflanzungen und ein kleines Dörfchen von 30 bis 40 Häusern. Dieses Beispiel der Verpachtung ist glücklicher Weise von mehreren andern großen Eigenthümern nachgeahmt worden. Der Pachtzins beträgt zehn Piaster für eine Vanega Landes, der baar oder in Baumwolle bezahlt wird. Da die kleinen Pächter von ihren Ernten leben, und daher des Ertrags bedürfen, so erlassen sie um sehr mäßige Preise ihre Baumwolle, verkaufen sie auch wohl schon vor der Ernte, und diese gemachten Vorschüsse zwingen den Pächter wieder öfter seine Dienste als Tagelöhner anzubieten. Ein Tagelöhner im Thale von Aragua und den Llannos erhält monatlich 4 bis 5 Piaster und die Kost, welche jedoch daselbst sehr wohlfeil ist. Dieses beweist denn zur Genüge, daß man auch mittelst freier Arbeiter Zucker, Caffee, Baumwolle und Indigo erzeugen kann und würde, und daß es daher keineswegs nöthig wäre, gegen die schwarzen Brüder in Afrika zu wüthen. Es wird dadurch der Schanddeckel des europäischen Eigennutzes derer vernichtet, die uns drohen, daß mit Abschaffung des Slavenhandels wir auch unsern Lieblingsgetränken entsagen müßten. Ach, möchten doch die unglücklichen Selaven

bald frei, und Bauern und Pächter werden, damit nicht jede duftende Phiole Caffee's, nicht jeder Zuckertrank durch das Andenken an den Blutschweiß der armen Negerclaven verbittert würde!



## Drittes Kapitel.

Der See von Tagarigua.

Die berühmten Thäler von Aragua, ausgezeichnet durch ihren reichen Anbau und die bewundernswürdigste Fruchtbarkeit, bilden ein schmales Becken zwischen Granit- und Kalkbergen von ungleicher Höhe. Nordwärts trennt sie die Sierra Marriara von den Küsten des Oceans, südwärts schützt sie die Bergkette des Guacimo und Yusma gegen die brennende Hitze der Steppen. Östlich und westlich werden sie von Hügelgruppen, die hoch genug sind, um den Lauf der Gewässer zu bestimmen, eingeschlossen, gleichwie durch Querdämme. Vermöge dieser besondern Abschließung dieser Thäler bilden die kleinen Flüsse, die in den umliegenden Bergen entspringen, ein eigenes System und fließen in ein gemeinschaftliches Becken. Sie fließen daher nicht in das Meer ab, sondern versammeln sich in einem Landsee, wo sie dem mächtigen Einflusse der Ausdünstung Preis gegeben, so zu sagen, in die Atmosphäre verflüchtigen, um wieder als Thau und Regen niedergeschlagen zu werden. Auf dem Daseyn dieser Flüsse beruht die herrliche Fruchtbarkeit die-

ser anmuthigsten Thäler der Erde. Ist es irgendwo möglich, sich eine Unschuldwelt, ein Elysium zu träumen, so ist es hier. Unwillkürlich ergreift dieser abgeschlossne Winkel der Erde die Phantasie, und der herrliche Reichthum aller natürlichen Schätze, welche die gütige Hand Gottes so reichlich und zauberisch schön über diese Fluren ausgegossen hat, erweckt den Wunsch, hier ein Elysium zu finden, hier den kurzen Traum des Lebens zu verträumen. Gefesselt durch die Sinne, kann die feurigste Einbildungskraft, der zauberischste Pinsel des Malers keinen würdigeren Wohnsitz der Seligen erfinden, als die Ufer des Valencia-Sees. Ach, daß die Wildheit der Leidenschaften auch diese Thäler des Friedens, das Heiligthum der Natur entweihen mußte!

Die Versammlung der Bergflüsse dieser Thäler an der niedrigsten Stelle, die aber noch 1331 Fufs über der Meeresfläche erhaben liegt, bildet den schönsten der Seen, den See von Valencia, der von den Indianern der See von Tacarigua genannt wird. Er zieht jedoch nicht bloß durch die Schönheit seiner Ufer, die Reize seiner Eilande, sondern noch durch eine besondcre Merkwürdigkeit die Aufmerksamkeit des Reisenden im Allgemeinen, und die des Naturforschers insbesondere auf sich. Die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts haben bewiesen, daß die Höhe der Seegewässer abwechselt und das Gleichgewicht zwischen der Einnahme und Ausgabe gestört ist. Er scheint die Weise des freigebigen Zeitalters angenommen zu haben, wo das mehr Aus-

geben als Einnehmen in ein System gebracht ist. Weil nun dieser See tausend Fufs über die Ebenen und eintausend dreihundert zwei und dreißig Fufs über dem Meere erhaben liegt, so vermuthete man unterirdische Verbindungen mit dem Meere. Die Erscheinung neuer Inseln und der Rücktritt der Gewässer machten daher glauben, der See könnte wohl gänzlich austrocknen und verschwinden. Der See von Valencia, ungefähr 10 Seemeilen lang, hat die Gestalt des Genfersees, dem er durch seine Ufer ebenfalls gleich sieht, und der beinahe in gleicher Höhe über der Meeresfläche liegt. Weil in den Thälern von Aragua sich mehr der Boden gegen Süden und Westen senkt, so steht auch das Gewässer der südlichen Bergkette am nächsten. Es sind dies die Berge von Guigue, Yusma, Guacimo, welche sich an den Savanen von Ocumare hinziehen. Die einander gegenüberstehenden Ufer des Valencia-Sees bieten einen auffallenden Contrast dar; diejenigen der Südseite sind nackt, öde, wild und fast unbewohnt. Diese öden Gebirge und starrenden Felsen haben zwar nicht das Imposante und den ernstesten Charakter der Savoyer-alpen am Genfersee, dagegen aber übertreffen auch die mit Pisanggebüsch, Mimosen und *Triplaris* dicht bewachsenen Ufer alle Weingärten des Wadtlandes an malerischer Schönheit. Das nördliche Ufer sticht daher angenehm gegen den düstern und einförmigen Felsenvorhang des südlichen Gestades ab; dort ist alles voll reicher Zuckerrohr-, Caffee- und Baumwollen-Pflanzungen,

die ihre mannigfachen Farben in den Gewässern spiegeln. Pfade mit *Cestrum*, *Acedaracs* und andern immerblühenden Sträuchern eingefasst, durchziehen die Ebene und verbinden die Wohnungen fleissiger Pflanzler. Jedes Haus ist mit prachtvollen Baumgruppen umgeben. Der *Ceiba* mit grossen gelben Blumen (*Carnes tollendas*, *Bombax hybiscifolius*) ertheilt der Landschaft, indem seine Zweige von denen der purpurfarbigen *Erythrin* durchflochten werden, einen eigenthümlichen Charakter. Die Mannigfaltigkeit und der Farbenglanz der Pflanzenwelt erscheint abstechend mit der Gleichförmigkeit des wolkenlosen tropischen Himmels. In der trocknen Jahreszeit, wenn der erhitzte Boden von einem wallenden Dunste bedeckt ist, werden das Grün und die Fruchtbarkeit durch künstliche Wässerungen unterhalten. Hin und wieder ragen Granitfelsen aus dem angebauten Boden hervor, und mitten im Thale erheben sich plötzlich gewaltige Steinmassen, welche nackt und zerspalten einige Saftpflanzen nähren, die künftigen Jahrhunderten Dammerde bereiten. Diese Felsenmassen, die gleich Thürmen aus den Ebenen hervorragen, werden nicht selten von einem ungeheuren Feigenbaum oder einer *Clusia* mit fleischigen Blättern gekrönt, und beherrschen dann die Umgegend und erhöhen ihren romantischen Zauber. Die Gestalt der kleinen Berge verräth das Geheimniss ihrer alten Herkunft; denn zur Zeit, wo dies ganze Thal noch unter Wasser stand, und die Wellen an den Fuss des Peks von Mariara, gegen die Felsmauer und

die Bergkette des Küstenlandes anschlugen, waren diese Felsenbügel Untiefen oder kleine Eilande.

Mit einer Begeisterung, fährt hier Herr von *Humboldt* fort, »diese Züge eines reichen Landschaftsgemäldes, dieser Abstich zwischen den beiderseitigen Gestaden des Valencia-Sees, erinnerten mich oft an die Seegestade des Wadtlandes. »Wo der überall bepflanzte und überall fruchtbare Boden dem Landbauer, dem Hirten und dem Winzer die gesicherte Frucht ihrer Mühe darreicht,« während das gegenüberstehende Ufer des Chablais nichts als ein bergiges und halb verödetes Land ist. In jenen fernem Himmelstrichen, mitten unter den Erzeugnissen einer fremden Natur, machte mir die Erinnerung jener köstlichen Schilderungen Vergnügen, zu denen der Anblick des lemanischen Sees und der Felsen von Meillerie einen großen Schriftsteller begeistert hat. Jetzt, da ich im Mittelpunkte des civilisirten Europa, hinwieder selbst die Landschaften der neuen Welt zu schildern versuchte, glaube ich dem Leser die treuesten Bilder und die richtigsten Vorstellungen darzureichen, wenn ich unsere Landschaften mit denen der Aequinoctial-Länder vergleiche. Man kann es sich nicht sattsam wiederholen: die Natur erscheint unter jeder Zone, in der wilden oder angebauten, in der lachenden oder majestätischen Landschaft mit eigenthümlichem Charakter. Die Eindrücke, welche sie zurückläßt, sind unendlich mannigfaltig, wie die Rührungen, welche die Werke des Geistes erzeugen, je nach dem Zeitalter ihrer

Entstehung und Verschiedenheit der Sprachen, von denen sie einen Theil des Reizes geborgt haben. Richtig mag indessen nur das verglichen werden, was Gröfse und Verhältnisse der äufsern Form betrifft. Es lassen sich Vergleichen, anstellen zwischen der Riesenkuppel des Mont-Blanc und der Himalaya Gebirge, zwischen den Cascaden der Pyrenäen und denjenigen der Cordilleren, allein diese in wissenschaftlicher Hinsicht nützlichen vergleichenden Darstellungen mögen uns mit den charakteristischen Unterscheidungen der Natur der gemäßigten und heißen Zone nicht bekannt machen. Am Gestade des Sees, in einer ausgedehnten Waldung, am Fusse jener mit ewigem Eise bedeckten Berggipfel, ist es nicht die physische Gröfse der Gegenstände, die uns mit geheimer Bewunderung erfüllt. Was unser Gemüth anspricht und darin jene mannigfaltigen und tiefen Rührungen hervorbringt, das entzieht sich unsern Mafsformen, wie denen der Sprache. Ist man von Naturschönheiten lebhaft ergriffen, so würde man durch Vergleichung der Gegenstände ungleichen Charakters seinen Genufs zu schwächen fürchten.«

Es sind aber die Gestade des Valencia-Sees nicht durch malerische Schönheiten allein im Lande selbst berühmt; das Becken bietet noch mehrere Erscheinungen dar, deren Erklärung für die Naturlehre und die Einwohner jener Gegenden gleich wichtig ist. Woher rührt die Abnahme des Seewassers? Erfolgt diese Abnahme heut zu Tage schneller, als dieses

vor Jahrhunderten der Fall war? Läßt sich vermuthen, das Gleichgewicht zwischen Zufluss und Verlust dürfte sich bald wieder herstellen, oder hat man ein gänzlich Verschwinden des Sees zu besorgen?

Zufolge genauer Beobachtungen ist der See 10 Meilen lang, und wo er am breitesten ist, 4 bis 5 Meilen, meistens jedoch nur 2 bis 3 Meilen breit. Der See ist also bedeutend kleiner, als die Landeseingebornen und mehrere frühere Schriftsteller angegeben haben. Aufmerksamkeit verdient jedoch folgende Angabe des *Oviedo*: Valencia sey in Entfernung einer halben Legua vom See erbaut worden, und die Länge des Sees verhalte sich zu seiner Breite wie 7 zu 3. Heut zu Tage ist Nueva Valencia vom Gestade getrennt durch einen Landstrich, der drei Mal so viel als der von *Oviedo* angegebene beträgt, und das Verhältniß der Länge des Sees verhält sich zur Breite, wie 10 zu 2, 3 oder 7 zu 1, 6. Der Anblick des Landes zwischen Valencia und Guigue, die auf der Ebene plötzlich aufsteigenden Hügel, von denen manche sogar noch den Namen der Eilande beibehalten haben, bezeugen hinlänglich, daß sich die Gewässer des Sees seit *Oviedo's* Zeiten beträchtlich zurückgezogen haben.

Wenn von Verminderung des Seewassers die Rede ist, so muß man Folgendes unterscheiden: hat die Verminderung vor aller Geschichte, in der Urzeit Statt gefunden? Es ist allerdings wahr, daß wir wahrnehmen, wie alle unsere großen Flüsse

und Seen vormals ihre Ufer bei weitem weiter ausdehnten, als gegenwärtig, und viele Gegenden tragen die unlöslichsten Spuren, früher von den Gewässern bedeckt gewesen zu seyn, obgleich uns auf die Fragen: wann und wie das Abfließen der Gewässer Statt gefunden habe, keine Antwort gegeben wird. Dasselbe nimmt man nun auch bei dem See von Valencia wahr, und es ist außer Zweifel, daß seine Gewässer einst viel höher standen und alle Thäler von Tuy und Valencia ausfüllten. Ob jedoch seine Gewässer von jeher in Abnahme begriffen waren, oder ob die Trockenlegung dieser Thäler einer vorgeschichtlichen Revolution zuzuschreiben sey? läßt sich mit Gewißheit nicht ermitteln. Von einer Abnahme des Sees schweigen die ältern Schriftsteller ganz, und dieses Schweigen ist um so bedeutender, als Schriftsteller von diesem Wunder gewiß nicht geschwiegen hätten, die sich so sehr in phantastischen Beschreibungen, wie die folgende von *Oviedo* gefielen.

*Oviedo* sagt nämlich, »dieser Landsee (*monstruoso cuerpo de la laguna de Valencia*) hat 14 Meilen Länge auf 6 Meilen Breite. In kleiner Entfernung vom Ufer findet das Senkblei keinen Grund mehr, und große schwimmende Inseln bedecken beständig seine Oberfläche.« Eine unterirdische Röhre, durch welche in das Meer die Gewässer des Sees allmählich ablaufen, wäre zu einem solchen wunderreichen Gemälde gewiß eine schöne Zugabe gewesen. Aber *Oviedo* meldet nichts von einer Abnahme. Daraus

läßt sich denn schliessen, daß erst in neuerer Zeit die Abnahme der Seegewässer bemerklich wurde. Wirklich geschieht derselben auch erst seit ungefähr einem halben Jahrhunderte Erwähnung, und beschäftigt die Aufmerksamkeit der Reisenden, der Naturforscher und der Anwohner. Man findet vormals unter dem Wasser gestandene große Ländereien ausgetrocknet, und bereits auch mit Pisang, Zuckerrohr und Baumwolle bepflanzt. Allenthalben, wo eine Hütte am Seeufer erbaut wird, kann man von Jahr zu Jahr das Wasser von ihr zurückweichen sehen. Man nimmt Eilande wahr, welche durch das Zurücktreten der Gewässer sich dem festen Lande anzuschließen anfangen, während andere Inseln bereits Vorgebirge bilden, wie der Morro zwischen Guigue und Neu-Valencia. Noch andere vormalige Inseln stehen in der Mitte des Landes, zerstreuten Hügeln ähnlich. Diese sind aus der Ferne leicht kennbar und stehen jetzt eine Viertel- oder eine halbe Meile vom Ufer entfernt. Die merkwürdigsten sind drei kleine Granit-Eilande, welche 30 bis 40 Toisen hoch sind, und am Wege zwischen der Hacienda de Cura und den Aguas calientes stehen, und am westlichen Ende des Sees den Serito de Don Pedro, Islote und Caratapona. Selbst an den jetzigen Inseln erkennt man noch in einer Höhe von vier bis acht Toisen die Spur der zurückgewichenen Gewässer. Noch mehr: es wird dies Ereigniß von den Einwohnern als eine wundervolle Begebenheit angesehen. Im Jahre 1796 kamen ost-

wärts von der Insel Caiguire in gleicher Richtung mit den Inseln Burro, Otama und Zorro drei neue Eilande zum Vorschein. Diese neuen Inseln wurden von den Einwohnern die Eröffnungen genannt (*las Aperichas*), sie bilden gewissermaßen Untiefen mit ebener Fläche. Sie standen bereits im Jahre 1800 mehr als einen Fuß über dem mittleren Wasser. Alles dieses läßt nun wohl über die gegenwärtige Abnahme der Gewässer keinen Zweifel.

Die Landes-Einwohner, in der Physik und mit den Gesetzen der Ausdünstung wenig bekannt, haben sich seit langer Zeit eingebildet, der See habe einen unterirdischen Ausgang, durch welchen das Wasser abfließe. Die einen bringen die Abnahme in Verbindung mit unterirdischen Grotten, die sich in großer Tiefe befinden sollen, noch andere glauben, das Wasser fließe durch einen unterirdischen Canal in den Ocean ab. Diese Behauptungen sind um so abenteuerlicher, besonders wenn sie von gebildeten Menschen wiederholt werden, als man wissen muß, daß wenn ein Canal zwischen dem See und der See Statt fände, es zum Abflusse des erstern kein halbes Jahrhundert bedürfen würde. Denn zwei mit einander in Verbindung stehende Gewässer stellen das Gleichgewicht unter sich schnell her. Viel gewisser ist folgende Erklärung des sonderbaren Zurücktretens der Gewässer des Tacarigua, welche Herr von Humboldt gibt. Sie ist um so beruhigender für die Bewohner von Aragua, als dadurch das Ziel der Ab-

nahme mit einiger Gewißheit sich voraus bestimmen läßt.

Die Veränderung, welche die Zerstörung der Wälder, die Urbarmachung des Bodens in den Ebenen und der Anbau des Indigo seit einem halben Jahrhunderte in der Masse der zufließenden Wasser hervorbrachte, geben einerseits, und die Ausdünstung des Bodens mit der Trockenheit der Atmosphäre liefern anderseits hinlängliche Gründe, um die fortschreitende Verminderung des Valencia-Sees zu erklären. Es ist daher keineswegs nothwendig, einen unterirdischen Abfluß zu Hülfe zu nehmen. Durch Fällung der Bäume, welche die Berggipfel und Abhänge bedecken, bereiten die Menschen unter allen Himmelstrichen den kommenden Geschlechtern eine doppelte Plage, nämlich: Mangel an Brennstoff und Wasser. Die Bäume hüllen sich, vermöge der Einrichtung ihrer Ausdünstung und dem Strahlen ihrer Blätter, gegen einen wolkenlosen Himmel in eine stets kühle und neblichte Atmosphäre ein, sie wirken auf den Reichthum der Quellen, nicht wie man lange Zeit geglaubt hat, durch eine besondere Anziehungskraft auf die in der Atmosphäre enthaltenen Dünste; sondern indem sie den Boden vor der unmittelbaren Einwirkung der Sonne schützen, mindern sie die Verdunstung des Regenwassers. Die Zerstörung der Wälder, wie solche die europäischen Colonisten mit unvorsichtiger Eile in Amerika vornahmen, hat die gänzliche Austrocknung oder wenigstens bedeutende Abnahme der Quellen

zur Folge. Die Betten der Bäche, welche einen Theil des Jahres hindurch trocken bleiben, verwandeln sich in Bergströme, so oft Gufsregen auf den Höhen fällt. Wo nun die Wälder ausgerottet werden, verschwindet allmählich auch Moos und Rasen, und nichts hält mehr den Ablauf der Gewässer auf. Anstatt allmählich durch Durchsickerung in Quellen abzufliessen, furchen sie bei heftigen Regengüssen die Hügelabhänge aus, schwemmen das losgerissene Erdreich fort und bilden jene plötzlichen Anschwellungen, welche das Land verheeren. Es ergibt sich hieraus, dafs die Zerstörung der Wälder, das Verschwinden der Quellen und das Daseyn von Bergströmen drei mit einander zusammenhängende Erscheinungen sind.

Bis um die Mitte des abgeflossenen Jahrhunderts standen die Berge, welche die Thäler von Aragua einschlossen, mit Waldungen bedeckt. Grofse, der Familie der Mimosen, Ceibas und der Feigen angehörende Bäume gahen den Seegestaden Schatten und Kühlung. Das damals noch wenig bekannte flache Land war mit Sträuchern bewachsen, zwischen denen zerstreute Baumstämme und Schmarotzerpflanzen sich befinden. Der Boden selbst war mit dichtem Rasen überzogen, welcher zum Strahlen des Wärmestoffs ungleich weniger fähig ist, als das angebaute und ehen deshalb gegen die Sonnenhitze nicht geschützte Land. Mit der Zerstörung der Bäume und mit dem vermehrten Anbau des Zuckers, Indigo und der Baumwolle, haben sich die Quellen

und alle natürlichen Zuflüsse des Valencia - Sees von Jahr zu Jahr vermindert. In einem so tiefen, weiten und ebenen Thale ist die Ausdünstung über alle Vorstellung stark, und das zur Bewässerung der Pflanzungen verwendete Wasser muß auch im Anschlag gebracht werden. Wie groß die Menge des ausgedünsteten Wassers vom See seyn muß, läßt sich schon daraus abnehmen, daß Herr von *Humboldt*, durch vielfältige Versuche darauf geführt, die Ausdünstung der Flüsse um Cumana jährlich auf 30 Zoll bestimmt. Er sah oft an der Sonne innerhalb 12 Stunden 8 Millimeter Wasser verdunsten. Die Ausdünstung hängt von drei Elementen ab, nämlich von der Temperatur, von der Spannung der in der Atmosphäre enthaltenen Dünste und von dem Widerstande, welchen die mehr oder minder bewegte Luft der Verbreitung der Dünste entgegengesetzt. Die Wassermenge, welche in einem gegebenen Orte ausdunstet, steht bei übrigens gleichen Umständen im Verhältnisse zu dem Unterschiede zwischen der Dunstmasse, welche die umgebende Luft in ihrem Sättigungszustande enthalten kann, und zu der Masse der wirklich in ihr enthaltenen Dünste. Daraus folgt, daß die Ausdünstung unter der heißen Zone so groß nicht ist, als man der mächtigen Temperatur-Erhöhung zufolge glauben könnte, weil in diesen heißen Himmelstrichen auch die Luft gewöhnlich sehr feucht ist.

Nachdem die Thäler von Aragua dem Anbaue unterworfen sind, können die kleinen Flüsse, wel-

che sich in den See ergießen, in den sechs ersten Monaten des Jahres nicht mehr als Zuflüsse betrachtet werden. Sie bleiben im Untertheile ihres Laufes trocken, weil sie die Planzer des Indigo, des Zuckerrohr und des Caffees häufig in die Pflanzungen ablciten, um ihre Ländereien durch Rinnen zu bewässern. Noch mehr: ein ziemlich beträchtlicher Fluß, der Rio Pao, welcher am Eingange der Ebenen entspringt, führte vormals sein Wasser dem See zu, indem er sich vor der Stadt Nueva-Valencia mit dem Canno de Cambury vereinbarte. Der Lauf dieses Flusses war damals von Süden gegen Norden. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts kam der Eigenthümer einer benachbarten Pflanzung auf den Gedanken, den Rio Pao am Abhange eines Hügels ein neues Bette zu graben. Er lenkte den Fluß ab, und nachdem er einen Theil seines Gewässers zur Befruchtung seiner Pflanzung verwendet hatte, liefs er das Übrige, gleichsam zufällig, südwärts in der Senkung der Llannos abfließen. In dieser Richtung ergießt sich nun seitdem der Rio Pao mit drei andern Flüssen, dem Tinaco, dem Guanarito und dem Chilua vereint in die Portuguesa, einem Arme des Apure. Was hier im Kleinen durch Menschenhand geschehen ist, das thut die Natur öfters selbst, theils durch Anschwemmungen, theils durch Bergstürze, die durch heftige Erdbeben bewirkt werden.

Der Rio Pao ist nun seinem vormaligen Brutherrn so sehr ungetreu worden, daß er sich ein tiefes

und breites Bett grub, welches in der Regenzeit, wenn der Canno grande de Cambury die ganze Landschaft nordwestlich von Guigue unter Wasser setzt, die Gewässer dieses Canno und mit ihnen auch die des Sees von Valencia, in den Rio Pao selbst gegen Süden fließen, und also weit entfernt, daß der Rio Pao sich bekehrt, und sein Gewässer, wie ehemals in den See geführt hätte, entblödet er sich nicht, die getreuen Wässer selbst zu entführen, um sie in den Orinoko abzuleiten. Scheint es doch beinahe, als ob von der Undankbarkeit der Menschen selbst das Wasser angesteckt würde.

Weil nun der Boden um den See von Valencia völlig eben und flach, er selbst aber seicht ist, so geschieht es hier denn freilich, daß eine Senkung der Gewässer um einige Zoll ein ausgedehntes, mit fruchtbarem Schlamm und organischen Trümmern bedecktes Erdreich trocken legt, und dem Ackerbau überläßt; denn so wie der See sich gutnützig zurückzieht, so rücken die Colonisten in demselben Maße vor.

Es ist unmöglich, im Voraus zu bestimmen, in welche mehr oder weniger enge Grenzen sich der See mit der Zeit zurückziehen werde, wenn zwischen dem Ertrag der Zuflüsse und dem der Ausdünstung das Gleichgewicht sich völlig herstellen würde. Die allgemeine Furcht und Vorstellung, der See werde mit der Zeit völlig austrocknen, ist chimerisch. Wenn in Folge heftiger Erdbeben, oder anderer eben so geheimnisvoller Ursachen, sehr

feuchte Jahre auf lange Trockenheit folgen würden; wenn die Berge sich mit neuer Waldung bedecken, und hohe Bäume die Gestade und die Ebenen von Aragua beschatten würden, so könnte wohl eher die Wassermenge von neuem anwachsen, und den schönen Pflanzungen, welche jetzt das Seebecken beengen, sehr gefährlich werden.

Während die Pflanzer von Aragua das Verschwinden des Sees fürchten, andere aber die Rückkehr in sein voriges Eigenthum, das er keineswegs gerichtlich abgetreten hat, scheuen, ist in Caracas im vollen Ernste davon die Rede gewesen, ob nicht, um dem Landbaue mehr Ausdehnung zu verschaffen, rathsam wäre, das Seegewässer in die Llanos zu leiten und dazu einen Abführungs-Canal in den Rio Pao zu graben. Die Möglichkeit davon ließe sich nach dem oben Gesagten nicht bezweifeln, zumal wenn Stollen oder unterirdische Canäle dabei angewandt würden. Dem Rücktritt der Gewässer verdankt man die schönen und reichen Ländereien von Maracay, Cura, Mocundo, Guigue und Santa Cruz del Escorial, die mit Tabak, Zuckerrohr, Caffee, Indigo und Cacaobäumen bepflanzt sind. Allein wer möchte im Geringsten daran zweifeln, daß der See allein nur die Fruchtbarkeit dieser Gegenden begründet? Ohne die ungemeine große Menge der Dünste, welche seine Wasseroberfläche alltäglich der Atmosphäre übergibt, wären die Thäler von Aragua dürr und trocken, wie die Berge, von denen sie umgeben sind.

Die mittlere Tiefe des Sees von Valencia beträgt 12 bis 15 Toisen. Die tiefsten Stellen reichen nicht, wie man gewöhnlich annimmt, bis auf achtzig, hingegen aber wohl bis auf 35 und 40 Toisen. Diese Annahme beruht auf genauen Messungen mit dem Senkblei. Bedenkt man die große Tiefe aller Schweizer-Seen, die, ihrer Lage in hohen Bergthälern ungeachtet, beinahe die Fläche des Mittelmeeres erreichen; so befremdet es, keine tiefern Höhlungen im Grunde des Valencia-Sees anzutreffen, welcher doch gleichfalls ein Alpensee ist. Seine tiefsten Stellen befinden sich zwischen der Felseninsel Burro und der Spitze der Canna fistula; so wie gegenüber den hohen Bergen von Mariara. Im Ganzen ist aber der südliche Theil des Sees tiefer, als der nördliche. Es darf nicht vergessen werden, daß wenn gegenwärtig alle Ufer flach sind, der südliche Theil des Beckens jedoch einer steil abgestutzten Bergkette näher steht. Bekanntlich erscheint aber selbst das Meer da überhaupt tiefer, wo die Küsten hoch, felsig und steil abgestutzt sind. Die Temperatur des Sees war zur selben Zeit im Monat Februar beständig zwischen 23° und 23°, 7. Sie stand also um 0°, 6 bis 1°, 3 tiefer, als die Temperatur der Luft.

Der See von Valencia wird auch durch die vielen kleinen Inseln, welche ihn schmücken, merkwürdig; sie erhöhen die Reize der Landschaft durch ihre malerische Gestaltung und durch den schönen Pflanzenwuchs, welcher sie in ziemlicher Fülle bedeckt. Dieses ist ein wesentlicher Vorzug, welchen dieser

See der Tropenländer vor den Apenseen Europa's besitzt. Es sind solcher Eilande, ohne den Morro und die Cabrera, welche bereits mit dem Gestade zusammenhängen, fünfzehn. Sie zerfallen in drei Gruppen. Ein Theil derselben ist angebaut und sehr fruchtbar, um der Ausdünstungen des Sees willen. Das größte dieser Eilande, der Burro, ist zwei Meilen lang und wird von einigen Metis-Familien bewohnt, welche Ziegen halten und nur selten ihre Einsamkeit verlassen, um die Gestade zu besuchen, wovon sie das Gewässer des Sees, das ihnen unermesslich groß dünkt, trennt. Diese sehr in sich lebenden Menschen haben Manioc, Pisang, Milch und etwas Fische; eine aus Rohr verfertigte Hütte, in denen aus Baumwolle gearbeitete Matten, ein breiter Stein, worauf Feuer gemacht wird, und die holzige Frucht der Tutumo zum Wasserschöpfen, den ganzen Hausrath ausmachen. Einer der Metis bewirthete die Reisenden mit Ziegenmilch und hatte eine ungemein schöne Tochter. Der Wegweiser erzählte, daß die Einsamkeit der Insel den Metis nicht weniger argwöhnisch gemacht habe. Einige Jäger hatten auf der Insel sich mit der Jagd erlustigt, und wollten lieber unter freiem Himmel übernachten, als nach Mocundo zurückkehren. Der Metis zwang seine Tochter, auf einen großen Zamang zu steigen, er selbst legte sich unter den Baum, und nur nachdem die Jäger wieder abgereist waren, erlaubte er ihr herabzustiegen. Dieser Zug mag zeigen, daß

auch der einfachste Naturmensch Sittenreinheit zu schätzen weiß.

Der See ist sehr fischreich, aber bis jetzt hat man nur drei Fischarten wahrgenommen, deren Fleisch weich und nicht sehr schmackhaft ist; sie heißen der Guavina, der Vagre und die Sardina. Die beiden letzten kommen aus den Bächen herab, welche sich in den See ergießen. Die Guavina ist bis zwanzig Zoll lang und drei bis fünf Zoll breit. Es ist vielleicht eine neue Art der Gattung Erythrinus. Sie hat große, silberfarbene, grüngeränderte Schuppen. Es ist ein überaus gefräßiger Raubfisch, der die übrigen vertilgt. Nach Aussage der Fischer trägt ein kleines Krokodill, der Bava, welcher den Reisenden, wenn sie badeten, oft nahe kam, viel zur Vertilgung der Fische bei. Sie konnten jedoch nie dazu gelangen, dieses eben so kluge als scheussliche Amphibium zu fangen. Es roch Unrath, sobald es in die Nähe der Menschen kam, und da es wohl fühlte, daß es den Menschen zu fressen nicht im Stande sey, so glaubte es auch keinen Beruf zu haben, sich fressen zu lassen. Man sagt überhaupt, daß es nicht gut sey, in der Menschen Nähe sich aufzuhalten. Die Größe dieses Miniatur-Krokodills beträgt nicht über 3 bis 4 Fufs. Es wird für ganz unschädlich gehalten, wiewohl die Fische dieser Behauptung widersprechen. Seiner Gestalt und Lebensweise nach ist es dem *Crocodylus acutus* oder dem Cayman sehr ähnlich. Beim Schwimmen sind nur Schnauze und Schwanzspitze sichtbar, mitten

am Tage aber sonnt es sich am trocknen Strande. Zuverlässig ist es weder ein Monitor, denn die ächten finden sich nur auf dem alten Festlande, noch auch ein Seba (*Lacerta Teguixin*), denn diese taucht nur unter und schwimmt nicht. Hünftige Reisende mögen die Frage entscheiden; wir bemerken hier nur, dafs es weder im See von Valencia, noch in seinen Zuflüssen die ächten, grofsen, gefährlichen Caymans gibt, obgleich diese gefährlichen Thiere wenige Meilen entfernt, in den Gewässern, die theils in den Apure und Orinoko, theils in das Antillenmeer münden, zwischen Porto Cabello und La Guayra in Menge vorkommen.

Die Insel Chambery ist um ihrer Höhe willen bemerkenswerth. Sie wird durch einen Gneisfels gebildet, dessen zwei Spitzen sattelförmig vereinigt und über 200 Fufs über die Wasseroberfläche erhöht sind. Der Abhang des Felsens ist unfruchtbar und nur einige Stämme der *Clusia* mit grofsen weissen Blumen finden eine kümmerliche Nahrung auf ihm. Hingegen ist aber die Aussicht über den See und die mit reichem Anbau geschmückten Thäler desto schöner. Sie wird vollends entzückend, wenn des Abends nach Sonnenuntergang viele tausend Wasservögel, Reiher, Flamingos und wilde Enten nach den Inseln fliegen, um auf ihnen eine sichere Nachtherberge zu finden, und wenn dann der breite Gürtel der den Horizont begrenzenden Berge mit Feuer gleichsam bedeckt ist. Die Landeseinwohner lassen, wie wir schon öfters meldeten, die dürren

Weiden abbrennen, um frischeres und feineres Gras zu erhalten. Der Graswuchs ist auf den Bergen am kräftigsten; und diese ausgehenden Feuerbrände, welche oft bei tausend Toisen Länge haben, erscheinen wie Lavaströme, die von der Berggräte überfließen. Wenn man nun an einem dieser schönen Abende der Tropenländer am Seeufer ruht, um die milde Kühle der Luft zu genießen; so ist der Widerschein der den Horizont beleuchtenden röthlichen Flammen in den an's Ufer schlagenden Wellen ein ergötzlicher Anblick, dessen Genuß durch die herrliche Fläche des Wasserspiegels und ringsum herrschende Ruhe der Natur erhöht wird, und das empfängliche Gemüth mit den reinsten Gefühlen und hohen Ideen erfüllt und beseligt.

Unter den Pflanzen, welche sich auf den Felsen-Eilanden des Valencia-Sees nähren, gibt es einige, welche man ihnen eigenthümlich glaubt, weil man sie bisher sonst nirgend gefunden hat. Dahin gehören die See-Papayers und die Tomates der Insel Cura. Diese letztern sind von unserm Solanum lycopersicum verschieden. Sie haben eine runde, kleine, aber sehr schmackhafte Frucht, und man pflanzt sie gegenwärtig in Vittoria, Neu-Valencia und überall in den Thälern von Aragua. Auch der Melonenbaum wächst häufig auf der Insel Cura und dem Cabo-Blanco. Sein Stamm ist schlanker, als der des gemeinen Melonenbaums, die Frucht ist aber um die Hälfte kleiner und völlig rund, ohne vorstehende Rippen; ihr Durchmesser beträgt 4 bis

5 Zoll. Beim Aufschneiden findet man sie voll Samen, ohne die leeren Zwischenräume, die die Frucht der gemeinen Melonenbäume überall darbietet. Der Geschmack der Frucht ist ausnehmend süß, und man schreibt ihr stopfende Eigenschaften zu.

Die Nachbarschaft des Sees wird nur zur Zeit großer Trockenheit ungesund, wenn die Gewässer bei ihrem Rückzuge ein schlammiges, den Sonnenstrahlen ausgesetztes Erdreich hinterlassen. Die von Büschen der *Cocolomba barbadensis* beschatteten und mit prächtigen Liliengewächsen geschmückten Ufer erinnern durch die Haltung der Wasserpflanzen an die Sumpfgestade unserer europäischen Scen. Man findet hier den Wasserlack, den Armleuchter und drei Fuß hohe Teichkolben, welche man leicht mit unserer *Typha* verwechseln könnte.

Die Bewohner der Thäler von Aragua fragen öfter: warum das südliche Ufer des Sees mehr Schatteten besitze und von einem lebendigeren frischeren Grün bedeckt sey, als die nördlichen Ufer. Im Monat Hornung sahen unsere Freunde viele entblätterte Bäume nahe bei der Hacienda de Cura, in Mocundo und Guacara, während südostwärts das frische Frühlingsgrün bereits die herannahende Regenzeit verkündigte. Herr von *Humboldt* meint jedoch, es mögen in der ersten Abtheilung des Jahrs, wo die Sonne südliche Senkung hat, die Hügel in der Nähe von Valencia, Guacara und Cura von der Sonnenhitze verbrannt werden, während das mittägige Ufer mit der Briesse, sobald sie durch Abra de Porto

Cabello in's Thal eintritt, eine Luft empfängt, die über den See wegsweht und mit feuchten Dünsten erfüllt ist. An diesem mittägigen Gestade finden sich auch nahe bei Guarucho die schönsten Tabakpflanzungen der ganzen Provinz. Dem drückenden Monopol der Tabakpacht zufolge, dessen wir bei der Beschreibung von Cumanacoa im zweiten Theile gedacht haben, dürfen die Bewohner der Provinz Caracas den Tabak nur in den Thälern von Aragua, zu Guarucho und Tapatapa und in den Llanos in der Nähe von Uritucu pflanzen. Der Erlös davon steigt auf fünf- bis sechsmalhunderttausend Piaster, aber die Tabakpacht-Verwaltung ist so kostbar, wie gewöhnlich alle Erpressungs-Maschinen, daß sie jährlich nahe an 230,000 Piaster fordert. Die Provinz Caracas könnte jedoch bei freiem Tabakbau die Märkte der ganzen Welt mit dieser losen Waare versorgen.

14-

81

## Viertes Kapitel.

Warme mineralische Quellen. — Aunbau und Erzeugnisse der Thäler von Aragua. — Das Zuckerrohr. — Neu-Valencia. — Reise nach Porto Cabello.

Unter den Gewässern, welche sich in den See von Valencia ergießen, gibt es auch solche, die aus warmen Quellen herkommen und eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Diese Quellen entspringen in der Granitkette der Küsten auf drei Punkten.

Nahe bei Onoto zwischen Turmero und Maracay, nahe bei Mariara, nordostwärts von der Hacienda de Cura und in der Nähe von las Trincheras am Wege von Neu-Valencia nach Porto Cabello. Steigt man den kleinen Fluß Cura gegen seine Quelle an, so sieht man, wie die Berge von Mariara in's flache Land hervortreten, und zwar in Gestalt eines Amphitheaters, das aus senkrecht abgeschnittenen, in gezähnte Hörner auslaufenden Felsenmassen besteht. Das Mittelstück führt den seltsamen Namen: Teufelsmauer oder Ecke, *Rincon del Diabolo*. Von den zwei Seiten-Vorspringen wird der östliche el Chaparro, der westliche las Viruelas genannt. Die Trümmerfelsen beherrschen das flache Land. Sie bestehen aus grobkörnigem, beinahe porphyrartigem Granite, dessen weißlichgelbe Feldspathkrystalle bis anderthalb Zoll lang sind. Der nur selten darin vorkommende Glimmer hat einen Silberglanz. Man kann nichts Interessanteres und Malerischeres sehen, als diese zur Hälfte mit Vegetation bedeckte Berggruppe. Der Pik von Calavera, der die Teufelsmauer mit dem Chaparro vereint, ist in weiter Ferne sichtbar. Sein Granit wird durch senkrechte Spalten in prismatische Massen getrennt. Es sieht aus, als stünden Basaltsäulen über dem Urgestein. Zur Regenzeit stürzt eine bedeutende Wassermasse von den Abhängen herunter und bildet eine herrliche Cascade. Die ostwärts an die Teufelsmauer anstehenden Berge sind lange nicht so hoch, und enthalten gleich dem Vorgebirge Cabrera und den abge-

sonderten Hügeln, auf der Ebene Gneiß und granithaltiger Glimmerschiefer.

In diesen minder hohen Bergen, zwei bis drei Meilen nordöstlich von Mariara, befindet sich die Schlucht der heißen Wasserquellen, Quebrada de aguas calientes. Die Schlucht enthält mehrere kleine Becken, wovon die zwei obern, welche mit einander in keiner Verbindung stehen, nur 5 Zoll, die drei untern hingegen 2 bis 3 Fuß im Durchmesser halten. Ihre Tiefe ist von 3 bis 15 Zoll verschieden. Die Temperatur dieser verschiedenen Trichter enthält 36 bis 59 Centesimalgrade, und was sehr bemerkenswerth ist, die untern Trichter sind wärmer, als die obern, obgleich der Gesamtunterschied ihres Niveau nicht über 7 bis 8 Zoll beträgt. Die warmen Wasser fließen zusammen und bilden einen Bach, Rio de aguas calientes, welcher 30 Fuß tiefer, nur 48° Wärme hat. Herr von Humboldt besuchte die Schlucht gerade zur Zeit der großen Trockenheit, wo die Gesamtmasse des Mineralwassers einen Durchschnitt von nicht mehr als 26 Geviertzoll betrug. In der Regenzeit vermehrt sich jedoch dieser beträchtlich, der Bach wird alsdann zum Bergstrom und seine Wärme vermindert sich; denn es scheint, daß die warmen Quellen selbst nur einem unmerklichen Wechsel unterworfen sind. Diese sämtlichen Quellen enthalten nur eine geringe Menge geschwefeltes Wasserstoffgas, und der demselben eigenthümliche Geruch fauler Eier wird nur zunächst bei den Quellen verspürt. In einer einzigen Quelle,

deren Temperatur auf  $56^{\circ}$  ansteigt, folgt sich eine Entwicklung von Luftblasen in ziemlich regelmäßigen Zeiträumen von 2 bis 3 Minuten. Die kleinen Becken sind mit einem leichten Schwefelbäutchen überzogen und eben so einige in der Nähe der Quellen stehende Pflanzen. Läßt man das Wasser in einem Gefäße erkalten, so verliert es keinen Geruch und ist völlig trinkbar.

In der Schlucht der warmen Quellen von Mariara zwischen den kleinen Trichtern, deren Temperatur auf  $56^{\circ}$  bis  $59^{\circ}$  ansteigt, wachsen zwei Wasserpflanzen; die eine ist häutig und enthält Luftblasen, die andere besteht aus parallelen Fibern. Die Wasser von Mariara enthalten in den Trichtern keine Wasserinsekten, man fand Frösche darinnen, die von Schlangen verfolgt, in dieselben sprangen und umkamen.

Südwärts von der Schlucht, in der Ebene, die sich gegen das Seegestade ausdehnt, befindet sich eine andere Schwefelwasser-Quelle, die nicht so warm ist und weniger Gas enthält. Die Kluft, aus welcher das Wasser hervorkommt, steht etwa 6 Toisen höher, als die eben beschriebenen Trichter. Der Wärmemesser stieg darin nicht über  $42^{\circ}$ . Diese Gewässer fließen in einen fast kreisförmigen, von Bäumen umschatteten Behälter, der bei einer Tiefe von 3 Fuß 15 bis 18 Fuß Durchmesser hält. In dieses Bad werfen sich die unglücklichen Slaven, wenn sie am Abende, mit Staub bedeckt, ihr Tagewerk auf den benachbarten Indigo- und Zuckerrohr-

feldern beendigt haben. Obgleich dieses Bad um  $12^{\circ}$  bis  $14^{\circ}$  wärmer ist, als die Luft, so wird es doch von den Negern kühlend genannt, weil unter der heißen Zone dies Wort für alles gebraucht wird, was die Kräfte herstellt, den Nervenreiz mildert, oder ein Gefühl von Wohlbehagen verursacht. Die Reisenden ließen Hängebmatten an Bäume befestigen, welche das Wasserbecken beschatteten, und verweilten einen ganzen Tag an diesem lieblichen pflanzenreichen Orte. In der Nähe des Canno de Mariara trafen sie den Volador oder Gyrocarpus. Die geflügelten Früchte dieses hohen Baumes drehen sich wie Federbälle, wenn sie sich vom Fruchtsiele trennen. Beim Schütteln der Äste des Volador gewährte der Anblick der vielen fallenden Früchte einen eigenen Reiz. Die zwei häutigen und gestreiften Flügel sind also umgebogen, daß sie im Niederfallen den Eindruck der Luft unter einem Winkel von  $45^{\circ}$  empfangen. Glücklicher Weise hatten die Früchte eben jetzt ihre Reife erreicht. Sie sammelten solche und sandten davon nach Europa, wo sie in den Treibhäusern von Berlin, Paris und Malmaison gekeimt haben, und alle die zahlreichen Stämme des Volador, welche gegenwärtig in den Treibhäusern vorkommen, stammen von diesem einzigen Baume ab, der in der Nähe der warmen Quellen von Mariara steht. Die geographische Vertheilung der verschiedenen Arten des Gyrocarpus ist sehr sonderbar. *Jaquin* fand eine bei Carthagena in Indien, es ist aber die, welche Herr von *Humboldt* in Mexiko nahe bei

Zumpango antraf, auf dem Wege von Acapulco nach der Hauptstadt. Eine andere Art, die auf dem Gebirge von Coromandel wächst, hat *Roxburgh* beschrieben. Die dritte und vierte Art wachsen in der südlichen Halbkugel an der Küste von Neu-Holland.

Als sich unsere Freunde ~~gehadet~~ hatten, und halb in ein Tuch gehüllt, nach Landessitte, an der Sonne trockneten, näherte sich ein kleiner Mulatte, welcher nach feierlicher Begrüßung in einer umständlichen Rede sie von den Kräften des Wassers von Mariara, von der Menge der Kranken, die solches seit Jahren besuchten, von der günstigen Lage der Quellen zwischen zwei Städten Valencia und Caracas, in denen die Sittenlosigkeit immer mehr überhand nehme, unterhielt. Er wies ihnen seine Hütte, die auf einem nahegelegenen eingezäunten Raume am Ufer eines mit dem Bade zusammenhängenden Flusses lag und mit Palmenblättern bedeckt war. Er versicherte sie, sie würden dort alle Bequemlichkeit des Lebens finden, nämlich: Nägel zum Aufhängen der Hängematten, Ochsenhäute, um auf Rohrbänken zu ruhen, irdene, allezeit mit frischem Wasser gefüllte Gefäße, und was nach dem Bade am wohlthätigsten wäre, jene großen Eidechsen *Iguana's*, deren Fleisch als eine kühlende Speise bekannt ist. Aus dieser Rede war zu schließen, daß sie der gute ~~Metis~~ für Kranke hielt, die sich länger bei der Quelle aufhalten würden, und seine Rathschläge und gastfreundlichen Anerbietungen waren nicht ganz

uneigennützig. Er nannte sich Aufseher der Gewässer und den Pulpero (Gastwirth, Garkoch) des Orts. Seine zuvorkommende Aufmerksamkeit war auch zu Ende, sobald er inne ward, daß sie nur aus Neugierde gekommen seyen, oder wie man sich in diesen Ländern des Müßiggangs ausdrückt, *para ver, no mas*, um zu schauen und weiter nichts.

Die Wasser von Mariara werden mit Erfolg gegen rheumatische Geschwülste, alte Geschwüre und eine schreckliche Hautkrankheit angewandt, welche Bupas heißt und nicht immer siphylitischer Art ist. Da die Quellen nur wenig geschwefeltes Wasserstoffgas enthalten, so muß man sich an der Stelle, wo sie hervorkommen, baden. Weiterhin wird dieses nämliche Wasser zur Bewässerung der Indigofelder gebraucht. Der reiche Eigenthümer von Mariara, der Graf von Towar, ging damit um, ein Badhaus zu erbauen, und eine Einrichtung zu treffen, welche wohlhabenden Leuten etwas mehr Bequemlichkeit gewähren könnte, als Eidechsenfleisch zur Speise und über eine Rohrbank ausgebreitete Ochsenhäute zum Ausruhen.

Abends am 21. Februar reiste Herr von Humboldt mit seinem Gefährten und Gefolge von der Hacienda de Cura ab, um sich nach Guacara und Neu-Valencia zu begeben. Um der außerordentlichen Tageshitze willen zogen sie das Reisen bei der Nacht vor. Sie kamen durch den Weiler von Punto Zamuro am Fusse der hohen Berge der las Viruelas. Der Weg ist von großen Zamang- oder

Mimosen-Bäumen eingefasst, deren Stamm 60 Fuß hoch ist. Die fast wagerechten Äste derselben erreichen einander auf mehr als 150 Fuß Entfernung. Man kann nirgendwo ein schöneres und dichteres grünes Gewölbe antreffen. Die Nacht war finster. Die Teufelsmauer und ihre gezähnten Felsen stellten sich mitunter von ferne dar, entweder vom Brande der Savanen erleuchtet, oder in röthlichen Rauch eingehüllt. Hier nun, wo das Gesträuch am dichtesten war, gesellte sich noch ein Gesellschafter zu ihnen, der sich sehr sanft vernehmen liefs, und die guten Nachtwandler durch sein liebliches Organ und trauliches Nachtständchen nicht wenig in Schrecken setzte. Es war dieses nichts Geringeres, als ein tüchtiger Jaguar oder amerikanischer Tiger, der ganz in der Nähe ihnen folgte. Die finstere Nacht in einer dicht bewachsenen Landschaft mit dem von Flammen gerötheten Himmel, dem grotesken Felsen der Teufelsmauer gegenüber, und ein Tiger, als Gefährte, ist immer eine recht schöne Scene, und würde selbst den Muth meiner jungen Leser auf die Probe setzen. Aber man gewöhnt sich an alles, und Pater *Dobrizhofer* erzählt uns ganz treuherzig, wie er in den sumpfigen Savanen von Paraguay sich mit achtzehn Soldaten auf einen Fichteustamm gesetzt habe, der mit ihnen aber davon zu laufen angefangen, weil es eine Bujo war; und wie er unter Krokodillen einherspazierte, wie ich unter Fröschen. — Also ein Gesellschafter, der ein Tiger ist, ist doch so gefährlich nicht, als man glaubt, besonders, wenn

man es weiß, daß es einer ist. Dieser Katzenriese nun durchstreifte schon seit drei Jahren das Gebirge, und war immer so gewandt, den Jägern ein Schnippen zu schlagen und ihnen zu entweichen. Er war übrigens ein scharfsinniger Bursche, der das, was Herr von *Büffon* in Frankreich ihm bösslicher Weise nachgesagt hatte, auf das bündigste durch muthvolle Thaten widerlegte. Er nahm Pferde und Maulthiere, wo er sie fand, und holte sie selbst aus umzäunten Räumen, als ob sie für ihn dagewesen wären. Da es nun an diesen Leckerbissen nicht fehlte, so war er bisher so galant gewesen, Menschen nicht anzufallen. Großer Respekt von einem Tiger! Der Neger, welcher Herrn von *Humboldt* begleitete, erhob ein wildes Geschrei, um den Tiger zu verscheuchen, dieser aber schien sich nicht viel daraus zu machen und escortirte sie immer fort. Der Jaguar, wie der europäische Wolf, folgt den Wanderern, auch wenn er sie nicht angreifen will. Der Wolf thut es im freien Felde und offenen Lande, der Jaguar folgt der Straße seitwärts und zeigt sich nur von Zeit zu Zeit im Gebüsche.

Am 22. Februar verweilten sie im Hause des Marquis del *Toro*, im Dorfe Guacara, einer sehr ansehnlichen indianischen Gemeinde. Die Eingebornen, deren Corregidor ein Mann von ausgezeichnete[r] Geistesbildung war, genießen einigen Wohlstand. Sie hatten so eben in der Audiencia einen Prozeß gewonnen, der ihnen den Besitz von Ländereien wieder einräumte, deren Eigenthum die Weissen angesprochen hatten.

Von Guacara nach Mocundo führt eine Allee aus Carolineen. Hier sahen die Reisenden zum ersten Male dieses prachtvolle Gewächs im Freien, das unter die ersten Zierden der großen Treibhäuser von Schönbrunn gehört. Alle Stämme der *Carolina princeps* in Schönbrunn sind aus Samen gezogen, welche die Herren *Bosc* und *Bredemeyer* von einem einzigen Baume von ausnehmender Größe, in der Nähe von Chacao, ostwärts von Caracas, gesammelt hatten. Mocundo ist eine reiche Pflanzung, welche der Familie von *Toro* angehört. Man trifft hier, was in diesem Lande selten ist, sogar auch den Luxus der Agricultur an, nämlich einen Garten, künstliche Gehölze und am Gestade auf einem Gneisfels ein Lusthäuschen mit einem Belvedere. Man genießt hier eine herrliche Aussicht über den nördlichen Theil des Sees, über die umliegenden Berge und über einen Palmenwald, welcher Guacara von der Stadt Neu-Valencia trennt. Die Zuckerrohrfelder gleichen durch das zarte Grün der jungen Pflanzen den europäischen Wiesengründen. Alles verkündet Überfluß, der aber leider auf Unkosten der Freiheit der Landbauer erworben ist. In Mocundo werden von 230 Negerselaven 77 tablones oder Rohrfelder angebaut, deren jedes 1819 Quadrattoisen oder ein und ein dritthalb Morgen Landes enthält, und jährlich einen reinen Gewinn von 200 bis 240 Piaster abwirft. Das creolische und otaheitische Zuckerrohr werden im Monate April gepflanzt, das erstere zu 4, das zweite zu 5 Fufs Abstand von ein-

ander. Nach 14 Monaten erreicht das Zuckerrohr seine Reife. Es blüht im October, wenn die Pflanze kräftig ist; man schneidet aber die Spitze ab, ehe die Blüthenrispe sich entwickelt. In allen Einlapern (Monocotyletonen, dem in Mexiko gepflanzten Maguey, der Weinpalme und dem Zuckerrohr) erleiden die Säfte durch die Blüthe Veränderungen. Die Gewinnung des Zuckers ist auf dem Festlande noch sehr mangelhaft, weil man nur für den innern Verbrauch fabricirt, und für den Absatz im Großen den Papelon dem raffinirten sowohl als dem rohen Zucker vorzieht. Dieser Papelon ist ein unreiner Zucker, er hat eine braune Farbe, in ganz kleinen Hüten. Er ist mit Melasse und schleimigen Materien vermischt. Die ärmsten Leute speisen Papelon, wie man in Europa Käse isst, denn man hält ihn allgemein für sehr nährend. Durch Gährung mit Wasser erhält man daraus den Guaropo, das Lieblingsgetränk des Volks. Zum Auslaugen des Rohrsafts bedient man sich in der Provinz Caracas der Potasche statt des Kalks.

Nur erst spät, und wahrscheinlich gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, ist das Zuckerrohr von den Antillen - Eilanden in die Thäler von Aragua verpflanzt worden. Es war dasselbe in Indien, China und den Inseln des stillen Oceans von den ältesten Zeiten her bekannt. In Persien und Chorasam ist es seit dem fünften Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zur Gewinnung des harten Zuckers angebaut worden. Die Araber waren es, welche das, den Bewoh-

nern der heißen Zone so wohlthätige Rohrgewächse an die Küsten des Mittelmeeres verpflanzten. Im Jahre 1306 war sein Anbau in Sicilien noch unbekannt, während er auf den Inseln Cypern, Rhodus und Morea sich schon beträchtlich verbreitet hatte. Hundert Jahre später erst kamen Calabrien, Sicilien und die Küsten von Spanien in den Besitz desselben. Der Infant *Heinrich* verpflanzte das Zuckerrohr aus Sicilien nach Madeira, von Madeira ging es auf die canarischen Inseln über, denen es bis da völlig fremd geblieben war. Zwar will man aus einer Stelle des Juba (*ferulae, quae expressae liquorem fundunt, gustui jucundum*) beweisen, daß das Zuckerrohr schon den Alten bekannt gewesen sey, die *ferulae* sind jedoch *Tabayba dulce*, *Euphorbia balsamifera*, und nicht Zuckerrohr. Kurz nach der Einführung auf den Canariën waren jedoch da schon zwölf Zuckerpflanzungen auf den Inseln Groß-Canariën und Palma und auf der Insel Tencriffa zu Stande gekommen. Jetzt hat jedoch der Anbau des Mais den Anbau des Zuckerrohrs auf den Canariën größtentheils verdrängt. Das canarische Rohr wurde von *Aquilon* nach St. Domingo gebracht, wo es seit 1513 und den folgenden Jahren unter der Leitung der Mönche des heil. *Hieronymus* im Großen gebaut ward. Leider wurden gleich dazumal Negerclaven in den Zuckerpflanzungen verwendet, und schon im Jahre 1519 ward der spanischen Regierung vorgestellt, wie noch heut zu Tage geschieht, daß die Antillen verloren wären und öde bleiben müßten; wofern nicht alle

Jahre Slaven von der Guineaküste dahin gebracht würden.

Seit einigen Jahren ist jedoch auf dem Festlande der Anbau und die Gewinnung des Zuckers sehr vervollkommnet worden. Der Verbrauch des Zuckers zum Genuss, zu Confituren und zur Bereitung der Chocolate ist indessen in den Provinzen von Venezuela so ungeheuer, daß bis jetzt nirgend eine Ausfuhr des Zuckers Statt finden konnte, und der ganze Ertrag der Zuckerpflanzungen im Innern verbraucht wurde. In den Thälern von Aragua sind die Preise folgende: ein Hut Papelon von  $2\frac{1}{2}$  Pfund einen halben Real de Plata ungefähr 6 Kreuzer; ein Pfund Rohrzucker 1 Real und 1 Pfund weißer Zucker 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Real. Die schönsten Zuckerpflanzungen sind in den Thälern von Aragua und Tuy, in der Nähe von Pao de Zarate zwischen Vittoria und San Sebastian, in der Gegend von Quatire, Guarenas und Caurimare. Wenn das erste Zuckerrohr von den Canarien dahin gebracht wurde, so sind es überhaupt auch Canarier, die noch heut zu Tage den großen Pflanzungen vorstehen, und den Arbeiten sowohl beim Anbau als bei Gewinnung und Läuterung des Zuckersaftes vorstehen.

Dieselbe genau Verbindung mit den Canarien und ihren Bewohnern hat auch die Einführung der Kameele in Venezuela veranlaßt. Der Marquis von Toro ließ drei von Lancerote kommen. Da die Kameele viel Raum und Wasser fordern, so waren die Kosten der Überfahrt so beträchtlich, daß ein Ka-

meel, welches auf Lancerote 30 Piaster kostete, auf den Aragua-Pflanzungen angelangt, auf acht- bis neunhundert Piaster zu stehen kam. Herr von *Humboldt* sah diese Thiere, von viereu waren bereits drei in Amerika geboren, zwei von den Alten waren an den Bissen des Coral, einer an den Ufern des Sees häufigen und sehr giftigen Schlange gestorben. Bis jetzt hatte man sich ihrer zum Transport des Zuckerrohrs auf die Quetschmühlen bedient. Die männlichen Thiere, welche stärker, als die weiblichen sind, tragen 40 bis 50 Aroben. Ein reicher Gutsbesitzer in Varinas hat eine Summe von 15,000 Piaster bestimmt, um gleichzeitig 14 bis 15 solcher Thiere kommen zu lassen. Da Amerika in beiden Hemisphären große Ebenen hat, und ein innerer Verkehr bei fortschreitender Cultur sehr lebhaft werden dürfte, so ist die Einführung des Kameels in Amerika von wohlthätiger Wichtigkeit. Besonders geeignet dürften sie für den Transport der Waaren in den südamerikanischen Llannos und Pampas werden, die zur Zeit der Dürre mit den afrikanischen Wüsten viele Ähnlichkeit haben. Dieses Kameel, das Schiff der Wüste, kann einst der Hebel des Handels und der Industrie besonders Südamerika's werden.

Am 21. Februar setzten sie ihren Weg nach Neu-Valencia fort. Man kommt durch ein kleines Gehölz von Palmen, deren Wuchs und fächerförmige Blätter den *Chamerops* der Küsten der Barbaren gleichen. Ihr Stamm erreicht jedoch eine Höhe von

24 bis 30 Fufs. Ihre Blattstiele werden zum Flechten der Hüte gebraucht, welche unsern Strohhüten ähnlich sind. Dies Palmengehölz, deren ausgedörrte Blätter beim geringsten Winde ertönen, diese in der Ebene weidenden Kameele, diese wellenförmige Bewegung der Dünste über der Oberfläche eines verbrannten Bodens, geben der Landschaft ein afrikanisches Aussehen. Die Dürre des Bodens nimmt zu, wie man der Stadt näher und über das westliche Ende des Sees hinaus kommt. Es ist ein vom Wasser geebneter und verlassener Thonboden. Die benachbarten Hügel bestehen aus weifsem Tuff, welcher die Sonnenstrahlen zurückwirft und die Hitze erhöht. Alles erscheint hier unfruchtbar und öde, und kaum finden sich am Ufer des Valencia-Flusses einige Stämme des Cacaobaumes. Das ührige Land ist nackt und ohne Pflanzenwuchs. Dieser Anschein von Unfruchtbarkeit wird hier, wie überall in den Thälern von Aragua, dem Anbaue des Indigo zugeschrieben, der, wie die Colonisten behaupten, unter allen Pflanzen das Erdreich am meisten erschöpft.

Die Stadt Valencia nimmt einen bedeutenden Flächenraum ein, obwohl ihre Bevölkerung nur auf sechs- bis siebentausend Seelen beträgt. Die Strassen sind sehr breit, der Marktplatz hat eine übermäfsige Gröfse, und weil die Häuser ungemein niedrig sind, so erscheint das Mifsverhältnifs zwischen dem Raume, den die Stadt einnimmt, und der schwachen Bevölkerung, noch auffallender als in Caracas. Viele Weifse vom europäischen Stamme, besonders

die Ärmeren, verlassen ihre Häuser, und leben die meiste Zeit des Jahres auf ihren kleinen Indigo- und Baumwollenpflanzungen. Sie dürfen hier ihr Land selbst bearbeiten, was nach eingewurzelten schädlichen Vorurtheilen entehrend für den Stadtbewohner wäre. Seit der Hafen von Porto Cabello neue Freiheiten erhielt, hat sich der Gewerbfleiß sehr vermehrt und die Baumwollenpflanzungen haben reisend zugenommen.

Nueva Valencia ist im Jahre 1555, unter *Villacinda's* Regierung, durch *Alonzo Diaz Moreno* gegründet, und zwölf Jahre älter als Caracas. Sie war Anfangs nur eine Zubehör von *Burburata*, allein diese letzte Stadt ist zur Embarcadere für Maulthiere herabgesunken. Man bedauerts, und vielleicht nicht ohne Grund, daß Valencia nicht die Hauptstadt des Landes geworden ist. Wirklich ist auch ihre Lage einer der vorthcilhaftesten. Auf einer Ebene, an einem Seegestade würde sie an Mexiko erinnern. Beim Nachdenken über die leichten Verbindungen, welche die Thäler von *Aragua* mit den *Llanos* und den in den *Orinoko* mündenden Flüssen darbietet, und wenn man sich die Möglichkeit denkt, die innere Schifffahrt durch den *Rio Pao* und die *Portuguesa* bis zu den Mündungen des *Orinoko* an den *Cassiquiare* und *Amazonen-Strom* zu öffnen, so begreift man, daß die Hauptstadt von *Venezuela* in der Nähe des prachtvollen Hafens *Porto Cabello*, unter einem reinen Himmel, besser stünde, als in der Nähe der nur wenig geschützten Rhede von *la Guayra*, in einem

gemäßigten aber neblichten Thale. Hiezu kommt noch, daß sie dem Königreiche Neu-Granada näher gerückt ist, und zwischen den fruchtbaren *Ottride*-Feldern von Vittoria und Barquisimeto zwischen innen liegt, und daher wohl hätte gedeihen mögen, wenn ihr, ihrer Vorzüge ungeachtet, Caracas nicht einen großen Theil ihrer Bewohner entzogen hätte. Die Familien der Mantuanos wollen lieber in der Hauptstadt, als in einer Provinzialstadt wohnen.

Eine große Plage der heißen Länder sind die Ameisen. Wer ihre zahllose Menge unter den Tropen nicht kennt, kann sich keinen Begriff von den Zerstörungen und Versenkungen des Bodens machen, welche diese Insekten verursachen. Sie sind auch auf dem Erdreiche der Stadt Valencia in so ungeheurer Anzahl vorhanden, daß ihre Ausgrabungen unterirdischen Canälen gleichen, die sich zur Regenzeit mit Wasser anfüllen, und dann den Gebäuden sehr gefährlich werden.

An die Stadt Valencia knüpfen sich einige historische Erinnerungen, welche jedoch, wie alles, was sich an die Colonien knüpft, nicht weit hinauf reichen, und sich entweder auf bürgerliche Zwiste oder Gefechte mit den Eingebornen beziehen. Die erste dieser Erinnerungen ist die, an den schon in dem vorigen Bändchen erwähnten Verräther und Tyrannen, *Lopez de Aguirre*, dessen Schandthaten eine Epoche in der Geschichte der Colonien bilden. Er begab sich im Jahre 1561 aus Peru auf dem Amazonen-Strome nach der Insel Margaretha, und von hier

durch den Hafen Burburata in die Thäler von Aragua. Bei seiner Ankunft in Valencia, die auf den Namen einer königlichen Stadt stolz ist, kündigte er die Unabhängigkeit des Landes und die Entsetzung *Philipp* des II. an. Die Einwohner zogen sich auf die Inseln des Tacarigua-Sees zurück, und nahmen zu ihrer Sicherheit alle Boote vom Ufer mit sich. Diese Kriegslust setzte den *Aguirre* in den Fall, nur gegen seine eigenen Leute Grausamkeiten üben zu können, die er dann auch nicht sparte. In Valencia schrieb er den berühmten Brief an den König von Spanien, welchen wir im Anhang mittheilen, und welcher uns ein Bild von furchtbarer Wahrheit, von der Lebensart und den Sitten des Kriegsvolks im sechzehnten Jahrhunderte geben kann. *Aguirre*, der noch heut zu Tage von dem Volke mit dem Namen Tyrann bezeichnet wird, rühmt sich wechselweise seiner Verbrechen und seiner Frömmigkeit; er ertheilt dem Könige Rathschläge über die Regierung der Colonien und die Einrichtung der Missionen. *Lopez de Aguirre* ward, nachdem ihn seine Leute verlassen hatten, in Barquesimento getödtet. Im Augenblicke seiner Niederlage stiefs er seiner einzigen Tochter den Dolch in die Brust, um, wie er sagte, ihr die Schande zu ersparen, von den Spaniern die Tochter eines Verräthers genannt zu werden. Die Seele des Tyrannen, so glauben es die Eingebornen, irrt nun in den Savanen herum, wie eine Flamme, welche die Nähe der Menschen flieht.

Das zweite geschichtliche Ereigniß, welches sich

an den Namen Neu-Valencia anschliesst, ist der grosse Überfall der Cariben vom Orinoko in den Jahren 1578 und 1580. Diese Menschenfresser-Horde war an den Gestaden des Guarico herauf über die Ebenen der Llannos gekommen. Sie ward glücklich zurückgetrieben durch die Tapferkeit von *Garci Gonzalez*, einem Anführer, dessen Name noch jetzt in diesen Thälern in grossen Ehren steht. Die Nachkommen eben dieser Cariben leben nun in den Missionen als friedliche Pflanzler, und kein Volksstamm aus Guiana wagt die Ebene zu durchziehen, welche die Waldungen von dem angebauten Lande trennen.

Im Meridian von Valencia durchschneidet eine Schlucht die Küstenkette, wodurch alle Abende ein sehr kühler Seewind die Thäler von Aragua heimsucht. Diese Briese stellt sich regelmässig zwei bis drei Stunden nach Sonnenuntergang ein. Durch diese Schlucht, durch den Melerhof von Barbula und durch einen östlichen Seitenarm der Bergschlucht wurde dazumal eine Strafse von Valencia nach Porto Cabello eröffnet. Auf dieser Strafse kann man in vier Stunden die Küste erreichen und an einem Tage aus den Thälern von Aragua den Hafen besuchen und wieder zurück seyn.

Am 27. Februar Vormittags besuchten sie die warmen Quellen von Trinchera, welche drei Meilen von Valencia entfernt sind. Die Bergschlucht ist sehr breit und man steigt vom Seeegestade aus fast ununterbrochen nach der Meeresküste herunter. Trinchera führt den Namen von den kleinen Festungswerken,

die durch französische Flibustier, welche die Stadt Valencia ausplünderten, im Jahre 1677 errichtet wurden. Die warmen Quellen gehen nicht, wie die von ~~Mariara~~, an der Südseite, sondern am nördlichen Abhange zu Tage aus. Sie sind unendlich reichhaltiger, als alle, welche Herr von *Humboldt* bisher in Amerika besucht hatte, und bilden einen kleinen Fluß, welcher zur Zeit der größten Trockenheit zwei Fuß tief und achtzehn Fuß breit ist. Die Temperatur des Wassers war  $93^{\circ}$ , 3 des hunderttheiligen Thermometers. Nach den Quellen von *Urijino* in Japan, die, wie man versichert, reines Wasser sind, und  $100^{\circ}$  zeigen, sind die von *Trinchera* die heißesten, welche man bisher auf der Erde kennen gelernt hat. Sie frühstückten an der warmen Quelle. Eier, welche hineingelegt wurden, waren in vier Minuten gar gesotten. Das Gestein, woraus dieses heiße Wasser quillt, ist ein grobkörniger Granit, wie der der Teufelsmauer. Erstaunenswerth ist um diese heiße Quelle her der üppige Pflanzenwuchs. Mimosen, Clusien und Feigenbäume treiben ihre Wurzeln in einen Pfuhl, dessen Temperatur auf  $85^{\circ}$  stieg. Obgleich beständig warme Dünste aufsteigen, so prangen diese Pflanzen doch mit dem zartesten Grün. Ein Aram mit holzigem Stamme erhob sich sogar inmitten aus einer Pfütze, deren Temperatur  $70^{\circ}$  zeigte. Die nämliche Pflanze wächst auch an den Ufern der Waldströme, deren Temperatur nicht über  $18^{\circ}$  ansteigt. In Entfernung von 40 Fuß von diesen  $90^{\circ}$  heißen Quellen entspringen

völlig kalte, beide verfolgen eine Zeitlang eine parallele Richtung, und die Eingebornen zeigten, wie sie durch das Graben eines Baches sich nach Belieben ein kaltes oder heißes Bad veranstalten könnten. Es zeigen jedoch im heißen, wie im kalten Klima, die Völker große Vorliebe für die Wärme. In Island wollten die Einwohner bei Einführung des Christenthums nur mit den warmen Quellen des Hekla getauft seyn, und unter der heißen Zone werden die heißen Quellen mit eben so großer Begierde gebraucht. Die Kranken, welche nach Trimbesa kommen, errichten aus Baumstäben und sehr dünnem Rohre eine Art Gitterwerk über der Quelle, sie legen sich alsdann nackt auf dieses Gitter und nehmen solcher Gestalt ein Dampfbad.

Der Fluß der warmen Wasser nimmt seinen Lauf nach Nordost, und wird in der Nähe der Küsten ein ziemlich großer Fluß, der mit großen Krokodillen besetzt ist, und durch seine Überschwemmungen die ungesunde Beschaffenheit der Küsten vermehrt. Sie stiegen nun gegen Porto Cabello hinunter, während der warme Wasser-Fluß immer zur Rechten blieb. Der Weg ist sehr malerisch. Die Wasser stürzen über die Felsblöcke herab. Mitten aus blühenden Sträuchern, mitten unter Bignonien und Melastomen erheben sich prachtvoll die weißen Stämme der Cecropia, und verschwinden erst, wo die Erhöhung über die Meeresfläche nur noch hundert Toisen beträgt. Wie sie sich den Küsten näherten, war auch die Hitze erstickend. Der Horizont

war mit einem röthlichen Dunste überzogen, die Sonne war ihrem Untergange nahe, und doch wehte der Seewind noch nicht. Der Fluß des warmen Wassers war immer tiefer. Am Ufer lag ein todtcs Krokodill, es war über 9 Fufs lang. Sie hätten gerne die Zähne und Mundhöhle untersucht, weil es aber schon mehrere Wochen an der Sonne gelegen hatte, so verbreitete es einen so unerträglichen Gestank, daß ihnen alle Lust dazu verging, und sie ~~war~~ schnell wieder zu Pferde stiegen, um der verpesteten Luft zu entkommen. Sie durchwateten in der Ebene, in die sie nun an der Küste kamen, ein paar kleine Flüsse. Auf dieser Fläche erheben sich, wie Klippen, kleine Felsen von Meandriten, Madreporiten und andern ästigen oder rund gewölbten Corallen. Als eine Seltenheit trafen sie in dieser völlig unbewohnten Gegend einen großen blühenden Stamm der Parkinsonia an. Herr von *Humboldt* hat diesen Baum nur zwei Mal wild wachsend gesehen. Ein Mal bei der Villa de Palo, und da war zu vermuthen, es möchte eine alte Hütte da gestanden, und die Parkinsonia der Rest eines alten Gartens seyn; und zum zweiten Male hier in der sumpfigen Ebene bei Porto Cabello. Sonst trafen sie überall auf dem amerikanischen Festlande die Parkinsonia, wie auch die Plumeria, nur in den Gärten der Indianer an.

In Porto Cabello wurden sie von einem französischen Arzte, Herrn *Juliac*, recht liebeich aufgenommen. Sein kleines Haus enthielt eine Sammlung

sehr verschiedener Dinge, die alle den Reisenden sehr angenehm seyn konnten. Sie fanden, was in diesem Lande nicht überall zu finden ist, literarische und naturhistorische Werke, meteorologische Beobachtungen, Häute von Jaguaren und großen Wasserschlangen; lebendige Thiere: Affen, Armadille und Vögel. Dieser geschickte Mann war damals erster Wundarzt im königlichen Hospital zu Porto Cabello, und durch eine sorgfältige Bekanntschaft mit dem gelben Fieber berühmt. Seit sieben Jahren hatte er sechs- bis achttausend von dieser schrecklichen Seuche befallene Kranke in's Hospital bringen sehen, von denen er viele in die Ewigkeit, manche auch in's Leben zurück befördert hat.



## Fünftes Kapitel.

Porto Cabello. — Der Kuhbaum.

Das Klima von Porto Cabello ist nicht so heiss, wie das von Guayra, weil der Seewind daselbst häufiger und regelmässiger weht. Auch stehen die Häuser nicht an Felswänden, welche Sonnenstrahlen verschlucken und in der Nacht wieder ausstrahlen. Die Luft kann sich zwischen den Küsten und den Bergen von Ilaria freier bewegen. Die Ursachen der ungesunden Luftbeschaffenheit müssen also in den sich westlich weit in die Ferne gegen Punta de Tucacos in der Nähe des schönen Hafens Chichiribiche ausdehnenden Seegestaden gesucht werden. Hier be-

finden sich Salzwerke und hier herrschen beim Eintritt der Regenzeit die dreitägigen Wechselfieber, welche so leicht in hösartige übergehen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die in den Salzwerken arbeitenden Metis dunkler gefärbt sind, und eine gelbere Haut haben, wenn sie mehrere Jahre nach einander jene Fieber überstanden haben, welche die Küstenkrankheit genannt werden. Die Bewohner dieser Küste, arme Fischer, behaupten: nicht die Überschwemmungen des Meeres und das Wiederabfließen des salzigen Wassers sey es, was die mit Wurzelträgern bedeckte Landschaft ungesund macht, sondern dies rühre von den Überschwemmungen der Küstenflüsse her, welche zur Regenzeit plötzlich anschwellen und große Überschwemmungen verursachen. Die Gestade des Rio Estevan, eines der Küstenflüsse, sind jedoch für die Anwohner weniger gefährlich, seitdem daselbst keine Mais- und Pisangpflanzungen angelegt worden sind. So gewiß ist es, daß Anbau und Cultur des Bodens das einzige und sicherste Mittel ist, die Ungesundheit des Klima zu verändern.

Die Salzwerke von Porto Cahello gleichen so ziemlich denen der Halbinsel Araya, die wir oben beschrieben haben; weil jedoch die Arbeit in diesen Salinen sehr ungesund ist, so geben sich nur die ärmsten Menschen damit ab. Sie sammeln das Salz in kleinen Partien und verkaufen es hernach an die Magazine der Stadt.

Die militärische Vertheidigung der Küsten von

Venezuela beruht auf sechs Punkten; dem Schlosse St. Anton in Cumana, dem Morro von Neu-Barcelona, den Festungswerken von Guayra mit 134 Kanonen, Porto Cabello, dem St. Karls-Fort an der Ausmündung des Sees von Maracaibo und Neu-Carthagena. Nach diesem letztern ist Porto Cabello der am meisten befestigte Platz. Die Stadt ist von ganz neuer Bauart, und der Hafen einer der besten in der Welt. Die Kunst dürfte hier der Natur nur sehr wenig zu Hülfe kommen. Eine Erdzunge verlängert sich Anfangs nördlich, hernach westwärts. Ihr westliches Ende steht einer Anzahl kleiner Eilande gegenüber, die durch Brücken mit einander verbunden sind, und einander so nahe stehen, daß man sie für eine zweite Erdzunge halten könnte. Aus dieser Ursache gleicht der Hafen einem Wasserbecken oder einer innern Lagune, deren Südseite voll kleiner, mit Wurzelbäumen überdeckter Inseln ist. Die westliche Öffnung des Hafens trägt viel zur Ruhe der Gewässer bei. Auf ein Mal kann nur ein einziges Schiff einlaufen, aber die größten Linienschiffe können ganz nahe am Lande ankern, um Wasser einzunehmen. Die Felsenriffe von Punta Brava, denen gegenüber eine Batterie von acht Kanonen errichtet ist, können allein den Hafen gefährden. Westwärts und südwestwärts erblickt man das Fort, welches ein regelmässiges Fünfeck zu fünf Bastionen bildet, die Batterien des Felsenriffs und die Festungswerke der alten Stadt, die auf einem trapezförmigen Eilande erbaut war. Eine Brücke

und ein festes Thor vereinen die alte Stadt mit der neuern, welche schon gröfser als jene ist, obgleich sie nur für eine Vorstadt geachtet ist. Die Stadt zählt jetzt nahe an 9000 Einwohner. Obwohl zu den erwähnten Vertheidigungswerken noch mehrere und sehr kostbare hinzu gehören, so ist die Stadt doch sehr wenig geschützt. Die Festungswerke des Hafens und der Stadt erfordern eine Besatzung von 1800 bis 2000 Mann, es waren aber dazumal nur 600 vorhanden. Es war auch eine königliche Fregatte von den Kanonierschaluppen eines englischen Kriegsschiffes genommen worden, obgleich es am Hafeneingange vor Anker lag. Durch die Blokade war nur der Schleichhandel mit Curacao und Jamaika begünstigt und alles schien in Porto Cabello eine zunehmende Bevölkerung und Gewerbefleifs anzudeuten. Es werden jährlich an 10,000 Maulthiere ausgeführt. Es ist interessant, diese Thiere einschiffen zu sehen. Sie werden mittelst einer Schlinge zu Boden geworfen und mittelst einer eigenen Vorrichtung an den Bord des Schiffes gebracht. In zwei Reihen gestellt können sich diese Thiere bei dem Schwanken des Schiffes kaum aufrecht erhalten. Um sie zu schrecken und lenksamer zu machen, wird einen grofsen Theil des Tages und die Nacht durch die Trommel gerührt. Man kann sich hieraus die angenehme und ruhige Fahrt vorstellen, deren sich der Passagier zu erfreuen hat, welcher auf einem mit Maulthieren beladenen Schiffe nach Jamaika überschifft.

Wir verliessen, fährt Herr von *Humboldt* fort, am 1. März mit Sonnenaufgang Porto Cabello. Mit Verwunderung sahen wir die Menge der mit dem auf den Markt bestimmten Obste beladene Kähne. Sie erinnerten mich an einen schönen Morgen in Venedig. Von der Meereseite gewährt die Stadt überhaupt einen freundlichen und lieblichen Anblick. Mit Pflanzengrün bedeckte und in Spitzen, die man ihrer Umrisse nach für trappartige Felsen halten könnte, auslaufende Berge bilden den Hintergrund der Landschaft. In der Küstennähe ist alles nackt, weiß und hell beleuchtet, während die Bergwand mit dicht belaubten Bäumen besetzt ist, deren lange Schatten sich über eine braune und felsige Landschaft ausdehnen.

Beim Ausgange der Stadt ward die erst kürzlich beendigte Wasserleitung besehen, welche fünftausend Varras lang ist, und der Stadt das Wasser des Rio Estevan zuführt. Das Werk kostete über 30,000 Piaster, für welche jedoch nun das Wasser in allen Strafsen der Stadt fließt. Auf diesem Rückwege von Porto Cabello nach den Thälern von Aragua machten sie nochmals in der Pflanzung von Barbula Halt. Hier zog eine merkwürdige Pflanze, von der sie schon öfter hatten reden gehört, ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich. Der Baum heißt hier *l'arbre de la vache*, der Kuhbaum, weil sein Saft eine süsse, gutartige und nährende Milch enthält. Die Neger trinken die Pflanzenmilch in großer Menge, und halten sie für eine eben so angenehme als gesunde Nah-

rung. Da nun die Erfahrung lehrt, daß alle bis-  
 her bekannten Milchsäfte der Pflanzen scharf, bitter  
 und mehr oder weniger giftig sind, so ist eine sol-  
 che Angabe um so seltsamer. Die Erfahrung über-  
 zeugte jedoch unsere Reisenden während ihres Auf-  
 enthalts in Barbula, daß der Kuhbaum eine wirk-  
 lich nährende Kuh ist, und diesen Namen mit Ehren  
 trägt. Der Palo de Vaca ist ein schöner Baum von  
 der Gestalt eines Sternapfelbaums, er hat längliche  
 und gespitzte, zähe und abwechselnd stehende Blät-  
 ter, welche mit unterhalb vorspringenden parallelen  
 Seitenrippen versehen sind, deren Länge bis auf 10  
 Zoll beträgt. Da es nicht um seine Blüthenzeit war,  
 so konnten sie diese nicht sehen, aber die Frucht  
 hat wenig Fleisch und enthält eine, bisweilen auch  
 zwei Nüsse. Werden nun in den Stamm des Kuh-  
 baums Einschnitte gemacht, so fließt eine klebrige,  
 ziemlich dicke, vollkommen wie Milch schmeckende,  
 mit einem sehr angenehmen, balsamischen Geruch  
 gewürzte Milch in Menge heraus. Herr von *Hum-*  
*boldt* und seine Begleiter haben von dieser lieblichen  
 Milch, die ihnen in Kürbisflaschen gereicht wurde,  
 sowohl beim Schlafengehen, als auch zum Frühstück  
 in ansehnlichen Portionen getrunken, ohne irgend  
 eine nachtheilige Wirkung zu verspüren. Die ein-  
 zige Unart ist ihre Klebrigkeit. Die Neger sowohl  
 als auch die freien Arbeiter der Pflanzung trinken  
 dieselbe, indem sie Mais- oder Manioc-Brot, die  
 Arepa und die Cassave darein tauchen, ja, der Haus-  
 meier des Pachthofes versicherte, die Leute wür-

den zusehends fetter, während der Jahrzeit, wo der Palo de Vaca die meiste Milch liefert.

Setzt man diese Milch der freien Luft aus, so bildet sich auf der Oberfläche dieser eine Haut von einer dem thierischen Stoffe sich annähernden, gelblichen, faserigen, käseartigen Substanz. Diese von der übrigen wässerigen Milch getrennte Haut ist elastisch, beinahe wie Federharz (Caoutchouc), sie geht später aber eben so in Fäulniß über, wie Gallerte. Das Volk nennt den durch Entwicklung der Luft sich trennenden Klumpen Käse. Er wird in fünf bis sechs Tagen sauer.

Dieser außerordentliche Baum, der bis jetzt in seiner Art einzig dasteht, scheint in den Küsten-Cordilleren, vorzüglich in der Gegend zwischen Barbula und dem Maracaibo-See, einheimisch zu seyn. Einige Stämme davon stehen auch in der Nähe des Dorfes San Mateo, und dem Herrn *Bredemeyer* zufolge, der Schönbrunn mit so vielen Pflanzenschätzen bereichert hat, auch im Thale von Caucagua, drei Tage östlich von Caracas. Dieser wackere Naturforscher fand die Milch eben so angenehm, als Herr von *Humboldt*. In Caucagua nennen die Eingebornen ihn den Milchbaum. Sie behaupten an der Dichtigkeit und Farbe der Blätter die Stämme zu unterscheiden, welche am meisten Saft enthalten, wie die Hirten an äußern Kennzeichen eine gute Milchkuh erkennen. Noch hat bis dahin kein Naturforscher dieses so überaus merkwürdigen Baums Erwähnung gethan. Da Herr von *Humboldt* keine

Blüthe davon erhalten konnte, so mußte er auch die Einschaltung in das System unterlassen, glaubt aber, daß er zu den Sapoteen gehört. Es findet sich jedoch in der Beschreibung von Ostindien des Holländers *Lät* eine Stelle, welche auf den Kuhbaum Bezug zu haben scheint. Unter den Bäumen, sagt er, welche hier wild wachsen, werden von den spanischen Schriftstellern gewisse Bäume erwähnt, welche eine Art milchigen Saftes ergießen, der zu einer festen, gummiartigen Masse gerinnt und einen angenehmen Geruch von sich gibt; andere wieder, welche einen Saft geben, wie geronnene Milch, welchen man ohne Schaden und Nachtheil zur Speise verwendet.

Herr von *Humboldt* sagt ferner: ich gestehe, daß unter der großen Zahl merkwürdiger Erscheinungen, die mir auf meinen Reisen vorgekommen sind, nur wenige einen so lebhaften Eindruck auf mich machten, wie der Anblick des Kuhbaums. Alles, was auf die Milch Bezug hat, alles, was die Cerealien angeht, regt eine Theilnahme in uns auf, die nicht einzig nur auf dem Werthe der natürlichen Dinge beruht, sondern sich einer andern Reihe Vorstellungen und Gefühlen anschließt. Wir können uns nicht leicht denken, wie das Menschengeschlecht ohne mehlig Substanzen, ohne den Nahrungssaft bestehen könnte, den die Mutterbrust enthält und welcher der lang dauernden Schwäche des Kindes angepaßt ist. Der Stärkmehlstoff der Cerealien, ein Gegenstand religiöser Verchrung bei sehr vielen alten und neuern

Völkern, ist in den Pflanzensamen verbreitet und wird nicht minder in Wurzeln angetroffen. Die zur Speise dienende Milch zeigt sich uns ausschließlich als ein Erzeugniß thierischer Bildung. So sind die Eindrücke beschaffen, welche wir von frühester Jugend auf empfangen haben, und dies ist auch die Quelle des Erstaunens, das in uns der Anblick eines eben beschriebenen Baumes erregt. Es sind hier keine prachtvollen Schatten der Wälder, kein majestätischer Lauf der Ströme und keine in ewigen Winter gehüllten Berge, die uns ergreifen. Einige Tropfen eines Pflanzensaftes erinnern uns an die Allmacht und Fruchtbarkeit der Natur. Am dürren Abhange eines Felsen wächst ein Baum, dessen Blätter dürr und zäh sind, seine dicken holzigen Wurzeln haben Mühe, in das Gestein einzudringen. Mehrere Monate des Jahrs befeuchtet kein erquickender Regen sein Laub. Die Äste scheinen abgestorben und verdorrt; bohrt man nun aber diesen Baum an, so entfließt ihm eine milde und nährende Milch! Bei Sonnenaufgang ist die vegetabilische Quelle am reichsten. Es kommen dann von allen Seiten her Neger und Eingeborne mit großen Näpfen versehen, um die Milch zu sammeln, welche gelb wird und auf der Oberfläche verdichtet. Die einen leeren ihre Näpfe unter den Bäumen selbst aus, die andern bringen die Milch ihren Kindern. Man glaubt den Haushalt des Hirten zu sehen, der die Milch seiner Heerden vertheilt.

Dies sind die Eindrücke, welche der Anblick des

Kuhbaums im Geiste des Reisenden hinterläßt. Die Wissenschaft zersetzt nun diese Milch, zeigt die einzelnen Stoffe und Bestandtheile; mehrere derselben, welche man den Thieren eigenthümlich glaubte, finden sich im Pflanzenreiche wieder. Ein gemeinsames Band umschlingt die ganze organische Natur.

Lange schon bevor Chemiker kleine Wachstheile im Blütenstaube, im Firnisse der Blätter und im weissen Staubhauche unserer Pflaumen und Trauben erkannt hatten, verfertigten die Bewohner der Anden von Quindiu aus der dicken Wachskruste, die den Stamm der Palme *Ceroxylon andicola* bedeckt, Kerzen. Seit wenigen Jahren erst kam man in Europa auf die Entdeckung des Caseum (Käsestoff), als des Grundtheils vom Käse, in der Mandelmilch, während seit Jahrhunderten in den Küstenbergen von Venezuela die Milch eines Baumes und der Käse, der sich aus dieser Pflanzenmilch abscheidet, für eine gesunde Nahrung gehalten wird. Worauf beruht dieser seltsame Gang in der Entwicklung unserer Kenntnisse? Wie gelangte das Volk in der einen Halbkugel zur Erkenntniß dessen, was in der andern so lange Zeit dem Scharfsinne der Scheidekünstler sich entzog \*), welche doch gewohnt sind, die Natur zu befragen und sie in ihrem geheimnißvollen Gange zu überraschen? Der Grund liegt darin, daß eine kleine Zahl Urstoffe und verschiedent-

---

\*) Wie? Siehe *Claudiu's* Abendlied, da steht's geschrieben! Wir suchen viele Künste u. s. w.

lich verbundene Grundtheile in mehreren Pflanzenfamilien verbreitet sind. Dafs die Gattungen und Arten dieser natürlichen Familien nicht gleichmäfsig in der Aequatorial-Zone und in der kalten und gemäfsigten Zone vertheilt sind; dafs Völkerschaften, die das Bedürfnifs antreibt und die ihre meiste Nahrung aus dem Pflanzenreiche ziehen, nährende Grundtheile, mchlige und Nahrungssubstanzen überall entdecken, wo die Natur sie in Säften, Rinden, Wurzeln oder Früchten der Gewächse niedergelegt hat. Dieses Stärke-Satz-Mehl, welches die Samen der Cerealien in seiner völligen Reinheit darstellen, findet sich mit einem scharfen, sogar auch giftigen Saft vereinbart in den Wurzeln des Arum, der *Tacca pinnatifida* und der *Jatropha Manihot*. Der amerikanische Wilde hat gleich dem Bewohner der Südsee-Inseln das Satzmehl durch Auspressen und Trennung von seinem Saft versüfsen gelernt. In der Pflanzenmilch und in den milchigen Emulsionen sind überaus nährende Stoffe, das Eiweifs, der Käsestoff (Caseum) und der Zucker mit dem Federharz und mit ätzenden und zerstörenden Grundtheilen vermischt, wie die Morphine und die Blausäure sind. Diese Mischungen zeigen sich nicht nur in den ungleichen Familien verschieden, sondern auch in den Arten, welche zu den nämlichen Gattungen gehören. Bald ist es die Morphine oder der narkotische Grundtheil, der, wie dies bei einigen zur Mohnfamilie gehörigen der Fall ist, die Pflanzenmilch auszeichnet, bald das Federharz (Caoutchouc), wie in

der *Hevea* und *Castilloa*, bald das Eiweiß und das Caseum, wie im Melonenbaum und Kuhbaum.

Es gehören die Milchsaftpflanzen vorzugsweise zu den Familien der Euphorbien, Urticeen und Apocineen \*), und da es sich bei Untersuchung der Vertheilung der Pflanzenformen über den Erdball ergibt, daß diese drei Familien in den tiefern Gegenden der Tropenländer in zahlreichen Arten vorkommen, so läßt sich daraus folgern, daß eine sehr erhöhte Temperatur zur Ausarbeitung der Milchsäfte, zur Bildung des Federharzes, des Eiweißes und der Käsesubstanz beiträgt. Der Saft des Palo de Vaca zeigt ohne Zweifel das merkwürdigste Beispiel über Pflanzenmilch, worin das scharfe und schädliche Princip dem Eiweiß, dem Caseum und dem Caoutchouc nicht beigemischt ist. Inzwischen fanden sich auch bereits in den Gattungen der *Euphorbia* und *Asclepias*, die so allgemein durch ihre ätzenden Eigenschaften bekannt sind, solche Arten, deren Saft mild und unschädlich ist. Dabin gehören das *Tabayba dulce* der Canarien, von dem anderswo die Rede war, und die *Asclepias lactifera* aus Ceylon. *Burmann* erzählt, man bediene sich in Ermanglung

---

\*) Auf diese drei großen Familien folgen dann mit Milchsäften: die Papaveraceen, die Chicoraceen, die Lobeliaceen, die Campanulaceen, die Sapoteen und die Cucurbitaceen. Die Blausäure ist der Gruppe der Ruscaceen und Amygdalaceen eigen. In den Monnogytedonen findet sich kein Milchsafte, aber die Samen-Umgebung der Palmen, welche so milde und angenehme Emulsionen liefert, enthält ohne Zweifel Käsestoff. Wie verhält es sich mit der Milch der Pilze?

der Kuhmilch dort zu Lande des Milchsaftes dieser letztern Pflanzen, und man lasse mit ihren Blättern die Speise kochen, die sonst gewöhnlich mit Thiermilch zubereitet werden.

Vergleicht man die Milchsäfte des Melonenbaums, des Kuhbaums und der Hevea, so zeigt sich eine auffallende Ähnlichkeit zwischen den Säften, worin der Käsestoff, und denen, worin das Federharz vorherrschend ist. Alle weissen und frisch bereiteten Federharze, so wie die wasserdichten Mäntel, welche im spanischen Amerika, durch eine zwischen zwei Stücke Leinwand gebrachte Schichte Milch vom Federharzbaume verfertigt werden, dünsten einen thierischen ekelhaften Geruch aus.

Die Frucht des Brotbaums ist eben so wenig Brot, als die Pisangfrucht vor ihrer Reife es ist, oder die knolligern, stärkmehlhaltigen Wurzeln des Manioc, der Dioscorea, des Convolvulus Batatas und der Kartoffeln. Die Milch des Kuhbaums hingegen enthält den Käsestoff gleich der Milch der Säugethiere. Man findet in der Milch der Gewächse Federharz und Käse, in der der Thiere aber Käse und Butter, gemeinschaftlich beiden, der Pflanzen- und Thiermilch, die zwei eiweißhaltigen und öhli- gen Grundstoffe, aber in verschiedenem Verhältnisse in den verschiedenen Arten der Pflanzen und Thiere. In den Pflanzen sind sie meist mit andern, als Nah- rung schädlichen Substanzen verbunden, welche jedoch vielleicht durch chemische Vorkehrungen ge- trennt werden könnten. Die Pflanzenmilch wird

nährend, wenn sie keine scharfen Grundtheile enthält, und wenn mehr Käse als Federharz darin enthalten ist \*).

Der Kuhbaum stellt uns nun die unendliche Wohlthätigkeit und Üppigkeit der Natur in der heißen Zone dar; er erinnert aber auch an die Ursachen, welche in diesem schönen Klima die Trägheit und Sorglosigkeit der Menschen befördern. *Mungo Park* hat uns mit dem Butterbaum von Bambarra bekannt gemacht; Amerika zeigt uns den Kuhbaum. Der Pisang, der Sagobaum, die Mauritia-Palmen vom Orinoko sind Brotbäume, wie der Rima der Südsee-Inseln. Die Früchte der *Crescentia* und des *Lecythis* dienen als Gefäße; Blumenscheiden der Palmen und Baumrinden liefern Mützen und Gewänder ohne Nath. Die Kanten oder vielmehr die innern Scheidewände des Stammes der Bambusrohre dienen zu Leitern und erleichtern auf mannigfache Weise den Bau der Hütten, und die Verfertigung von Stühlen, Geräthschaften und andern Gegenständen, aus denen der Reichthum der Wilden besteht. Mitten unter einer so üppigen, in ihren Erzeugnissen so mannigfaltigen Vegetation, bedarf es kräftiger An-

---

\*) Eine spätere in Europa veranstaltete chemische Zersetzung des Kuhbaumsaftes, welche Herr von *Humboldt* bekannt gemacht hat, zeigte, daß diese Milch kein Casein oder Käsestoff enthalte. Sie enthält: 1) Wachs in so beträchtlicher Menge, daß dieser Baum schon deswegen gepflanzt zu werden verdiente, 2) Faserstoff, 3) ein wenig Zucker, 4) ein magnesisches Salz, 5) Wasser. Es ist weder Käse noch Federharz darin enthalten, das Wachs aber ist von der vortrefflichsten Qualität.

triebe, um den Menschen zur Arbeit zu spornen, ihn aus dem trägen Geistesschlummer zu erwecken und seine Geisteskräfte zu entwickeln.

Es sey dem Bearbeiter erlaubt, hier einige Bemerkungen beizufügen, welche das Nachdenken über diese so wichtigen Aussprüche des Herrn von *Humboldt* veranlassen. Ich gestehe unverhohlen, daß dasjenige, was derselbe Reisende als Hinderniß der Entwicklung der Geisteskräfte der Völker zu betrachten scheint, in meiner Ansicht gerade den Aufschwung der Völker fördert, und ihnen einst einen nie gesehenen Grad von Grösse, Reichthum, Macht und Bildung sichert. Der Fleiß des Menschen und das edlere Selbstgefühl ist kein Kind der Noth und des Hungers, sonst müßte der hohe Norden der gebildetste Theil der Welt seyn. Allein wäre hier der Ort, so ließe sich weitläufig und mit schlagenden Beweisen darthun, daß nordische Cultur gegen die südliche gehalten, sich gerade so verhalte, wie ein französischer oder holländischer Spaliergarten zu der unermesslichen Natur. Wo der Mensch nur mühsam sein täglich Brot aus der Erde gebückt hervorscharrt, sechs Tage arbeiten muß, um am siebenten zu feiern und zu hungern, da mag man wohl ein großes Zwangsarbeitshaus, aber weder griechische Cultur und Freisinnigkeit, noch einen Geist suchen, den ein ewiges Rom athmet. Niedergedrückt und verkümmert wird der menschliche Geist sich in Scharfsinn verwandeln, diesem wird er große, feste Städte, worin Gemächer, sorgfältige Benutzung

des kargen Bodens, einen raffinirten Ackerbau, Manufakturen u. s. w. verdanken und der höchste Flor des Volks wird ein Maschinen-Gewebe seyn. Aber Entwicklung des menschlichen Geistes ist etwas anders. Ein Volk unter dem 60° der Breite wird nie ein gebildetes Volk werden, so sehr sich seine Großen und die Einzelnen der Nation auch auszeichnen mögen. Aber zwischen dem 20° und 40° und selbst unterm Aequator, da läßt sich eine Nation denken, welche durch Geist- und Herzensbildung ausgezeichnet, allgemein veredelt das darstellt, was eine Gesellschaft von Menschen werden kann. Es mag seyn, daß es etwas schwer fällt, den von keiner Sorge gedrückten Südländer zur Arbeit und Industrie anzuspornen, und ihm Entwicklung seiner Gaben wünschenswerth zu machen. Allein man bedenke, daß es nicht weniger bedurfte, um den Deutschen aus seinen Wäldern und den Kirgisen von seinen Heerden weg zu locken. Man lasse jedoch Beide, den Nord- und Südländer, das Stiefkind und das ächte Kind der Natur, zum Leben im Geiste erwachen. Mit aller Cultur, die wir uns angeeignet, stehen wir nicht immer noch als kleinliche Nachahmer der Griechen, Römer, Egypter und Indier da? Sind nicht sie der Maßstab, welchen wir an die Produkte unsers Geistes legen? und unsere eigenen Werke haben in unsern eigenen Augen nur so weit einigen Werth, als sie jenen Produkten des menschlichen Geistes in glücklichen Zonen mehr oder weniger ähneln. Werden jene Länder, wenn sie einst von

Völkern bewohnt und erfüllt werden, die aus der Nacht der Barbarei zu neuem Leben erwacht sind, werden sie es eben so machen? Wird z. B. der kommende Egyptianer auf der Culturstufe seiner Vorältern die Werke dieser, als unerreichbares Muster betrachten? Nein! Er wird den Schutt der Vorwelt wegräumen und ein neues Egypten bauen, und das Nilthal, diesen Garten der Natur, mit neuen Wundern füllen, die seinem Geiste angemessen seyn werden. Er wird nicht mit nordischer Ängstlichkeit die Trümmer seiner Vorältern bewachen, sondern wird sie getrost zu Staub werden lassen, im Gefühle, sie durch edlere Werke übertroffen zu haben. Sehet an den sicilischen Bauer. Es mag seyn, dafs er weder lesen noch schreiben kann, er mag im Aberglauben versunken seyn, aber der Geist lebt in ihm! *Tasso's* Lieder. *Petrarca's* Sonette tönen von seinen Lippen, und im Theater zeigen seine Mienen mehr Geist, als alle unsere Journalisten in ihre Blätter auszugiefsen vermögen. Das ist der Geist des Südens. Träge mag der Mensch wohl seyn, wo die Natur für ihn sorgt; aber ein wenig nordischer Neid mag es wohl seyn, wenn wir ihn so gar tief unter uns glauben.

Der Mensch bedarf den dritten Theil seines Erdenlebens um zu schlafen, warum wollen wir also absprechen über den Schläfer? Lasset ihn nur mit der Morgensonne aufwachen, und dann sehet zu, wie er die Arbeit angreift. Nationen schlafen ein paar Jahrtausende, laßt sie schlummern und ver-

urtheilt die Schläfer nicht, weil ihnen der Schlummer so wohl bekommt. Sie werden wieder erwachen, die Nationen des Südens, und die Kinder der Tropenländer werden erstarren und wieder werden, was sie waren; Sonnen, welche mit ihrem Strahle den Erdkreis erwärmen! Spender der Cultur und Geistesbildung! Wie wenig Fruchtbarkeit und üppige Freigiebigkeit der Natur die Entwicklung des Geistes und den Fleiß der Nationen hindern, hat Rom und Indien, und vor allen Griechenland und Egypten bewiesen. Hiezu kommt noch, daß Egypten gerade ein Land ist, welches durch seine Abgeschlossenheit, Beschränktheit, heißes Klima und alle Vorstellung übersteigende Fruchtbarkeit, nach obiger Theorie von der trügsten Nation bewohnt werden müßte, und doch hat es das größte Beispiel aufgestellt, was menschlicher Fleiß, Geist und Industrie vermögen. Die Ruinen des königlichen Theben sprechen hier mehr als alle Theorien. Sie, die in ihren Trümmern Ehrfurcht gebieten und in deren Mitte man an der Kraft der Phantasie, sie zu fassen, verzweifelt, beschuldigen ihre Erbauer gewiß weder der Trägheit noch stumper Gleichgültigkeit. Und zeigt uns das Plateau der Cordilleren nicht etwas Ähnliches? Wie würde es sich gestaltet haben, wäre es nicht unterbrochen worden im Laufe seiner Entwicklung? Sie werden sich aber wieder gestalten die Länder des Südens. Eine reiche und starke Bevölkerung wird einst die freigebigen Länder der Erde füllen. Eine neue Kunst

und neue Bildung wird sich entwickeln, sobald da, wo jetzt kaum ein Mensch auf die Quadratmeile kommt, Tausende sich in edlem Wetteifer bewegen werden. Ach, wer nach 3000 Jahren die fruchtbaren Thäler Afrika's, Asien's und Amerika's sehen und einen Blick auf die Gestade seiner Flüsse und die Häfen seiner Küste werfen könnte! dann würde erst offenbar werden, was der Mensch vermag, sobald er am mütterlichen Herzen der Natur kindlich ruht, und nicht ihr Brotsolave, sondern ihr Erbe ist. —



## Sechstes Kapitel.

Die Cacaopflanzungen. — Vanille. — Die Küstenkette.

Die Reisenden verweilten noch in den Pflanzungen von Barbula. Hier werden der Cacaobaum und der Baumwollenstrauch gepflanzt. Sie fanden hier, was in diesen Ländern noch selten ist, zwei große Maschinen mit Cylindern zum Absondern der Baumwolle von den Samenkörnern. Diese Maschinen, von welchen eine durch Wasser, die andere durch Menschenhand in Bewegung gesetzt wurde, waren von dem Hausmeier des Pachtgutes selbst verfertigt, der aus Merida gebürtig war. Er kannte den Weg, welcher von Guanare und Misagual nach Varinas und von da durch die Bergschlucht Callejones nach Paramo las Mucuchies und den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen von Merida führt. Die Nachrichten, welche er über diesen Weg unsern Freunden

ertheilte, waren für diese sehr wichtig. Es hält in einem Lande, wo so wenig Verbindungen im Innern vorhanden sind, sehr schwer, genaue Auskunft über den Weg, den man zu nehmen hat, zu erlangen. Man verlängert oder verkürzt willkürlich den Weg, je nachdem man einen Reisenden aufmuntern oder zurückhalten will. Herr von *Humboldt* wollte das östliche Ende der Cordilleren von Neu-Granada besuchen, da, wo sie sich in die Paramos von Timotes und Niquitao verlieren. In Barbula vernahm er, daß dieser Ausflug ihre Ankunft am Orinoko um fünf und dreißig Tage verzögern würde, welches von um so größerer Bedeutung war, da man den Eintritt der Regenzeit früher als gewöhnlich erwartete. Da sie nun die Hoffnung hatten, mehrere mitewigem Schnee bedeckte Berge in Quito und Peru zu besuchen, so fanden sie es rathsam, diese Reise nach den Schneebergen von Merida aufzugeben, um den wichtigern Zweck nicht zu verfehlen, der darin bestand: durch astronomische Beobachtungen den Vereinigungspunkt des Orinoko mit dem Rio Negro und dem Amazonenstrome festzusetzen. Sie kehrten also von Barbula nach Guaçara zurück, um von dem Marquis del *Toro* Abschied zu nehmen, und noch drei Tage am Seeufer zu verweilen.

Es waren gerade die letzten vier Carnevalstage, und sie trafen da alles fröhlich und munter an. Die Spiele, welche man da treibt, und die man Spiele der Carnes tollendas nennt, nehmen mitunter einen etwas rohen Anstrich. Einige führen einen mit Was-

ser beladenen Esel herum, und wo ein offenes Fenster ist, wird das Innere der Zimmer mit einer Spritze übergossen. Andere haben Duten voll Haare der Picapica, und dies ist schon ernsthafter, da sie dieselben den Vorbcigehenden in's Gesicht blasen und ihnen damit ein heftiges Hautjucken verursachen.

Von Guacara kehrten sie nach Neu-Valencia zurück. Diese Stadt liegt  $10^{\circ}, 9' 56''$  N. Br. Die Hacienda de Cura unter  $10^{\circ}, 15' 40''$ . Sie trafen hier etliche französische Ausgewanderte, die Einzigen, welche sie während ihres Aufenthalts im spanischen Amerika antrafen. Denn trotz der Verwandtschaft beider königlichen Häuser, war selbst ausgewanderten französischen Priestern nicht erlaubt, in den Colonien, wo sie so leicht Nahrung und Obdach finden konnten, einzuwandern. Jenseit des Weltmeers nahm man die Ausgewanderten alle in den vereinigten Staaten auf.

Wir kommen nun noch auf den größten Reichthum der Thäler von Aragua, auf den Anbau des Cacao. Der Cacao kostet hier 12 bis 20 Piaster die Fanega. Zur Zeit des Kriegs kostete die Fanega in Caracas 13 und in Cadix 70 Piaster. Die Transportkosten von Guayra nach Cadix betragen 3 Piaster, in Kriegszeiten 11 und 12. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts erzeugte Caracas jährlich 150,000 Fanegas, wovon 30,000 in der Provinz selbst, 100,000 in Spanien verbraucht wurden. Berechnet man eine Fanega Cacao zum Preise von Cadix, nur auf 25 Piaster, so ergibt sich, daß der Gesamtbetrag der

Cacaoausfuhr in den sechs Seehäfen des General-Capitanats von Caracas auf 4,800,000 Piaster ansteigt. Ein so bedeutender Artikel der Ausfuhr verdient daher alle Aufmerksamkeit.

Der Cacaobaum wächst heut zu Tage nordwärts von den Wäldern des Orinoko nirgend wild. Herr von *Humboldt* hat ihn wild wachsend erst jenseits der Wasserfälle von Atures und Meypures gefunden. Er wächst in Menge, hauptsächlich unfern von den Gestaden des Ventuari und am obern Orinoko zwischen dem Pedamo und Gehette. Die Seltenheit der Cacaobäume im wilden Zustande nordwärts von 60°, ist für die Pflanzengeographie neu und merkwürdig; um so mehr, da man die gepflegten und fruchtbaren Cacaobäume in den Pflanzungen von Cumana, Neu-Barcellona, Venezuela, Varinas und Maracaibo auf mehr denn 16 Millionen berechnet. Der wilde Cacaobaum ist vielästig und sein Laubwerk ist dicht und schattig, er trägt eine überaus kleine Frucht, welche der Spielart gleicht, die die Mexikaner Tlal-cacahuatl nennen. In die Conucos der Indianer von Cassiquiare und Rio Negro verpflanzt, behält der wilde Baum durch mehrere Geschlechter jene Stärke des Pflanzenlebens, die ihn vom vierten Jahre an tragbar macht; während hingegen in der Provinz Caracas die Ernten erst im sechsten, siebenten oder achten Jahre ihren Anfang nehmen. Sie erfolgen später landeinwärts, als auf dem Küstenlande und im Thale von Guapo. Sie fanden am Orinoko keinen Völkerstamm, der aus dem Samen des Cacao-

baums ein Getränke zu bereiten verstanden hätte. Die Wilden saugen das Mark der Fruchthülsen aus, und werfen den Samen weg, welche man an Stellen, wo Wilde gclagert waren, oft in Menge findet. Obgleich ein schwacher Aufguß vom Cacao, Chorote genannt, im Küstenlande für ein sehr altes Getränk gilt, so sind doch keine Nachrichten vorhanden, daß die Ureinwohner von Venezuela den Chokolade oder irgend eine Zubereitung des Cacao vor der Einwanderung der Spanier gekannt hätten. Diesemnach ist es sehr wahrscheinlich, daß die Pflanzungen des Cacao erst durch diejenigen von Mexiko und Guatemala veranlaßt worden seyn, und die Spanier des Festlandes haben sowohl den Anbau des Cacaobaums, dessen junge Pflanzen unter dem Schatten der Erythrina und des Pisangs gedeihn, als auch die Verfertigung der Chokolade-Täfelchen und den Gebrauch eines gleichnamigen Getränkes, durch ihren Verkehr mit Mexiko, Guatemala und Nicaragua erlernt; drei Landschaften, deren Bewohner toltekischer und aztekischer Abkunft sind.

Bis in's sechzehnte Jahrhundert waren die Urtheile der Reisenden über die Chokolade sehr verschieden. *Benzoni* sagt noch ganz naiv: es sey vielmehr ein Getränk da porci, che da uomini. Der Jesuit *Acosta* fällt ein eben so hartes Urtheil über dieses köstlichste aller Getränke nach dem Thee. Die in Amerika wohnenden Spanier, sagt er, seyen ganz närrisch verliebt in die Chokolade, man müsse aber an diesen schwarzen Trank gewöhnt seyn, um nicht

schon vom bloßen Anblicke seines obern, dem Bodensatz eines gährenden Safts gleichenden Schaumes Ekel zu fühlen. Er setzt hinzu: der Cacao ist ein Vorurtheil der Mexikaner, wie der Coea ein Vorurtheil der Peruaner ist. Dieses Urtheil erinnert an eine Prophezeiung der geistvollen Frau von Sévigné, den Gebrauch des Caffee betreffend. Sie sagte nämlich, man würde in einigen Jahrzehnden weder gewisse Schriften noch auch den Caffee mehr erkennen. Sie würde sich jedoch gewiß wundern, wenn sie sähe, wie Caffee nun schon zum Hausbedarf von Europa gehört. *Ferdinand Cortez* hingegen rühmt die Chocolate nicht nur als ein, auch kalt zubereitet, angenehmes Getränk, sondern vorzüglich als ein gutes Nahrungsmittel. »Wer eine Tasse voll davon getrunken hat, sagt sein Page, der hält es einen ganzen Tag, ohne weiter etwas zu genießen, auf der Reise aus; denn die Chocolate ist ihrer Natur nach kühlend und kalt.« Wenn man auch, was die kühlende Eigenschaft anlangt, nicht beistimmen kann, so muß man ihm doch einräumen, daß sie leicht mitgeführt und zur Speise verbraucht werden kann; sie enthält viele nährnde und stärkende Theile im engen Raume. Es ist daher sehr richtig gesagt worden, mit Reis und Gummi und den Butter von Shea möge der Mensch die afrikanische Wüste durchwandern. In der neuen Welt haben die Chocolate und das Maismehl ihm die Plateaus der Anden und der unbewohnten ausgedehnten Wälder zugänglich gemacht.

Die Cacao-Ernte zeigt sich in verschiedenen Jahren sehr verschieden. Die Lebenskraft des Baumes ist so mächtig, daß sogar aus seinen holzigen Wurzeln, wo sie nicht mit Erde bedeckt sind, Blüten hervorkommen. Schädlich sind ihm die Nordostwinde, wenn die Wärme durch sie auch gleich nur um etliche Grade vermindert wird. Die Platzregen, welche vom Christmonate bis März öfter Statt finden, sind den Cacaobäumen gleichfalls schädlich. Öfters geschieht es, daß der Eigenthümer einer Pflanzung von 50,000 Stämmen in einer Stunde für mehr als vier- bis fünftausend Piaster Cacao einbüßt. Große Feuchtigkeit ist dem Baume nur dann zuträglich, wenn sie allmählich kommt und lange nachhält. Wenn zur Zeit der Trockenheit die Blätter oder die jungen Früchte durch einen starken Regenguß benetzt werden, so löst sich die Frucht vom Stiele ab. Es scheint, daß die Gefäße, welche das Wasser einsaugen, durch eine Art Anschwellung zerrissen werden. Wenn indess die Cacao-Ernte zu den unsichern gehört, um der nachtheiligen Wirkungen der schlimmen Witterung und wegen der Menge Raupen, Insekten, Vögel und Säugethiere, unter denen der Baum viele Liebhaber hat, welche seine Früchte verzehren: wenn ferner dieser Culturzweig den Nachtheil hat, daß ein neuer Pflanzler nach Verlauf von acht bis zehn Jahren erst den Ertrag seiner Arbeit genießen kann, und daß die Aufbewahrung des Erzeugnisses sehr schwierig ist, so darf man hinwieder auch nicht vergessen, daß

die Cacaopflanzungen weniger Slaven bedürfen, als die meisten andern Gegenstände der Landescultur. Dieses muß ein sehr wichtiger Umstand seyn, in einer Zeit, wo man den Slavenhandel endlich abschaffen will. Ein Slave reicht für tausend Stämme hin, welche im Durchschnitte des Jahrs 12 Fanegas Cacao ertragen. Allerdings kann man auch in grossen Zuckerpflanzungen mit 300 Slaven denselben Werth erzielen, aber das Land besteht nicht aus lauter grossen Pflanzungen, und Cuba brauchte in den Jahren 1812 bis 1814 zu den 200,000 Kisten Zucker, die jährlich ausgeführt wurden, 143,000 Slaven, während die Provinz Caracas zu den 200,000 Fanegas Cacao, die sie erzeugt, nur 60,000 Slaven brauchte.

Die schönsten Cacaopflanzungen befinden sich in der Provinz Caracas, längs der Küste zwischen Caravelleda und den Ausmündungen des Rio Tocuyo, in den Thälern von Caucagua, Capaya, Curiepe und Guapo, in denjenigen von Cupira, zwischen dem Cap Codera und Cap Unare, in der Nähe von Aroa, Barquesimeto, Guigue und Uritucu. Der, welcher an den Gestaden des Uritucu am Eingange der Llanos wächst, ist derjenige, welchen man für den besten hält. Im Handel von Cadix besitzt der Cacao von Caracas den ersten Rang, unmittelbar nach dem von Socomusco, und steht gewöhnlich um 30 bis 40 pr.Ct. höher im Preise, als der von Guayaquil.

Die Holländer waren die ersten, welche den Anbau des Cacao in der Provinz Caracas durch den

Schleichhandel weckten, welchen sie im Besitze der Insel Curacao trieben. Bis 1728 weiß man jedoch nichts von alle dem, was an diesen Küsten vorging. Wir wissen nur: zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts betrug die Ausfuhr des Jahrs kaum 30,000 Fanegas. Von 1730 bis 1748 wurden 858,978 Fanegas Cacao nach Spanien gesendet, welches im Durchschnitte 47,700 für das Jahr beträgt. Im Jahre 1732 sank der Preis auf 45 Piaster. während er sich früher auf 80 erhalten hatte. Im Jahre 1763 hatte sich der Anbau so sehr vermehret, daß die Ausfuhr auf 80,659 Fanegas sich erhöht hatte. Den Zollregistern von la Guayra zufolge stieg die Ausfuhr ohne den beträchtlichen Schleichhandel,

	im Jahre 1749	auf	103,655	Fanegas,
»	»	1792	»	100,592
»	»	1794	»	112,133
»	»	1796	»	75,538
»	»	1797	»	70,832

In dem ämtlichen Register wird der jährliche Ertrag der Provinz Caracas auf 135,000 Fanegas Cacao gewerthet, wovon 33,000 dem innern Verbräuche, 10,000 anderen spanischen Colonien, 77,000 dem Mutterstaate, 15,000 dem Schleichhandel mit den französischen, englischen, holländischen und dänischen Colonien angehören. Vom Jahre 1783 bis 1793 wurden in Spanien jährlich im Durchschnitte 77,719 Fanegas Cacao aus Caracas eingeführt, von den 65,766 im Lande selbst verbraucht und 11,953

nach Frankreich, Italien und Deutschland ausgeführt wurden. Es läßt sich annehmen, daß in den Jahren 1800 bis 1806 der Jahres-Ertrag der Cacaopflanzungen im General-Capitanat von Caracas wenigstens auf 193,000 Fanegas angestiegen sey, wovon

auf die Provinz Caracas	]	kommen	150,000
» » »	Maracaibo	»	20,000
» » [»	Cumana	»	18,000
» » »	Neu-Barcellona	»	5,000

Die Ernten, welche zwei Mal des Jahrs zu Ende des Brachmonats und Christmonats eintreffen, sind sehr ungleich und wechselnd, weniger jedoch, als die des Olivenbaums und der Weinrebe in Europa. Von den 193,000 Fanegas Cacao, die im General-Capitanat zu Caracas erzielt werden, nehmen 145,000 ihren Weg nach Europa, um uns Chokolade zu geben, theils durch die Seehäfen der Halbinsel, theils durch den Schleichhandel.

Nach einem aus vielen Berechnungen gezogenen Resultate ist Herr von *Humboldt* auf folgende Summen der Colonial-Produkte, welche Europa gegenwärtig jährlich verbraucht, gekommen.

Cacao	23,000,000 Pf.	zu 120 Franken der Zt.	27,600,000 Frank.
Thee	32,000,000 »	4 »	das Pf. 123,000,000
Caffee	240,000,000 »	» 114	der Zt. 159,600,000
Zucker	450,000,000 »	» 54	» » 243,000,000 »

---

Gesamtbetrag 558,200,000 Frank.

Der Cacao gehört bis jetzt bloß Amerika, der Thee bloß Asien an, und meine jungen Leser kön-

nen hieraus schliessen, wie viele tausend Hände beschäftigt sind in allen Welttheilen, um uns nur unser Frühstück zu verschaffen. Es ist jedoch gewiss ein Vergnügen, in das Gewebe und Getriebe des menschlichen Fleisses zu blicken und sich die außerordentliche Verzweigung des menschlichen Lebens zu denken. Auch die Fortschritte der Cultur des Menschengeschlechts gewinnen dadurch ungemeines Interesse. Bedenkt man, daß mit den vier Artikeln Cacao, Caffee, Thee, Zucker sich in beiden Hemisphären Millionen Hände beschäftigen, daß Wohlstand, Lebenslust und Bequemlichkeit so vieler Völker darauf beruht; betrachtet man ferner die Manufakturen, Maschinen, Handwerke und selbst Künste, die sich auf diese Produkte gründen, die Tausende von Schiffen und Saunthiere, die sich mit ihrer Verführung beschäftigen, und überlegt man dabei, daß vor 400 Jahren die Menschen sich ohne alles dieses beholfen haben, so ergreift uns frohes Erstaunen über die Fortschritte des menschlichen Geistes, sich die Natur und ihre Erzeugnisse zuzueignen. Man wird freilich einwenden können, daß damit auch die Bedürfnisse sich vermehrt haben, daß der Luxus befördert und die Abhängigkeit des Menschen von den Genüssen des Lebens zugenommen habe. Man wird sagen, daß besonders die untern Volksclassen zu Genüssen hingerissen worden seyen, die sie früher nicht kannten und nicht vermifsten. Dieses und alles, was man noch sagen könnte, mag ganz wahr seyn, es sind aber nur geringe Nachtheile ge-

gen die unermesslichen Vortheile, welche der Menschheit durch den ausgebreiteten Handel und Völkerverkehr gewährt worden sind. Zudem läßt sich nicht läugnen, daß durch den Gebrauch der warmen Getränke die berausenden Getränke ihr übermäßiges Ansehen verloren haben. Wenn unsere Vorältern sich noch etwas darauf zu Gute thaten, große Humpen zu leeren, und Trunkenheit als dem Manne geziemend betrachtet wurde, und selbst vom Weibe nicht fern war, so sind unsere Weingläser, seit sie sich auf unsern Tafeln mit der Thee- und Caffee-tasse vermischten, kleiner und bescheidener geworden, und das Zechen ist nur noch in England und unter unserm niedrigsten Pöbel keine Schande. Jeder gebildete Mensch wird jedoch als ewig gebrandmarkt und des öffentlichen Vertrauens unwerth erscheinen, der sich auf diesem Laster ertappen läßt. Zudem sind weder Caffee noch Chocolate, am allerwenigsten der duftende Thee, so schädlich, als man glaubt, und ein Glas Branntwein zerstört den Organismus mehr, als zehn Tassen Caffee. Demungeachtet wird sich die Menschheit nur dann erst über die Fortschritte des Verkehrs und des Wohllebens recht freuen können, wenn kein Slavenblut mehr an ihnen klebt, und der Duft dieser köstlichen Gaben der Natur nicht mehr mit dem Gedanken an ihre Erzeugung getrübt werden wird. Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir wieder zu Herrn von *Humboldt* und den Cacaopflanzungen in Caracas zurück.

Die jüngsten Kriege haben auf den Handel von Caracas mit Cacao einen viel nachtheiligern Einfluß gehabt, als auf den von Guayaquil. Die gesteigerten Preise hatten in Europa zur Folge, daß man mehr von dem geringern Cacao von Guayaquil, als dem kostbaren von Caracas verbrauchte. Statt, wie sonst üblich war, bei der gemeinen Chokolade ein Viertel Caracas mit drei Viertel Guayaquil zu mischen, ward in Spanien der letzte allein gebraucht. (Und im übrigen Europa, und leider auch jetzt noch, gebrannte Gerste.) Vieler Cacao von geringerer Güte, wie derjenige von Maranon, von Rio Negro, Honduras, von der Insel St. Lucie, wird im Handelsverkehr Cacao von Guayaquil genannt. Die Ausfuhr dieses Seehafens beträgt nur 60,000 Fanegas, und ist um zwei Drittel kleiner, als die der Häfen von Caracas.

Die Cacaopflanzungen haben zwar in den Provinzen Cumana, Barcellona und Maracaibo in eben dem Maße zugenommen, als die in der Provinz Caracas abnehmen; im Allgemeinen glaubt man jedoch, es befinde sich dieser alte Zweig der Colonial-Wirtschaft in fortdauernder Abnahme. Die spätern Cacao-Ernten ermüden den Landbauer, und bestimmen seine Neigung für den Caffeestrauch und die Baumwollenstaude, welche die Arbeit schneller lohnen und daher überall an die Stelle der Cacaobäume treten. Eben so behauptet man, die neuen Cacaopflanzungen seyen von geringerm Ertrage, als die alten. Die Bäume gelangen nicht zu gleicher Stärke

und tragen spätere und minder reichliche Früchte. Auch hievon wird dem erschöpften Boden Schuld gegeben, es ist aber wahrscheinlicher, daß vielmehr die Veränderung der Atmosphäre die Schuld trage, welche durch die Fortschritte der Cultur und Urbarmachung des Bodens eingetreten ist. Die über einem ungepflügten, noch mit Waldung besetzten Boden stehende Luft nimmt viele Feuchtigkeit und die gasartigen Mischungen in sich auf, die zur Ernährung der Pflanzen geeignet sind und aus der Zersetzung organischer Substanzen hervorgehen. Der urbare Boden dünstet keine solche Menge dieser Substanzen mehr aus. Die Luft wird reiner, trockner; die Spannung der Dünste nimmt fühlbar ab, mit ihr die Fruchtbarkeit solcher Produkte, die feuchten Boden und feuchte Luft fordern. Auf den vor langer Zeit urbar gemachten und darum dem Anbaue des Cacaobaumes minder günstigen Ländereien, z. B. auf den Antillen-Eilanden, ist die Frucht beinahe so klein, wie die des wilden Cacaobaums. An den Gestaden des obern Orinoko, jenseits der Llannos, findet sich, wie oben bemerkt, das wahre Vaterland des Cacaobaums, wo in dichten Waldungen auf einem noch jungfräulichen Boden und in einer stets feuchten Atmosphäre die Bäume vom dritten Jahre an reiche Früchte bringen.

Bei der Wahrnehmung der Abnahme der Cacaopflanzungen fragt sich nun: wird sich der Verbrauch in Europa mindern oder der Preis der Waare steigen? In Caracas glauben das Letztere alle, die das

Eingehen eines so reichen Zweiges der Industrie bedauern. Je näher jedoch die Colonisten den feuchten Waldungen des innern Landes kommen, werden sie auch wieder den für reiche Cacao-Ernten ergiebigen Boden finden, und bis diese unermesslichen Wälder urbar gemacht worden sind, dürften noch Jahrhunderte vergehen. Sollten dann unsere Nachkommen Chocolate eben so gerne trinken, als wir, so wird es ihnen schwerlich an geeignetem Boden fehlen, Cacao zu erzeugen.

Die Spanier scheuen sich, ihrer Chocolate die Vanille beizumischen, weil sie solche für zu nervenreizend ansehen. Eben darum wird auch die Frucht dieser schönen Orchidee in der Provinz Caracas ganz vernachlässigt. Man könnte leicht kostbare und reiche Ernten einsammeln, weil sie auf der feuchten und feberhaften Küste zwischen Porto Cabello und Ocumare häufig wächst, vorzüglich zu Turiamo. Die Früchte des Epidendron Vanille erreichen hier eine Länge bis zu elf und zwölf Zoll. Die Britten und Anglo-Amerikaner suchen öfter Ankäufe davon im Hafen von Guayra zu machen, und die Kaufleute haben Mühe, sich auch nur geringe Vorräthe davon zu verschaffen. In den von der Küstenkette gegen das Antillenmeer absteigenden Thälern ließe sich sehr viele Vanille sammeln, besonders in Truxillo, in den Missionen von Guayra und in der Nähe der Catarakten des Orinoko. Ihr Ertrag würde auch vermehrt werden, wenn man, wie die Mexikaner thun, die Vanillen-Pflanze von Zeit zu Zeit von

den Lianen befreien würde, welche sie umschlingen und ersticken.

Die Landschaft der Küstenkette, welcher wir schon oben gedacht haben, bietet da, wo sie sich westwärts gegen den See Maracaibo ausdehnt, eine Mannigfaltigkeit merkwürdiger Gegenden dar, welche hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden können.

Von den Schneebergen von Merida und den Paramos von Niquitar, Bocono und las Rosas, auf denen der Quinquina Baum wächst, senkt sich die östliche Cordillere von Neu-Granada so schnell, daß sie zwischen dem 9. und 10. Breitegrade nur noch eine niedre Bergkette bildet. Sie verlängert sich nordostwärts durch den Altar und den Dorito, und scheidet die Zuflüsse des Rio Apure und des Orinoko von den zahlreichen Küstenflüssen, welche sich theils in das Antillenmeer, theils in den See von Maracaibo ergießen. Auf dieser Theilungsgräte stehen die Städte Nirgua, San Felipe, El Fuerte, Barquisimeto und Tocuyo. Die drei erstern dieser Städte haben ein sehr warmes Klima, in Tocuyo hingegen ist die Luft sehr kühl, und man hört mit Befremden, daß seine Einwohner unter ihrem schönen Himmel grofse Neigung zum Selbstmorde zeigen. Gegen Süden erhebt sich der Boden, und Truxillo, der See von Urao, aus dem man kohlen saure Soda zieht, und die ostwärts der Cordilleren gelegene Grita haben schon vier- bis fünfhundert Toisen Erhöhung.

Die Schichten dieses Gebirges senken sich meistens in nordwestlicher Richtung, so daß also auch ihre Gewässer sich in dieser Richtung senken, und dadurch, indem sie oft Überschwemmungen verursachen, der Gesundheit der Einwohner zwischen dem Vorgebirge Codera und dem See von Maracaibo verderblich werden.

Unter den Flüssen, welche auf diese Weise der Hüfte von Porto Cabello und der Punta de Hicacos zufließen, sind diejenigen von Tocuyo, Aroa und Yracuy die merkwürdigsten. Ohne jene Miasmen, welche die Luft verpesten, wären diese Thäler vielleicht bevölkerter und noch besser angebaut als die Thäler von Aragua. Ja, durch ihre schiffbaren Flüsse würden sie sogar den Vorzug einer leichtern Ausfuhr, theils ihrer eignen Zucker- und Cacao-Ernten, theils derer der Nachbarschaft gewähren, nämlich des Getreides von Quibor, des Viehes von Monai und des Kupfers von Aroa. Die Bergwerke, aus welchen man dies Kupfer erhält, befinden sich in einem Seintenthale, welches in das Thal von Aroa ausläuft und weniger heiß und ungesund ist, als die dem Mcere näher liegenden Bergschluchten. In diesem Thale besitzen die Indianer Goldwäschen, und ihr Boden bringt reiches Kupfererz, welche man noch nicht auzubauen versucht hat. Die Bergwerke von Aroa wurden schon früher bearbeitet, dann vernachlässigt, aber in neuerer Zeit wieder eröffnet. Es sind drei Bergwerke, welche durch Sklaven be-

arbeitet werden, deren Zahl aber nicht über 60 bis 70 beträgt.

Man hat zwar für das Wasser einen Abzugstollen gegraben, der aber zu seicht ist, und darum kann der reichste Theil der Gruben nicht bearbeitet werden. An die Errichtung der Wasserräder hat man noch nicht gedacht. Der Gesamtbetrag des rohen Kupfers beträgt zwölf bis fünfzehnhundert Zentner jährlich, welches von vortrefflichem Gehalte ist, es wird sogar dem Schwedischen und demjenigen von Coquimbo in Chili vorgezogen. Ein Theil dieses Kupfers wird an Ort und Stelle zum Glockengusse gebraucht. Auch sind in der Umgegend Goldkörner gefunden worden, und mitunter von vier bis fünf Piastern Werth. Es ist jedoch ungewiß, ob es in einzelnen Körnern durch's ganze Gebirg zerstreut oder in eigenen Gängen vorhanden ist; im ersteren Falle kann es nicht bebaut werden.

Die Bergwerke von Nirgua und Buria sind schon von den ersten Zeiten der Eroberung her bebaut worden. Da sie durch Negersclaven bearbeitet wurden, so entstand im Jahre 1553 im Kleinen, was in unsern Tagen im Großen auf San Domingo geschehen ist. Ein Negerslave brachte die Bergleute von Real de San Felipe de Buria zum Aufstande. Er zog nun mit zweihundert seiner Gefährten in die Wälder, und gründete da einen kleinen Staat, der ihn zum König ausrief. Der neue König *Miguel* war ein Freund von Pracht und vornehmen Wesen. Er ließ seine Frau *Guimar*, Königin begrüßen, und ernannte

Minister, Staatsräthe, Beamte des königlichen Hauses und sogar einen Negerbischof. Bald nachher erfrechte er sich sogar, die Stadt Neu-Segovia anzugreifen, ward aber von *Diego Losada* geschlagen und fand im Handgemenge seinen Tod. Diese afrikanische Monarchie verwandelte sich nun in einen Freistaat von *Zambos*, aus Abkömmlingen von Negern und Indianern. Er besteht noch, und ihre obrigkeitlichen Personen bestehen aus lauter farbigen Menschen, welche der König von Spanien seine treuen und redlichen Untertanen die *Zambos* von *Nirgua* zu nennen pflegte. Deswegen wollen hier auch nur wenig weiße Familien wohnen, wo eine ihren Ansprüchen so widersprechende Einrichtung Statt findet. Diese kleine Stadt wird daher spottweise *la republica de Zambos y Mulatos* genannt. Es ist eben so unklug, in einem Lande, wo die Farbe die Leute sondert, den farbigen allein die Regierung zu überlassen, als sie ihrer natürlichen Rechte zu berauben, und sie statt zu verschmelzen, abzusondern.

Wenn der üppige Pflanzenwuchs und die ausnehmende Feuchtigkeit der Atmosphäre die durch ihr vortreffliches Bauholz berühmten Thäler von *Aroa* fieberhaft machen, so ist dieses ganz anders in den Ebenen von *Monai* und *Carora*. Diese *Llanos* sind durch das Bergthal von *Tocuyo* und *Nirgua*, von den ausgedehnten Ebenen von *Portuguesa* und *Calabozo* getrennt. Diese sind eben so ungesund, wie die Bergschlucht. Es ist eine ganz außerordentliche Erschei-

nung, dürre Savanen mit Miasmen überzogen zu sehen. Sumpfiges Erdreich findet sich nirgends, hingegen mehrere Anzeigen von Entwicklung des Wasserstoffgases. Es befindet sich hier eine Höhle, genannt Cueva del Serito de Monai. Wenn Reisende in dieselbe geführt werden, welche mit den entzündbaren Schwaden unbekannt sind, so schreckt man sie durch Anzündung dieser Gasmischung, die im Obertheile der Höhle beständig angehäuft ist. Man kann hier die gleiche Ursache der gesundheitwidrigen Beschaffenheit der Luft, welche in dem flachen Lande zwischen Rom und Tivoli vorkömmt, wieder finden, nämlich Entwicklung vom geschwefelten Wasserstoffe. Vielleicht hat auch das Gebirgsland, woran die Ebenen von Monai grenzen, Einfluß auf die benachbarten Ebenen. Die Südostwinde können die fauligen Ausdünstungen herbeiführen, die der ungesunden Bergschlucht entsteigen. Worauf mag unter andern die unter dem Namen der Laterne (Farol) von Maracaibo bekannte leuchtende Erscheinung beruhen, die alle Nacht von der Seescite sowohl, als landeinwärts, z. B. zu Merida wahrgenommen wird? Die Entfernung, in der man sie wahrnimmt, beträgt über vierzig Meilen. Dieses hat die Vermuthung erregt, es könne solche eine Wirkung eines Gewitters oder elektrischer Entleerung seyn, die in einer Bergschlucht alltäglich Statt fände. Man behauptet, den Donner rollen zu hören, wenn man sich dem Farol nähert. Andere sprechen von einem Luftvulkane und asphaltischen Erdreiche, das dem von

Mina ähnlich, entzündliche und in ihren Erscheinungen so regelmäßige Ausdünstungen verursacht. Dieses ist auch wohl das Wahrscheinlichste und wahrscheinlicher als ein permanentes Donnerwetter. Der Ort, wo die Erscheinung Statt findet, ist ein unbewohntes Bergland an den Ufern des Rio Catacumbo, nahe bei dem Zusammenflusse mit dem Rio Sulia. Die Lage des Farol ist so beschaffen, daß er beinahe im Meridian der Öffnung des Maracaibo-Sees steht, und bei den Seefahrern die Dienste eines Leuchthurms leistet. Die dürren und doch so fieberhaften Savanen, welche sich von Barquisimeto bis an das östliche Gestade des Maracaibo-Sees ausdehnen, sind zum Theil mit indianischen Feigenbäumen besetzt; aber die echte wilde Cochenille, welche unter dem Namen: grana de Carora bekannt ist, kommt aus einer gemäßigtern Landschaft, zwischen Carora und Truxillo, hauptsächlich aber aus dem Thale von Rio Mucuju, ostwärts von Merida. Die Einwohner vernachlässigen dieses im Handel so gesuchte Erzeugniß gänzlich.

---

## Siebentes Kapitel.

Berge, welche die Llanos von den Thälern von Aragua trennen. —  
Villa de Cura. — Parapara.

Diejenige Bergkette, welche den See von Tacarigua südlich begrenzt, bildet das nördliche Ufer des großen Beckens der Savanen von Caracas. Un

nun aus den Thälern von Aragua in die Ebenen zu gelangen, müssen die Berge von Guigue und Tucunemo überstiegen werden. Aus einer bevölkerten durch Landbau verschönerten Landschaft gelangt man in eine Einöde. An Felsen und schattige Thalgründe gewöhnt, betrachtet der Wanderer mit Befremden diese baumlosen Savanen, diese unermesslichen Ebenen, die seinen Horizont begrenzen.

Am 6. März vor Sonnenaufgang verließen sie die Thäler von Aragua. Westlich vom Valencia-See durchwanderten sie eine wohlangebaute Ebene. Sie konnten die Fruchtbarkeit des mit Pisang, Wassermelonen und Flaschenkürbissen überdeckten Erdreichs nicht genug bewundern. Der Aufgang der Sonne ward durch den Schall in der Ferne heulender Affen verkündigt. In der Nähe einer Baumgruppe, die zwischen den vormaligen Inseln Don Pedro und Negro steht, sahen sie zahlreiche Araguaten-Affen, welche processionartig ganz langsam und gemächlich von einem Baume zum andern übergingen. Einem männlichen Thiere folgten viele weibliche, von denen mehrere ihre Jungen auf den Achseln trugen. Es sind die heulenden Affen, welche in mehreren Theilen von Amer. gesellig beisammen leben. Ihre Lebensart und Sitten bleiben sich gleich, wenn auch die Arten von einander abweichen. Man kann die Gleichförmigkeit, mit der die Araguaten ihre Bewegungen vollziehen, nicht genug bewundern. Allenthalben, wo die Äste die benachbarten Bäume nicht berühren, hängt das den Reihen anführende

männliche Thier sich mit dem anfassenden Theile seines Schwanzes auf, und indem es den übrigen Körper fallen läßt, wiegt es sich so lange, bis es mittelst seiner Schwingungen, den zunächst befindlichen Ast erreicht hat. Der ganze Zug vollbringt hierauf an der nämlichen Stelle dieselbe Bewegung. Übrigens konnte Herr von *Humboldt*, nachdem er fünf Jahre lang unzählige Züge dieser und mehrerer Affen mit Wickelschwänzen beobachtet hatte, der Erzählung vieler Naturforscher keinen Glauben beimessen, nach welcher sich diese und einige andere Gattungen mit den Schwänzen in eine Kette flechten und so Flüsse übersetzen. Man setzt so gern durch Märchen die Zuhörer in Erstaunen, und diese müssen daher bei Erzählung der Wunderdinge aus der Haushaltung der Thiere behutsam seyn, um keiner Täuschung zu unterliegen. So beschuldigt man auch die Araguaten-Affen, ihre Jungen zu verlassen, wenn sie verfolgt werden. Man behauptet, Mütter gesehen zu haben, die ihre Jungen von der Achsel losmachten und vom Baume herabwarfen; vielleicht hat man hier eine zufällige Bewegung für eine absichtliche Handlung genommen. Die Indianer äussern Abneigung oder Vorliebe gegen gewisse Affenarten. Sie lieben die Viuditas, die Titis- und überhaupt alle kleinen Sagoin-Affen, während die Araguaten um ihrer traurigen Gestalt und ihres eintönigen Geheuls willen, gleichmäÙig verwünscht und verleumdet werden. Man hört aber dieses widrige Geheul auch auf eine Entfernung von 800 Toisen.

Wenn zur Nachtzeit der Himmel bedeckt und die Witterung warm ist, so hört man sie wohl auch noch ein Drittheil weiter.

Die Indianer behaupten: wenn das Geschrei der Araguaten durch den Wald ertönt, so sey immer einer, welcher als Chorführer singt. Diese Bemerkung ist ziemlich richtig. Man unterscheidet allgemein und durch eine geraume Zeit hindurch eine einzelne stärkere Stimme, bis eine andere vom verschiedenen Gehalte dieselbe ersetzt. Der gleiche Nachahmungstrieb wird auch bei uns zuweilen unter den Fröschen und fast allen in Gesellschaft lebenden und singenden Thieren bemerkt. Die Missionäre erzählen weiterhin, wenn unter den Weibchen der Araguaten eines im Begriffe ist zu gebären, so stelle der Zug so lange sein Heulen ein, bis das Junge geboren ist. Herr von *Humboldt* bemerkte, daß wenn eine außerordentliche Bewegung, z. B. ein Seufzer eines verwundeten Affen, die Aufmerksamkeit der Bande erregt, das Geheul auf einige Minuten schweigt. Die Führer versicherten im vollen Ernste: gegen die Engbrüstigkeit sey ein zuverlässiges Hülfsmittel aus dem knöchernen Kasten des Zungenbeins vom Araguato zu trinken. Weil dieses Thier einen so außerordentlichen Umfang der Stimme hat, so muß sein Kehlkopf wohl unstreitig dem Wasser, welches man darein gießt, auch das Vermögen, Brustkrankheiten zu heilen, mittheilen. Diescs ist die Naturlehre des Volks, die zuweilen derjenigen der Alten gleicht.

Sie übernachteten nun im Dorfe Guigue, dessen Breite 10°, 4' 11" beträgt. Die Entfernung dieses in einer trefflich angebauten Gegend gelegenen Dorfes vom Tacarigua-See beträgt nicht über 1000 Tofsen. Sie logirten hier bei einem alten Feldweibel ein, der aus Murcia gebürtig und ein sehr origineller Mensch war. Um ihnen zu zeigen, daß er bei den Jesuiten studirt habe, sagte er ihnen den Anfang der Welt in lateinischer Sprache her; auch waren ihm die Namen *August*, *Tiberius* und *Diocletian* nicht unbekannt. In seinem Thale und in einem mit Pisang bepflanzten Gebäge zeigte er viele Theilnahme für alles, was sich am Hofe der römischen Kaiser zuggetragen hatte. Er bat um Heilmittel gegen die Gicht, von der er schrecklich geplagt wurde. Charakteristisch für diesen Menschen, wie für die Denkungsart der Altspanier in Amerika, ist folgende Äußerung: »ich weiß, sagte er, daß ein Zambo aus Valencia, der ein berühmter Curioso ist, mich heilen kann; aber der Zambo verlangt mit einer Auszeichnung behandelt zu werden, die man einem farbigen Menschen, wie er ist, nicht bewilligen kann; und so bleibe ich lieber, wie ich bin!« Diese Äußerung liefert einen wichtigen Commentar zu den Ereignissen, welche in neuerer Zeit in diesen Gegenden Statt gefunden haben und wirft auf die Verhältnisse der Menschen in diesen Ländern ein helles Licht.

Von Guigue aus beginnt das Ersteigen der Berge. Von einer 300 Toisen hohen Ebene herab übersehen

sie noch ein Mal die blühenden Thäler von Aragua. Der Gneifs geht hier zu Tage aus und die ihn durchziehenden Quarzadern sind goldhaltig. Bis zum Dorfe Maria Magdalena sind noch fünf Meilen und noch zwei bis Villa de Cura zurück. Da es Sonntag war, so fanden sie die Einwohner von Maria Magdalena vor der Kirche versammelt. Man wollte ihre Maulthiere zwingen, Halt zu machen, um Messe zu hören; unsere Reisenden entschlossen sich da zu bleiben, aber die Maulthiertreiber setzten nach einigem Wortwechsel ihren Weg fort. Es war dieses das einzige Beispiel dieser Art während der ganzen Reise.

San Luis de Cura, oder wie man sie gewöhnlich nennt, Villa de Cura, steht in einem sehr unfruchtbaren Thale, dessen Richtung von Nordwest nach Südost geht und dessen Höhe über den Ocean 266 Toisen beträgt. Einige Fruchtbäume ausgenommen, geht diesem Thale beinahe aller Pflanzenwuchs ab, und es bildet daher einen grellen Contrast gegen die Gärten von Aragua. Die Trockenheit ist hier um so gröfser, als mehrere Flüsse sich durch Spalten in die Erde verlieren. Eine im Urgebirge höchst auffallende Erscheinung! Der Rio de las Minas, nordwärts von der Stadt Cura, verliert sich in's Felsengebirg, kommt wieder zum Vorschein und versenkt sich nochmals, ohne in den See von Valencia zu gelangen, nach welchem er doch seine Richtung nimmt. Cura sieht eher einem Dorfe als einer Stadt ähnlich, und seine Bevölkerung steigt nicht über 4000 Ein-

wohner an. Es traf jedoch Herr von *Humboldt* hier mehrere Personen von sehr gebildetem Geiste an. Abends versammelte sich die ganze Stadt zu einer optischen Vorstellung, um daselbst den Anblick europäischer Hauptstädte zu bewundern. Die Reisenden sahen hier das Schloß der Tuilleries und die Bildsäule des großen Churfürsten zu Berlin. Obwohl gewohnt, die Schauspiele unserer Hauptstädte zu würdigen, machte der Anblick der Vaterstadt auf unsere Freunde, in dieser Entfernung von zweitausend Meilen, einen besondern Eindruck, und rief frohe und zugleich wehmüthige Gedanken in ihren Herzen hervor.

Die Stadt Cura liegt unter  $10^{\circ}, 2' 47''$  N. Br., und ist berühmt in der Umgegend durch die Wunder eines Gnadenbildes der Jungfrau, das unter dem Namen: *Nuestra Sennora de los Valencianos* bekannt ist. Dies Bild, welches ein Indianer um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in einer Bergschlucht gefunden hat, verursachte einen Rechtshandel zwischen zwei Städten von Cura und San Sebastian de los Reyes. Die Pfarrer der letztern Stadt behaupteten, die Jungfrau sey zuerst auf dem Gebiete ihres Kirchspiels erschienen. Der Bischof von Caracas, um dem Ärgernisse eines langen Handels ein Ende zu machen, liefs das Bild in's Archiv des Bisthums bringen und behielt es darin dreißig Jahre lang verschlossen. Im Jahre 1802 erst ward es den Einwohnern von Cura wieder zurückgegeben.

Nach einem, im kühlen und hellen Wasser das

kleinen Flusses San Juan über basaltischem Grünsteine, genommenen Bade, setzten sie um zwei Uhr des Nachts ihren Weg über Ortiz und Parapara nach der Mesa de Paja fort. Weil damals die Llannos durch Raubgesindel unsicher gemacht waren, so schlossen sich mehrere Reisende an, um eine Caravane zu bilden. Nach sechs bis sieben Stunden anhaltendem Niedersteigen zogen sie längs dem Cerro de Flores hin, in dessen Nähe sich die zu dem großen Dorfe San Jose de Tisnao führende Strafse trennt. Man kommt durch die Meierhöfe von Luque und Juncalito an den Eingang der Thalgründe, die von den schlechten Wegen und der blauen Farbe der Schiefer den Namen Malpasso und Piedras Azules führen.

Dieser Boden bildet das Gestade des großen Steppen-Bassins, und hat für die Untersuchungen des Geologen viel Anziehendes. Man findet daselbst Trappformationen, die wahrscheinlich jüngern Ursprungs, als die Grünsteingänge in der Nähe der Stadt Caracas sind, und dem Gesteine vulkanischen Ursprungs anzugehören scheinen. Es sind nicht schmale, bandartige Flüsse, sondern breite Ströme, die wie Schichten aussehen. Diese lavaartigen Schichten decken die Ufer des alten Landsees, der alles, was zerstörbar war, mit weggeführt hat.

Herr von *Humboldt* geht nun nach seiner scharfsinnigen Art alle geognostische Erscheinungen dieser für den Geologen merkwürdigen Gegend durch. Er beurtheilt die verschiedenen Formationen, die

Erzgänge und die verschiedenen Metalle, die man suchte oder wirklich fand, wie auch die verlassenen Goldbergwerke von St. Barbara. Die Resultate aller dieser Untersuchungen faßt er in folgende Worte zusammen. Nur wenige Landschaften von Europa mögen eine so merkwürdige geologische Constitution darbieten. Wir fanden darin nach der Reihe folgende auf einander folgende Formationen:

- vom-Gneiß - Glimmerschiefer,
- vom (Übergangs) Grünschiefer,
- vom schwarzen (Übergangs) Kalksteine,
- vom Serpentin - und Grünsteine,
- vom Mandelsteine (mit Augit) und
- vom Klingsteine.

Der südliche Abhang der Küstenkette ist ziemlich steil, zumal da die Steppen, barometrischen Messungen zufolge, um eintausend Fufs niedriger liegen, als der Grund des Beckens von Aragua. Von der ausgedehnten Ebene der Villa de Cura stiegen sie an die Ufer des Rio Tucutunemo herunter, welcher von Osten nach Westen in gleicher Höhe mit Vittoria sein Bette gegraben hat. Ein Querthal führte sie von da in die Llannos, durch die Dörfer Parapara und Ortiz. Die allgemeine Richtung dieses Thales geht von Osten nach Süden und ist an manchen Orten enge zusammengedrückt. Die Becken, von völlig wagerechter Grundfläche, werden durch enge Bergschluchten und steile Abhänge mit einander verbunden. Ehemals waren es ohne Zweifel kleine Seen, die durch Anhäufung der Gewässer

oder noch gewaltigere Katastrophen, die Dämme, welche sie getrennt hatten, durchbrachen. Dasselbe nimmt man überall auf beiden Festlanden wahr, wie man sich hiervon bei Untersuchung der Längethäler, welche die Übergänge der Anden, Alpen oder Pyrenäen bilden, leicht überzeugen kann. Wahrscheinlich war es der Einbruch der Gewässer in die Llannos, welcher durch außerordentliche Zerreiſungen dem Morro's von St. Juan und von San Sebastian ihre Ruinengestalt ertheilt hat. Der vulkanische Boden von Parapara und Ortiz ist nicht über 30 bis 40 Toisen über die Llannos erhöht. Die Ausbrüche der Vulkane haben demnach auf der niedrigsten Stelle der Granitkette Statt gefunden.

**SECRETES BUCH.**



## Erstes Kapitel.

Eintritt in die Llannos.

**I**n diesem sechsten Buche werden nun unsere Leser in eine wahrhaft neue Welt eingeführt. Wir waren von Jugend auf gewöhnt, die Oberfläche der Erde uns hügelig zu denken. Unsere Phantasie läßt in jedem Lande Berge mit Thälern abwechseln, und unser Auge ist gewohnt, jede auch noch so ausgedehnte Ebene mit fernen wolkenähnlichen Bergumrissen begrenzt zu sehen. Unbegrenzte Ebenen sind solche Begriffe, die wir nur mit dem Anblicke des Meeres verbinden, auf dem wir uns aber thurmhohe Wellen, fliegende Schiffe erschaffen, um unsere an Abwechslung gewöhnte Einbildungskraft zu befriedigen. Hier versetzt uns nun Herr von *Humboldt* plötzlich in eine unermessliche Ebene.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guiana von den Schneebergen von Merida, an deren Abhänge der Natron-See Urao ein Gegenstand religiöser Verehrung der Eingebornen ist, bis zu dem großen Delta, welches der Orinoko an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meerarm jenseits der Ufer des Meta und des Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare oder

bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, den spanische Kriegsvölker in ihrer regsamen Phantasie den Sitz des ewigen Friedens nennen. Diese Steppe nimmt einen Raum ein von sechstausend Quadratmeilen. Durch die Waldebene des Amazonenstromes und die schmale Ebene zwischen der Provinz Chiquitos und der Landenge von Villa bella hängt sie mit den Pampas von Buenos-Ayres zusammen, welche die Llanos von Venezuela noch drei Mal an Flächeninhalt übertreffen. Ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmgebüsche begrenzt wird, während sie auf der südlichen fast in ewiges Eis begraben liegt.

Wir werden daher den Eindruck, den der Anblick dieser Llannos auf Herrn von *Humboldt* und seine Begleiter machte, meistens mit seinen eigenen Worten wiedergeben, die durch einen Auszug, wie ein schönes Gemälde, nur verunstaltet würden.

Unser Eintritt in das Becken der Llannos geschah in der Mesa de Paya unter  $9^{\circ}\frac{1}{2}$  Breite. Die Sonne stand beinahe im Scheitelpunkte. Der Boden zeigte überall, wo er öde und vom Pflanzenwuchse entblößt war, eine auf  $48^{\circ}$  bis  $50^{\circ}$  erhöhte Temperatur. Kein Windhauch ward auf der Höhe, auf der wir uns mit unsern Maulthieren befanden, verspürt, aber mitten in dieser scheinbaren Ruhe wurden ununterbrochene Staubwirbel durch jene kleine Luftströmungen emporgehoben, welche nur über der Oberfläche des Bodens hinstrichen, und ihren Grund in der ungleichen Temperatur haben, die der nackte

Sand oder die mit Pflanzen bedeckte Erde annehmen. Diese Sandwinde erhöhen noch die erstickende Wärme der Luft. Jedes Quarskörnchen, das wärmer ist, als die es umgebende Luft, strahlt nach allen Richtungen hin, und es hält schwer, die Temperatur der Atmosphäre zu beobachten, ohne daß seine Sandtheilchen an die Kugel des Thermometers anschlagen.

Rings umher um uns schienen die Ebenen zum Himmel anzusteigen, und diese ausgedehnte und stille Einöde stellte sich uns als ein mit Tang und Meergras bedeckter Ocean dar. Je nach der ungleich in der Atmosphäre vertheilten Dunstmasse, und nach der wechselnden Temperatur-Abnahme der über einander gelegenen Luftschichten, erschien der Horizont (Gesichtskreis) an einigen Stellen genau abge sondert, an andern zeigte er sich wellenförmig, schlängelnd und gleichsam gestreift. Die Erde floß da mit dem Himmel zusammen. Mitten durch den trockenen Nebel und die Dunstschichten erblickte man fernhin Stämme von Palmen. Ihres Blätter schmuckes und der grünen Gipfel beraubt, sahen diese Stämme den Mastbäumen der Schiffe gleich, die das Auge am Horizonte entdeckte.

Es liegt etwas Imposantes aber Trauriges und Finsteres in dem einförmigen Anblicke dieser Steppen. Alles ist darin gleichsam erstarrt, selten mag darin der Schatten einer kleinen Wolke, die durch den Scheitelpunkt geht, und die Nähe der Regenzeit verkündigt, auf der Savane gesehen werden. Ich lasse unentschieden, ob der erste Anblick der

Llannos nicht eben so überraschend ist, wie derjenige der Andeskette. Die Gebirgsländer, welches auch die absolute Höhe ihrer höchsten Gipfel seyn mag, besitzen eine gemeinsame Physiognomie. Man gewöhnt sich hingegen nicht leicht an das einförmige Aussehen der Llannos von Venezuela und von Casanare, an das der Pampas von Buenos-Ayres und von Chaco, welches ununterbrochen und während 20 und 30 Reisetagen des Oceans ebene Fläche darstellen. Ich hatte die Ebenen oder Llannos der Mancha in Spanien und die Heiden (ericeta) gesehen, welche sich vom Ausgange Jütlands durch Lüneburg und Westphalen bis in die Niederlande erstrecken. Diese letztern sind wahre Steppen, von denen der Mensch seit Jahrhunderten nur kleine Abtheilungen dem Ackerbau zu unterwerfen vermocht hat; allein dieses flache Land des westlichen und nördlichen Europa gewährt nur ein schwaches Bild der unermesslichen Llannos im südlichen Amerika. Im südöstlichen Theile unsers Festlandes, in Ungarn zwischen der Donau und der Theifs, in Rußland zwischen dem Borysthenes (Dnieper), dem Don und der Wolga, trifft man die großen und ausgedehnten Viehweiden an, welche durch langen Aufenthalt der Gewässer geebnet scheinen, und von denen der Horizont überall begrenzt wird. Ungarn's flache Landschaft beschäftigt die Phantasie des Reisenden, durch ihre fürdauernde Spiele der Luftspiegelung, da, wo ich sie auf der Grenze Deutschland's zwischen Pressburg und Ödenburg durchwandert habe, ihre größte

Ausdehnung aber stellt sich mehr westwärts zwischen Czegléd, Debresin und Tittel dar \*). Es ist ein Meer von grünem Rasen, das zwei Ausgänge hat, den einen in der Nähe von Gran und Waizen, den andern zwischen Belgrad und Widdin.

Man hat bezeichnende Züge der verschiedenen Welttheile aufzufassen geglaubt, wenn man von dem europäischen Heidelande, von den asiatischen Steppen, von Afrika's Wüsten und von den Savanen Amerika's sprach. Die Unterscheidung stellt aber Gegensätze dar, die weder in der Natur der Sachen, noch in dem Geiste der Sprachen begründet sind. Das Daseyn eines Heidelandes setzt allzumal das Vorkommen von Pflanzen voraus, die der Heidekraut-Familie angehören. Asien's Steppen sind nicht alle mit Salzpflanzen bewachsen; die Savanen von Venezuela bieten ihren Gräsern zur Seite kleine, kraut-

---

\*) Ungarn's weite Steppen sind nur 30 bis 40 Toisen über die Fläche des Meeres erhöht, welches mehr denn achtaig Meilen davon entfernt ist. Der Baron von *Podmanitzky*, ein durch physikalische Kenntnisse angesehneter Mann, hat diese Ebenen bei Anlaß eines zwischen der Donau und Theifs projectirten Canala nivelliren lassen. Er hat die Theilungsgräta, die Wölbung des sich gegen beide Flußbetten herabsenkenden Landes 15 Toisen über den mittlern Wasserstand der Donau erhaben gefunden. Mehrere Quadratmeilen sind von Dörfern und Meierhöfen entblößt. Diese den Horiaont begrenzenden Viehweiden werden ungarisch *Psasta* (Wüste) genannt. Der Fläebaninhalt dieser Ebenen wird auf 1000 Quadratmeilen, etwas mehr als ein Drittheil des ganzen Landes berechnet. Bei *Retahemét* gleicht sie heinahe einem Sandmeere.

artige Mimosen, Schotengewächse und andere Dicotyledonen dar; die Ebenen Songariens, diejenige, welche sich zwischen dem Don und der Wolga ausdehnen, die ungarischen Puszta, sind wahre Savanen, mit reichem Graswuchs versehene Viehweiden, während die Savanen im Osten und Westen des Felsengebirgs und Neu-Mexiko's mit Pflanzen aus der Chenopodeen-Familie bewachsen sind, welche kohlen-saurc und salzsaure Soda enthalten. Asien besitzt alles Pflanzenwuchses mangelnde Wüsten, in Arabien, Gobi und Persien. Seitdem man die von so lange her und so unbestimmt unter dem Namen der Wüste von Sahara vcreinbarten Wüsten des innern Afrika näher kennen gelernt hat, beobachtete man, daß im Osten dieses Festlandes, wie in Arabien, mitten im nackten und unfruchtbaren Lande Savanen und Viehweiden angetroffen werden. Jene erstern, die mit Kies überzogenen und mit keinerlei Pflanzen überwachsenen Wüsten, sind es, die in der neuen Welt beinahe gar nicht vorkommen. Ich habe solche einzig nur in den tiefern Thälern von Peru, zwischen Amatope und Coquimbo, an den Gestaden der Südsee angetroffen. Auch nennen diese die Spanier nicht Llannos, sondern Desiertos. Diese Wüste ist aber nicht breit, obwohl ihre Länge 440 Meilen beträgt. Der Felsengrund liegt überall zwischen dem beweglichen Sande zu Tage. Nie fällt hier ein Regentropfen, und wie die Wüste von Sahara nordwärts von Tombuktu, so bietet auch die peruansiche Wüste in der Gegend von Hura eine reiche

Steinsalzgrube dar. Sonst finden sich in der neuen Welt überall zwar öde Flächen, weil sie unbewohnt sind, aber keine eigentlichen Wüsten.

Herr von *Humboldt* theilt nun die Ebenen in Wüsten, Savanen und Steppen ein. Wüsten sind nacktes Land ohne Graswuchs; Savanen grasreiche, mit Gräsern und Dicotyledonen bewachsene Ebenen. Man hat die Savanen Amerika's auch Wiesengründe genannt, jedoch mit Unrecht, denn dieser Name ist für die oft sehr dürren, obgleich mit vier bis fünf Fuß hohen Pflanzen bedeckten Ebenen nicht passend. Die Pampas von Buenos - Ayres sind wahre Steppen. Die Regenzeit hindurch sind sie mit grünem üppigen Pflanzenwuchs bedeckt, zur Zeit der Trockenheit aber erhalten sie das Aussehen der Wüste.

Zu dieser Zeit zerfallen die Pflanzen in Staub, die Erde wirft Spalten und Risse, das Krokodill und die großen Schlangenarten bleiben in einem Zustande der Erstarrung, welcher beinahe dem Winterschlaf der Thiere bei uns ähnlich ist, im Schlamm liegen. Nur wenn dann des Frühlings erstes Grün die Erde wieder deckt, hervorgelockt von den Strömen des erquickenden Regens; da sieht man, wie die Eingebornen erzählen, an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Boden schollenweise sich erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht diese Erscheinung, denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodill stei-

gen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß vom Scheintode erweckt. Schön ist dann der Anblick dieser Steppen, wenn der tropische Pflanzenwuchs, dessen Grenzen das Auge nicht absieht, von weidenden Heerden durchzogen wird. Doch bald behaupten die Flüsse ihr Recht, und wo vormals Dürre herrschte, sieht das Auge des Wanderers einen ausgebreiteten See, aus welchem die Heerden sich mit Mühe auf die kleinen Erhöhungen retten.

Die Steppen Asien's stellen uns ein anderes Bild dar, sie liegen aufer den Tropenländern und bilden hohe Plattebenen. Auch Amerika stellt auf dem Rücken der Gebirge von Mexiko, Peru und Quito Savanen von bedeutendem Umfange dar; aber seine geräumigsten Steppen, die Llannos von Cumana, von Caracas und von Meta, sind nur wenig über die Meeresfläche erhöht und gehören der Aequatorial-Linie zu. Diese Umstände machen einen großen Unterschied zwischen den asiatischen Steppen und den Llannos Amerika's. Diese letztern besitzen nicht jene großen Landseen ohne Abflufs, jene kleinen Systeme von Flüssen, die sich im Sande oder durch Einsickern verlieren. Diese Llannos sind östlich und südlich eingesenkt und ihre Flüsse strömen dem Orinoko zu. Messungen mit dem Barometer haben Herrn von *Humboldt* überzeugt, daß diese Llannos, nicht wie er Anfangs vermuthet und aus dem Laufe der Flüsse geschlossen hatte, 100 bis 150 Toisen erhöht seyen. Die zu Calabozo in der Villa de Pao und am Ausflusse des Meta angestellten Messungen geben

nur eine Erhöhung von 40 bis 50 Toisen. Der Fall der Gewässer ist daher ausnehmend gering, öfters beinahe unmerklich, und schon der schwächste Wind oder der hohe Wasserstand des Orinoko kann die Gewässer dieser Flüsse rückwärts drängen. Der Rio Arauca zeigt oftmals dieses Schauspiel des Aufwärtsfließens. Die Indianer glauben den Tag über den Fluß abwärts zu fahren, während sie in der That aufwärts zu den Quellen gehen. Die abfließenden Gewässer sind dann von den aufwärtsfließenden durch eine bedeutende Masse stillstehenden Wassers getrennt, worin sich durch Störung des Gleichgewichts den Fahrzeugen gefährliche Wirbel bilden.

Am auffallendsten erscheint in den amerikanischen Savanen oder Steppen der gänzliche Mangel an Hügeln und Unebenheiten und die vollkommene Wagerichtigkeit aller Theile des Bodens. Darum haben auch die spanischen Eroberer, die bis hieher vordrangen, dieselben weder Steppen noch Wüsten, sondern los Llannos genannt. Oft stellt der Boden auf 30 Geviertmeilen kein Fuß hohes Hügelchen dar. Diese Ähnlichkeit mit der Meerfläche ergreift die Phantasie am meisten da, wo durchaus keine Palmen auf der Ebene wachsen, und wo die Entfernung vom Küstenlande und dem Orinoko so groß ist, daß der Horizont überall unbegrenzt ist. Diese gleichförmige Bodenfläche wird besonders angetroffen im Meridiane von Calabozo, zwischen Cari, Villa de Pao und Neu-Barcellona. Sie ist ununterbrochen vorherrschend von den Mündungen des Orinoko bis

zur Villa de Araure und nach Ospinós, auf einer Parallele von 180 Meilen Länge, und von San Carlos bis an die Savanen von Caqueta, auf einem Meridian von 200 Meilen. Diese bilden den Charakter des neuen Festlandes, wie hinwieder auf den niedrigen Steppen Asien's zwischen dem Dnieper und der Wolga, zwischen dem Irtisch und dem Obi. Umgekehrt finden sich in den innern Wüsten des innern Afrika, Arabiens, Syriens, Persiens in Gobi und Casna, zwischen den Jaxartes und Oxus viele Ungleichheiten, Schluchten ohne Wasser, Hügelreihen und Felsen, die aus dem Sande hervorragen.

Es gibt jedoch zwei wirkliche Unebenheiten in diesen Steppen, deren erste mit dem Namen Bancos, die andere mit dem Namen Mesa bezeichnet wird. Die Bancos sind wirkliche Klippen, zerbrochene Sandsteine oder dichte Kalksteinlager, welche vier bis fünf Fuß auf der übrigen Fläche emporstehen. Diese Bänke haben bisweilen drei bis vier Meilen Länge, sie sind völlig eben und ihre Oberfläche steht wagerecht. Auf sie retten sich die Heerden zur Zeit der Überschwemmungen in der nassen Jahreszeit. Man wird ihrer Fläche wegen, ihr Daseyn nur durch Untersuchung der Ränder inne. Die andere Art der Unebenheit, Mesa genannt, wird man nur aus dem Laufe der Flüsse inne. Diese sind kleine gewölbte Erhabenheiten, die ganz unmerklich auf einige Toisen Höhe ansteigen. Dahin gehören in der Provinz Cumana die Mesa de Amana, de Guanita und de Jonoro, deren Richtung von Süd-West

nach Nord-Ost geht. Trotz ihrer geringen Erhabenheit bilden sie doch die Wasserscheide zwischen dem Orinoko und der Nordküste des Festlandes. Die bloße Wölbung der Savane macht hier die Theilung der Gewässer (divortia aquarum). Die Erdbeschreiber, die überall, wo eine Wasserscheide ist, eine Gebirgskette hindenken, haben nicht ermangelt, in die Ebenen Amerika's solche hinein zu zeichnen, woselbst jedoch keine da ist.

Diese einförmige Gestalt der Llannos, die äusserst selten anzutreffenden Wohnungen, die Ermüdungen der Reise unter einem glühenden Himmel und immer durch Staub verdunkelten Atmosphäre, der Anblick dieses Horizonts, welcher immer vor dem Beschauer zu fliehen scheint, die vereinzelt Stämme der Palmen, welche alle eine Gestalt haben, und die man zu erreichen verzweifelt, weil sie mit andern Stämmen verwechselt werden, welche allmählich am Horizonte aufsteigen; alle diese vereinigten Ursachen lassen die Steppen noch viel grösser erscheinen, als sie wirklich sind. Die Pflanzler, welche südwärts am Abhange der Küstenkette wohnen, sehen die Steppen sich, so weit das Auge reicht, wie einen grünen Ocean ausdehnen. Sie wissen, dass man von dem Delta des Orinoko bis in die Provinz Varinas, und von da über und längs den Gestaden des Meta, des Guaviare und des Caguan, im flachen Lande anfänglich von Ost nach West, hernach von Nord-Ost nach Süd-Ost 380 Meilen, also eine Strecke, wie die von Tombuktu, zu den Nordküsten

Afrika's zurücklegen kann bis über den Aequator hin an den Fuß der Anden von Pasto. Sie kennen aus den Erzählungen der Reisenden die Pampas von Buenos - Ayres, welche ebenfalls Llannos sind, auf welchen ein zartes Gras wächst und die von Bäumen entblößt mit verwilderten Ochsen, Pferden und Hunden angefüllt sind. Zufolge solcher Karten glauben sie, daß das ganze Festland nur eine Bergkette, die Anden, besitze, und bilden sich einen eingebildeten Zusammenhang aller Ebenen vom Orinoko und Apure her bis zum Rio de la Plata und der Magellanischen Meerenge.

Hier folgt nun die Beschreibung des Bodens und der Gebirgsketten Amerika's. Südamerika wird von drei Querketten durchschnitten. Die Küstenkette, welche schon oben beschrieben wurde, deren höchster Gipfel die Silla von Caracas ist. Die Sierra la Parima zwischen dem 3° und 7° N. Br. und die dritte unter 16° und 18° S. Br. Diese drei von Westen nach Osten sich erstreckenden Bergketten der heißen Zone theilen die Ebenen Südamerika's in eben so viele Theile. Die Ebene von Caracas zwischen der Küstenkette und der Sierra la Parima. Die Ebenen des Amazonenflusses und des Rio Negro zwischen der Sierra de la Parima und den Cordilleren von Chiquitos und die Ebene von Buenos - Ayres. Die Ebenen des Amazonen - Stromes und Rio Negro werden, so wie die Parima - und Chiquito - Berge, welche sie begrenzen, mit Wäldern bedeckt. Dicser Wald dehnt sich von 18° S. Br. bis 8° N. Br. aus und be-

greift sonach an 120,000 Quadratmeilen. Dieser Wald des südlichen Amerika's ist sechs Mal größer als Frankreich. Die Europäer kennen davon nur die Ufer einiger ihn durchschleichender Flüsse, aber es gibt darin lichte Stellen, die mit der Ausdehnung des Waldes selbst im Verhältnisse stehen. Wir werden nun bald unsere Reisenden längs den sumpfigen Savanen, zwischen dem Orinoko und Conorichite und den Cassiquiare, ihren Weg nehmen sehen bei 3° bis 4° der Breite. Unter dieser nämlichen Parallele finden sich andere Richtungen oder baumlose Savanen, zwischen den Quellen des Mao und des Rio de Aquas-blancas südwärts der Sierra von Paracaima. Diese letztern Savanen werden von Cariben- und von den Macusis-Nomaden bewohnt und nähern sich den Grenzen des holländischen und französischen Guiana. Dieser allgemeinen Übersicht läßt nun Herr von *Humboldt* folgendes Gemälde des südlichen Amerika's folgen, das ganz besonders der Aufmerksamkeit der Leser würdig ist.

Die Westküsten sind durch eine mächtige Bergmauer begrenzt, welche an edlen Metallen reich ist, überall, wo das vulkanische Feuer sich durch den ewigen Schnee hindurch keine Bahn öffnete. Dieses ist die Cordillere der Anden. Gipfel vom trappartigen Porphyr steigen über 3300 Toisen (nach den neuesten Berichten über 4300 in Chili) hoch an, und die mittlere Höhe der Kette beträgt 1850 Toisen. Sie dehnt sich in der Richtung eines Meridians aus, und sendet jeder Halbkugel einen Scitenast zu, unter

10° nördlicher und 16° und 18° südlicher Breite. Der erste dieser Äste, derjenige des Küstenlandes von Caracas, ist minder breit und bildet eine wahre Kette. Der zweite, die Cordillere von Chiquitos und von den Quellen des Guapore, ist überaus reich an Gold, und erweiteret sich ostwärts in Brasilien in die ausgedehnten Plateaus von mildem und gemäßigtem Klima. Zwischen diesen beiden mit den Anden zusammenhängenden Bergketten befindet sich vom 3° zum 7° N. Br. eine abgesonderte Gruppe von Granitbergen, welche ebenfalls in der Richtung eines Parallelkreises mit dem Aequator ausgedehnt, sich aber, den Meridian von 71° nicht überschreitend, westwärts auf ein Mal endigt, und mit den Anden von Neu-Granada in keiner Verbindung steht. Diese drei Bergketten besitzen keine arbeitenden Vulkane; wir wissen nicht, ob die südlichste, gleich den beiden andern, keinen Trachyt oder trappartigen Porphyry besitzt. Keiner ihrer Gipfel übersteigt die Grenze des ewigen Schnees, und die mittlere Höhe der Cordilleren von la Parima und von der Küstenkette von Caracas steigt nicht auf sechshundert Toisen, obgleich einige Gipfel bis auf 1400 Toisen über die Meeresfläche erhaben sind. Die drei Querketten werden durch Ebenen getrennt, die westwärts geschlossen und ostwärts offen sind.

Die Ebenen, welche durch diese Querketten getrennt sind, gleichen trocken gelegten Meeresbänken, Würden, in Folge eines besondern Zufalls, die Gewässer des atlantischen Oceans bei der Mündung des

Orinoko um 50 Toisen und bei der des Amazonenstromcs um 200 Toisen erhoben, so wäre der ganze ebene Theil, mithin der größte von Südamerika, mit Gewässern bedeckt, und der jetzt 600 Meilen entfernte östliche Abhang der Anden wäre die Küste. In der Provinz Jaen de Bracamoras, wo der Amazonenstrom fließt, fand Herr von *Humboldt* die Gewässer des Stromes nur 194 Toisen über die Meeresfläche erhaben. Aber dennoch stehen die mit Waldung bedeckten Ebenen auch fünf Mal so hoch über den Ocean, als die Pampas von Buenos-Ayres und die mit Gras bewachsenen Llannos von Caracas und von Meta.

Durch eine Öffnung der Gebirge, zwischen den Bergen von la Parima und Neu-Granada, hängen die Ebenen von Nieder-Orinoko mit denen des Amazoncnstromes zusammen. Der vollkommen geebnete Boden zwischen dem Guaviare, Meta und dem Apure zeigt keine Spur eines gewaltsamen Wasser einbruchs, aber zur Seite der Cordilleren von Parima, zwischen dem 4. und 7. Breitengrade, hat sich der Orinoko, welcher von seiner Quelle bis zur Mündung des Guaviare westwärts fließt, einen Weg durch die Felsen in der Richtung von Süden nach Norden gebahnt. In diesem Zwischenraume liegen, wie wir bald sehen werden, alle großen Catarakten. Sobald der Orinoko die Mündung des Apure in der überaus niedern Landschaft erreicht hat, wo die nördliche Neigung mit der Gegenneigung nach Südost zusammentrifft, das will sagen, mit der Bü-

schung der Ebenen, welche unmerklich gegen die Caracas-Gebirge ansteigen, wendet sich der Strom neuerdings und fließt ostwärts. Dieser Strom gehört daher zweien Becken an, und deutet die Richtung dieser Ebenen an, welche zwischen den Anden von Neu-Granada und der Westseite der Berge von Parime inne liegen.

Die Llannos führen, wie die Wüsten Afrika's, in ihren verschiedenen Abtheilungen ungleiche Namen. Von den Mündungen des Dragon an folgen sich in der Reihe von Osten nach Westen: die Llannos von Cumana, Barcellona und von Caracas oder Venezuela. Diese haben wieder Abtheilungen mit verschiedenen Namen. Vom 8° der Breite an zwischen dem 7. und 73. Längengrade finden sich in der Richtung von Norden nach Süden die Llannos von Varinas, Casanare, Meta, Guaviare, Caguan und von Gagueta. In den Ebenen von Varinas finden sich einige geringe Denkmale des Kunstfleisses eines Volkes, das nicht mehr vorhanden ist. Dices sind sogenannte Tumuli oder kegelförmige Hügel, die durch Menschenhände erbaut sind, und wahrscheinlich, wie ähnliche Hügel in Asien, Knochen enthalten. Auch zeigt sich zwischen Varinas und Canagua eine schöne, fünf Meilen lange Strafe, welche in sehr langer Zeit vor der Eroberung durch Eingeborne erbaut ist. Diese um 15 Fuß erhöhte Kunststrafe geht über eine, öftern Überschwemmungen ausgesetzte Ebene hin. Waren es vielleicht civilisirte Völker, die aus den Bergen von Truxillo und Merida in die Ebenen

herabgestiegen waren? Die jetzt zwischen dem Meta und Rio Apure lebenden Indianer sind allzu dumm, um an die Erbauung von Kunststraßen und Tumuli zu denken.

Die amerikanischen Llannos sind nur ein Viertel so breit, als die große afrikanische Wüste. Dieser Umstand ist für das Klima sehr wichtig, in einer Gegend, wo die Winde beständig von Ost nach West wehen, weil dadurch die Hitze gemäßiget wird. Die afrikanische Wüste hängt mit Yemen, Gedrosien, Beluschistan bis zum rechten Ufer des Indus zusammen. Durch die Winde, welche über so große Strecken heißen Landes im Osten hinwehen, wird das rothe Meer eine der heißesten Gegenden des Erdhovens. Der hunderttheilige Thermometer steht dort immer des Nachts selbst auf 34°, am Tage steigt er auf 40° bis 44°. In der neuen Welt sind die Llannos schmaler, und kühle Seewinde ziehen über sie; dadurch wird ihre Temperatur im Vergleiche mit den afrikanischen Ebenen gemäßiget.

Diesen Betrachtungen über die Llannos der neuen Welt reihen sich noch andere über ihre Bewohner an. Das große afrikanische Sandmeer wird von Caravanen durchzogen, wozu sie fünfzig Tage brauchen. Die Sahara, welche die Negervölker von denen der Barharei sondert, ist nur in den Oasen bewohnt; nur in dem östlichen Theile befinden sich Vichweiden, weil hier eine dünnere Sanddecke vorhanden ist, durch welche die Quellen an die Oberfläche dringen können. In Amerika sind die weni-

ger breiten, weniger heißen und durch schöne Ströme fruchtbarern Steppen ein ungleich geringeres Hinderniß der Verbindung unter den Völkern. Die Llannos trennen die Gebirge der Küsten von den Wäldern, die schon zur Zeit der Erddeckung durch rohere und wildere Völker besetzt gefunden wurden. Indessen waren die Steppen eben so wenig Vormauern der Civilisation gewesen, als sie gegenwärtig Schutzwehr für die Freiheit sind. Die Völker des untern Orinoko stiegen die Flüsse an, um die civilisirtern Völker zu überfallen. Hätten die Amerikaner der Steppen Vieh gehabt, wie die Asiaten, so würden sich unstreitig hier Hirtenvölker gebildet haben, und gleich den Nomaden Asien's hätten auch sie die Wüsten als kriegerische Hirten durchzogen. Sie hätten zur Zeit der Überschwemmungen um die Viehweiden gekämpft und einander unterjocht. Eroberer wären aus ihnen hervorgegangen und Reiche gestiftet worden. Diese großen sittlichen und politischen Veränderungen scheinen die Völker der neuen Welt nicht erlitten zu haben, weil ihre Steppen keine milchreichen Heerden füllten, und die Zwischenkette mangelte, welche den civilisirten Ackerbauer mit den Jägervölkern verbindet.

---

## Zweites Kapitel.

Reise in den Llannos. — Meierei. — Krokodill. — Angenehmes  
Bed. — Verirrung. — Sonnenanfgang in der Steppe.

Nachdem unsere Reisenden zwei Tage zu Pferde zugebracht, und vergeblich unter den Gebüsch der Murichi-Palme Schutz gegen die brennenden Strahlen der Sonne gesucht hatten, langten sie endlich in der Mcierci El Hayman (zum Krokodill) an. Diese ist eine Hato de ganado, d. i. ein einzelnes Haus in der Steppe, um welches herum etliche Hütten mit Rohr und Thierhäuten bedeckt stehen. Das Vieh: Ochsen, Pferde und Maulthiere sind hier nicht eingepfercht, sondern streifen auf einem Flächenraume von mehreren Quadratmeilen frei umher. Umzäunungen sind nirgend vorhanden. Männer, bis zum Gürtel nackt, durchreiten die Savane mit einer Lanze bewaffnet, um die Thiere zu besichtigen, diejenigen, die sich allzuweit von den Weiden entfernt haben, zurückzuführen, und was noch kein Zeichen des Eigenthümers hatte, mit einem glühenden Eisen zu bezeichnen. Diese farbigen Menschen nennt man hier Peones Llañeros; es sind theils Freie oder Freigelassene, theils Slaven. Kein anderer Stamm ist der Sonne der Tropen so andauernd ausgesetzt, als diese Menschen, die halbnackt mehrere Tage in den Steppen umherreiten, ohne irgend ein schützendes Obdach oder den Schatten eines Baumes zu genießen. Ihre Nahrung besteht in dem an der Luft gedörrten, nur wenig gesalzenen Fleische; auch ihre

Pferde genießsen sogar zuweilen davon. Wie die Mongolen und Tartaren in den Steppen Asien's, sitzen sie fast immer zu Pferde und glauben auch den kleinsten Weg nicht zu Fusse zurücklegen zu können. Sie trafen in der Meierei einen alten Negersclaven, der in Abwesenheit seines Herrn dessen Stelle versah. Man sprach hier von Heerden von mehreren tausend Kühen, sahe sich aber vergebens nach einer Schale Milch um. In einer Kürbisschale ward ihnen ein gelbliches, schlammiges, stinkendes Wasser gereicht, das in einer benachbarten Lache geschöpft war. Die Trägheit dieser Steppenbewohner ist so groß, daß Niemand einen Brunnen gräbt, obgleich sie wissen, daß in einer Tiefe von zehn Fuß überall schöne Quellen getroffen werden, im rothen Sandstein. Man leidet daher die Hälfte des Jahrs an Überschwemmung und die andere Hälfte am drückendsten Wassermangel. Der alte Neger gab den Rath: ein leinenes Tuch über das Trinkgefäß zu legen, um den übelriechenden Schlamm beim Trinken abzuhalten und von dem gelblichen im Wasser aufgelösten Thone weniger zu verschlucken. In der Folge mußten unsere Freunde ganze Monate lang auf solche Weise ihren Durst löschen. Das Wasser des Orinoko enthält ebenfalls viele aufgelöste schlammige Theile, und ist auch stinkend da, wo in den Buchten todt Krokodille auf Sandbänken oder halb im Schlamme begraben liegen.

Sobald nun abgepackt und die Instrumente und

das Gepäck vorsorgt war. wurden die Maulthiere frei gelassen, um, wie man hier spricht, in den Savanen Wasser zu suchen. Es gibt kleine Teiche und Lachen um die Meierei herum, und die Thiere finden dieselben durch ihren Instinkt geleitet, indem sie die Gebüsche der an den Lachen stehenden Mauritia-Palmen erblicken, oder auch mit emporgestrecktem Halse und geöffneten Rüstern die feuchten Luftzüge und ihre Richtungen wittern, die von den Wasserbehältern aufsteigen. Sind diese Lachen zu entfernt, und die Treiber zu träge, um sie dahin zu treiben, so werden die Thiere, ehe man sie frei läßt, fünf bis sechs Stunden in einen recht warmen Stall eingesperrt. Der heftigste Durst schärft dann ihren Instinkt. Sobald der Stall geöffnet ist, sieht man Pferde, und besonders die mit noch schärferem Organe versehenen Maulthiere mit erhobenem Schweife und Nacken der Luft entgegen, den Savanen zu laufen, und von Zeit zu Zeit Halt machen, um das Land gleichsam auszukundschaften, bis sie endlich durch anhaltendes Wiehern verkündigen, daß sie sich in der Richtung des Wassers befänden. Alles dieses aber wird mit größerer Leichtigkeit von denen in den Llannos einheimischen Thieren, als von den von der Küste herkommenden zahmen Thieren vollzogen. Es scheint gleichsam bei den Thieren derselbe Fall, wie bei den Menschen, zu seyn; daß Civilisation die Schärfe der natürlichen Organe abstumpft.

Die Reisenden machten es wie ihre Maulthiere,

indem sie diesen nachgingen, um zu der Lache zu gelangen, aus der das Wasser, das man ihnen zu trinken gereicht hatte, geschöpft worden war. Vom Schweiß und Sand und Staube, der mehr als die Sonnenstrahlen brennt, bedeckt, langten sie bei der Lache an, fanden aber nur einen großen mit Palmen umgebenen Behälter. Sein Wasser war jedoch kühler als die Luft. Da sie seit mehreren Monaten gewohnt waren, sich zu baden, und solches des Tags sogar öfters gethan hatten, konnten sie der Begierde nach diesem Genuß nicht widerstehen; Sie stiegen daher trotz des Schlammeß in das Wasser. Die Lust nach einem Bade empfanden aber nicht nur sie allein, es gab noch andere, die ein näheres Recht zu haben meinten und wenigstens Gesellschaft leisten wollten. Sie hörten daher plötzlich ein Geräusch und Geplätscher, und als sie hinsahen, wurden sie des Hausherrn gewahr, der im Sinne zu haben schien, die europäischen Gäste nach seiner Weise zu becomplimentiren. Diese hatten jedoch eben nicht Lust, bei Nacht und Nebel die Höflichkeitsbezeugungen abzuwarten, und zogen daher vor, sich aus dem Staube zu machen, indem sie so schnell als möglich am andern Ufer ausstiegen. Der Badekamerad war jedoch gar nichts anders, als bloß ein tüchtiges Krokodill. Die Freude, welche sie über diese Erscheinung hatten, war übrigens so groß, daß, obwohl sie nur eine Viertelmeile vom Meierhofe entfernt waren, sie doch schon eine Stunde umhergingen, ohne dahin zu gelangen. Sie

hatten nämlich eine falsche Richtung eingeschlagen und den Weg verfehlt. Sie waren in der Abenddämmerung ausgegangen, und hatten nicht bemerkt, ob sie gegen Süden oder Norden gewandert waren. Trotz des Compasses also, den sie immer bei sich trugen, und des Canopus im Schiffe und dem südlichen Kreuze konnten sie sich doch nicht zurecht finden. Sie wollten nun zu dem Orte zurückkehren, wo sie gebadet hatten, und irrten noch drei Viertelstunden umher, ohne die Sumpflache zu finden. Öfter glaubten sie Feuer am Horizonte zu sehen, es waren aber aufgehende Sterne, deren Bild ihnen durch Dünste vergrößert crachien. Unter diesen Umständen waren sie nun in dem Falle zu entscheiden, ob sie im schlimmsten Falle von einer Wasserschlange oder einem Jaguar gefressen seyn wollten? Sie entschieden sich für den letztern und setzten sich demnach an einem trocknen, mit nur wenigem Grase bewachsenen Orte, wo die Wasserschlangen nicht zu fürchten waren, auf den Stamm einer Palme nieder. Da sie die Trägheit der Maulthiertreiber kannten, so durften sie nicht hoffen, von denselben früher in den Savanen aufgesucht zu werden, als wenn diese ihr Mal bereitet und verzehrt hätten. Ihre Lage war nun eben nicht die erfreulichste, und um so erwünschter kam ihnen das Wiehern eines Pferdes, auf welchem ein Hirt der Wüste seine Runde machte, um sein Vieh zusammen zu treiben. Anfangs kam ihm der Anblick zweier Weisen, die sich verirrt hatten, verdächtig vor, und es machte

Mühe, ihm Zutrauen einzuflößen. Endlich entschloß er sich, sie zum Meierhofe von Krokodill zu führen, ohne jedoch sein Pferd darum langsamer traben zu lassen. Die Führer versicherten, sie hätten bereits angefangen, um sie besorgt zu werden, und führten viele Beispiele an von Reisenden, die sich verirrt, und in gänzlicher Erschöpfung oder gar von Räubern geplündert und an Palmstämme gebunden waren angetroffen worden.

Um von der Hitze weniger zu leiden, machten sie sich schon um zwei Uhr Morgens auf den Weg, in der Hoffnung bis Mittag Calabozo, eine kleine, nicht unbedeutenden Handel treibende Stadt, zu erreichen. Das Aussehen des Landes blieb immer das nämliche. Es war nicht mondhell, aber eine Menge Nebelsterne, welche den südlichen Himmel zieren, erhellen den Horizont. Dics erhabene Bild des sich in unermesslicher Ausdehnung darstellenden Sterngewölbes, dieser kühle Seewind, der zur Nachtzeit über die Ebenen weht, die wellenförmige Bewegung der Gräser, überall, wo sie einige Höhe erreichen, alles erinnert hier an die Fläche des Oceans. Die Täuschung wird noch gröfser, wenn die Sonnenscheibe sich am Horizonte zeigt, ihr Bild sich durch die Wirkung der Strahlenbrechung wiederholt, und sie, ihre platte Gestalt bald ablegend, schnell und gerade zum Zenith ansteigt.

Die Zeit des Sonnenuntergangs ist auch in der Ebene die kühlste des Tages, sie macht aber keinen grofsen Eindruck auf die Organe. Der Wärmemes-

ser sank nicht unter  $27^{\circ}, 5$ . Die gleichförmige Ebene nimmt des Tages über so viele Strahlen in sich auf, daß die Erde und die Luft bis Sonnenaufgang nicht Zeit genug haben, sich bedeutend abzukühlen. In Calabozo ist die Jahrestemperatur im Durchschnitte  $30^{\circ}, 6$ , eine ungeheure Wärme in den Tropenländern, wo das ganze Jahr hindurch Tag und Nacht beinahe gleich sind.

So wie die Sonne in's Zenith steigt, und die Erde mit übereinander liegenden Luftschichten ungleiche Temperatur annimmt, so stellt sich auch die wunderbare Erscheinung der Luftspiegelung (Mirage) in ihren verschiedenen Abwechslungen dar. Diese Erscheinung wird unter allen Himmelstrichen allgemein angetroffen. Unsere Reisenden hielten still, um die Breite des lichtartigen Zwischenraums, vom Horizonte bis zu dem schwebenden Gegenstande, mit Genauigkeit zu messen. Das Schweben in der Luft war nie mit dem verkehrten Bilde verbunden. Die kleinen Luftströmungen, welche über den Boden hinfahren, besaßen eine so abwechselnde Temperatur, daß unter einer Herde wilder Ochsen, die einen Thiere mit den Füßen in der Luft zu schweben schienen, während die andern mit den ihrigen auf dem Boden ruhten. Der luftige Zwischenraum betrug, je nach der Entfernung des Thieres, drei bis vier Minuten. Da, wo Gebüsche der Morizpalme in langen Reihen beisammen standen, stellten sich die Endstücke dieser grünen Reihen auf gleiche Weise schwebend dar, wie die Vorgebirge, welche

in Cumana der Gegenstand ihrer Beobachtungen gewesen waren. Ein verständiger Mann versicherte, zwischen Calabozo und Urutucu das verkehrte Bild eines Thieres, ohne daß ein aufrechtes daneben war, gesehen zu haben. *Niebuhr* hat in Arabien das Gleiche beobachtet, auch glaubten unsere Reisenden zu verschiedenen Malen, Hügel und Thürme am Horizonte zu sehen, die abwechselnd erschienen und wieder verschwanden. Es waren vielleicht Hügel oder kleine, über dem Horizonte des Auges nur wenig hervorragende Erhöhungen. Große, von Pflanzen entblößte Ebenen stellen sich oft durch Luftspiegelung, wie eine bewegte Oberfläche eines Sees dar, und diese Erscheinung, welche schon frühe von den Orientalen beobachtet wurde, erhielt von denselben in der Sanskritsprache den Namen: Durst der Antilope.

Bei den Dichtern der Perser, Araber und Indier kommen häufige Anspielungen auf diese zauberhaften Wirkungen der irdischen Strahlenbrechung vor, die den Griechen und Römern kaum bekannt war. Des Reichthums ihres Bodens und der milden Temperatur ihres Klima froh, konnte die Poesie der Wüste nur geringen Reiz für sie haben. Diese ward in Asien erzeugt. Die Dichter haben sie aus der Natur des von ihnen bewohnten Landes geschöpft, und der Anblick dieser ausgedehnten Einöden, die sich, wie Meereengen und Buchten, zwischen die von der Natur mit reicher Fruchtbarkeit ausgestatteten Landschaften einlegen, war es, der sie begeisterte.

Die unermessliche Ebene fing sich mit Aufgang der Sonne zu beleben an. Das Vieh, welches sich die Nacht über längs der sumpfigen Stellen oder unter den Murichi- und Rhopala-Gebüschcn gelagert hatte, sammelte sich jetzt heerdenweise, und diese Einöden bevölkerten sich jetzt mit Pferden, Maulthieren und Ochsen, welche als freie Thiere, ohne feste Wohnstätten, die Pflege und den Schutz der Menschen verachtend, hier ihren Aufenthalt haben. Die Ochsen sind eben so, wie die auf den Hochebenen von Quito, spauischer Abkunft, besitzen aber in diesem heißen Erdstriche einen mildern Charakter. Bei den Ausflügen auf den Cordillern der Anden, wo das Klima stürmischer, die Landschaft ein wilderes Aussehen hat und die Nahrung sparsamer ist, wurden die Reisenden öfter von dem Hornviehe verfolgt. Hier hatten sie ein Gleiches nicht zu besorgen. Unfern von Calabozo sahen sie sogar Rehheerden, welche friedlich unter den übrigen Heerden weideten. Man nennt dieselben hier Matacani, ihr Fleisch ist sehr gut, sie sind etwas gröfser als unsere Rehe, und gleichen den Damhirschen mit sehr glattem, braunfarbem und weifsgetupftem Hauthaar. Ihre Geweihe schienen einfache Sprossen zu seyn und unter Heerden von 30 bis 40 Stück wurden mehrere völlig weisse bemerkt. Es gibt in diesen heißen Erdstrichen in Paraguay sogar auch unter den Jaguar's, weisse Spielarten, deren Fell so weifs ist, dafs die Flecken oder Risse nur beim Widerscheine der Sonne sichtbar werden. Die Mata-

cani sind in diesen Llannos so häufig, daß mit ihren Häuten beträchtlicher Handel getrieben werden könnte. Ein geübter Jäger kann bis zwanzig in einem Tage erlegen, allein die Trägheit der Menschen ist hier so groß, daß sie sich nicht ein Mal die Mühe nehmen, ihnen die Haut abzuziehen. Dasselbe ist auch der Fall mit den Häuten der Jaguare oder amerikanischen Tiger, deren Haut nur einen Piaster gilt, während sie in Cadix mit vier bis fünf bezahlt wird.

---

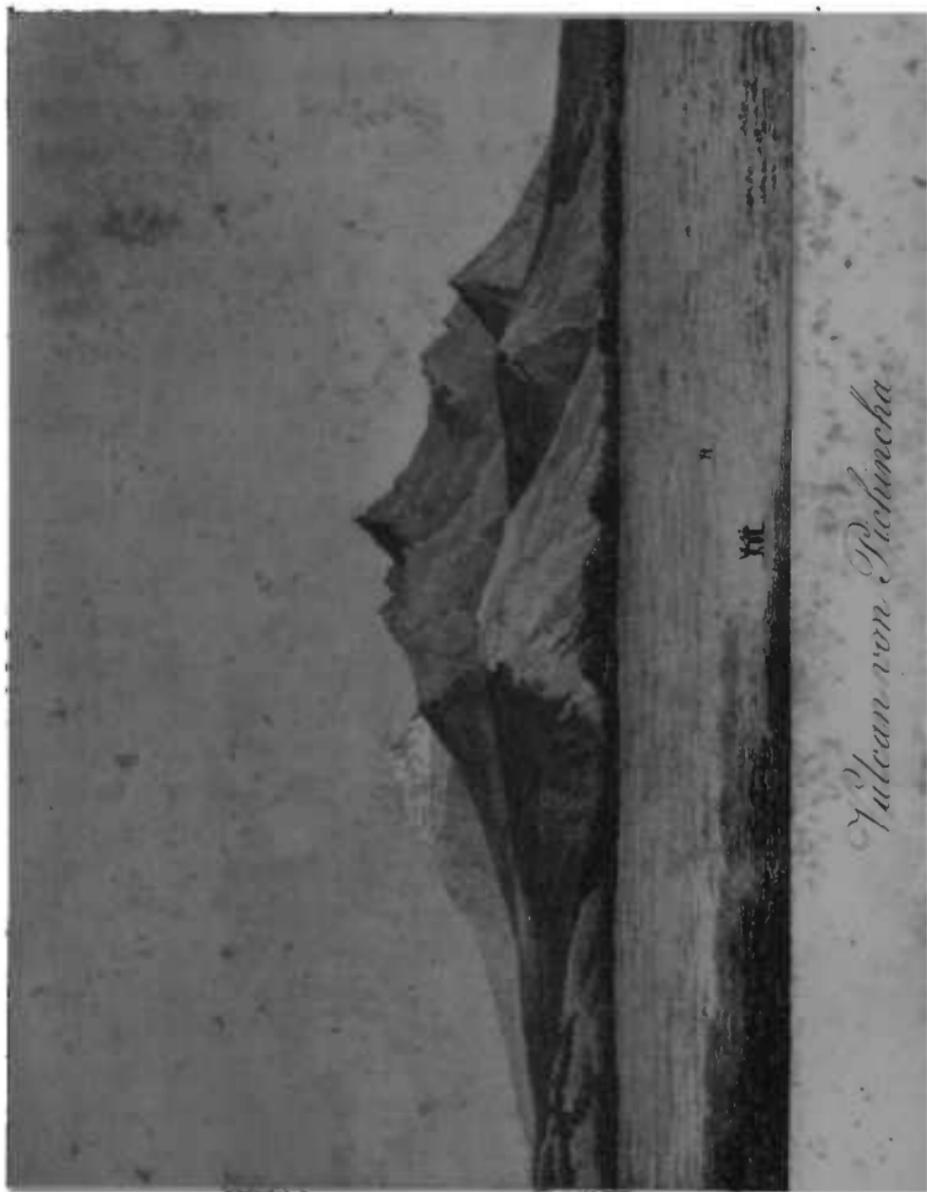
### Drittes Kapitel.

Reise nach Calabozo. — Grasarten.

Die Steppen, welche unsere Freunde durchwanderten, waren mit allerlei Gräsern und andern Pflanzen bewachsen. Sie sahen hier die Killingien, Cenchrum, Paspalum u. s. w. Diese Grasarten waren hier nicht über 9 Zoll hoch. In der Gegend des Apureflusses und der Portuguesa aber werden sie bei vier Fuß hoch, so daß der Jaguar sich bequem darin verbergen kann, um desto bequemer seine Manövers gegen die Maulthiere u. s. w. auszuführen. Den Gräsern sind Malvengewächse beigemischt und kleine Mimosen mit reizenden Blättern. Dieselbe Rasse des Hornviehs, welche in Spanien mit Klce und Esparsette gemästet wird, findet in diesen krautartigen Sensitiven eine herrliche Nahrung. Diejenigen Weiden, auf welchen diese Sinnpflanzen in Menge







XVI

11

*Vulcan von Pichincha*



wachsen, werden zu höhern Preisen verkauft. In den östlich gelegenen Llannos von Cari und Barcelona gegen die Cypura und Graniolaria, deren schöne weisse Blume 6 bis 8 Zoll Länge hat, einzeln aus den Gräsern hervor. Die Viehweiden an den Flüssen und in der Nähe von Palmengruppen sind am ergiebigsten. Dies rührt nicht vom Schatten der Palmen her, sondern diese haben mit den Gräsern gleiche Ursachen, nämlich grössere Feuchtigkeit des Bodens und die Nähe der Quellen an der Oberfläche. Die Palme der Llannos oder die Palma de Cubija gibt keinen Schatten. Sie besitzt nur wenige bandförmige Blätter, die denen der Chamerops gleichen. Auffallend ist die ziemlich gleiche Höhe aller dieser Stämme. Sie betrug 20 bis 24 Fufs und der Stamm war nahe am Boden 8 bis 10 Zoll dick. Sie kamen in so ungeheurer Menge vor, wie wenig Palmen. Unter tausenden von Stämmen, die mit olivenfarbigen Früchten beladen waren, fanden sich etwa hundert, die keine Frucht trugen. Die Llanneros sind der Meinung, diese Stämme seyen alle mehrere Jahrhunderte alt, ihr Wachsthum sey langsam und zwanzig bis dreissig Jahre würden kaum wahrgenommen. Diese Palme liefert treffliches Bauholz, welches so hart ist, dafs man kann einen Nagel in dasselbe einschlagen kann. Die fächerartigen Blätter werden zu Dächern gebraucht, die zwanzig Jahre dauern. Man befestigt die Blätter durch kleine Haken, welche durch Umbiegung des zwischen zwei Steinen mürbe gemachten Blattstiels entstehen.

Diese Palme kömmt einzeln und in großer Gesellschaft vor, wo sie dann mit der Chapparo, einer Art Rhopala, gemeinsam wächst. Die kleinen Rhopala-Wäldchen heißen Chapparalles, und werden, ihres Schattens wegen, in dieser baumlosen Ebene für ein köstliches Gewächs gehalten. Die Corypha-Palme dehnt sich in den Llannos von Caracas bis Guayaval aus, wird dann in der Gegend von San Carlos durch eine andere derselben Gattung mit größern Blättern ersetzt; südwärts jedoch von Guayaval sind andere Palmarten vorherrschend, unter denen die Piritu und Morizpalme sich auszeichnen. Die Murichi-Palme ist der von dem Pater *Gumilla* gepriesene Lebensbaum. Es ist dies der amerikanische Sagobaum, welcher victum et amictum, Mehl, Wein, Fasern, zur Verfertigung der Hängematten, Körbe, Netze und Kleider gibt. Er trägt tannenzapfenförmige und mit Schuppen bekleidete Früchte. Sie haben etwas vom Geschmacke der Äpfel, sind bei völliger Reife von innen gelb und von aussen roth, und werden von den Araguata-Affen, die sehr lüstern darnach sind, verspeist. Die Guaranie, deren ganze Existenz beinahe an das Daseyn der *Mauritia* geknüpft ist, bereiten sich daraus ein säuerliches sehr kühlendes Getränk. Auch zur Zeit der größten Trockenheit behält dieser Baum das schöne Grün seiner glänzenden und fächerförmig gefalteten Blätter. Schon sein frisches Aussehen ist ein erquickender Anblick, und die mit Früchten beladene *Mauritia* sticht angenehm gegen die traurige

Gestalt der Palma de Cobija ab, deren Blätter immer grau und mit Staub bedeckt sind. Die Llaneros, sagt Herr von *Humboldt*, glauben, die Mauritia ziehe aus der Luft die Feuchtigkeit an sich, und darum finde man allezeit Wasser um sie her, wenn man in einiger Tiefe darnach gräbt. Es ist dieses eine unter rohen Menschen sehr gewöhnliche Verwechslung der Ursachen mit der Wirkung. So versicherte ein Indianer von Javita, sie würden vergebens an Orten, wo kein Sumpfland ist, große Wasserschlangen suchen, denn es sammle sich da kein Wasser, wo man die Schlangen, welche solches anziehen, unvorsichtiger Weise ausrotte.

Die Hitze fiel nun sehr beschwerlich. So oft der Wind zu wehen anfang, wurde die Temperatur bedeutend erhöht. Die Luft wurde durch solche Luftstöße mit Staub erfüllt, und der Thermometer stieg alsdann auf  $40^{\circ}$  und  $41^{\circ}$  an. Sie kamen nur langsam vorwärts, weil sie die mit Instrumenten beladenen Maultbiere nicht verlassen konnten. Die Wegweiser riethen ihnen nun, ihre Hüte mit Blättern der Rhopalla auszufüllen, um die Wärme der Sonnenstrahlen zu mildern; und wirklich empfanden sie dadurch Linderung, noch mehr aber, wenn sie solche von Pothosgewächsen haben konnten. Man kann diese Ebenen nicht durchwandern, ohne sich zu fragen, ob denn diese Steppen immer in diesem Zustande gewesen seyen? Die Landescingebornen behaupten, die Palmares und Chaparales seyen zur Zeit der Ankunft der Spanier viel zahlreicher gewesen, seit

aber die Llannos mit Vieh besetzt sind, und die Steppen zu Weiden benutzt werden, würden die Savanen öfter zur Verbesserung der Weiden angezündet, wo alsdann auch die Stämme der Bäume zu Grunde gingen. So kahl, wie sie jetzt sind, waren die Ebenen vor 400 Jahren nun wohl nicht, allein die Eroberer beschrieben sie doch schon als Ebenen, wo man nichts als Himmel und Gras erblicke, und die der rückstrahlenden Sonne wegen schwer zu durchwandern seyen. Warum haben sich aber die Wälder des Orinoko nicht auch über diese Ebenen ausgedehnt? Diese Frage ist wohl schwer zu beantworten, und will man sich geologischen Träumereien überlassen, so würde man viele Hypothesen von einbrechenden Gewässern und dergl. ersinnen; sie sind aber allezeit gewagt und geben doch keine Gewissheit.

Endlich kamen sie mit Schweiß und Staub bedeckt in Calabozo an. Sie kehrten im Hause des Verwalters der Real Hacienda, *Don Miguel Consin*, ein, und wurden mit der gefälligsten Gastfreundschaft empfangen. Diese Stadt zählte damals nur 5000 Einwohner. es verkündigte aber alles zunehmenden Wohlstand. Der Reichthum des Calabozaners muß mit Bildern der heiligen Schrift ausgedrückt werden. Er besteht, wie der der Patriarchen, in Rindern, Mauleseln und Pferden, und wird mit der Zeit vielleicht auch in Kameelen bestehen. Die Heerden werden von Pächtern versehen, welche *Hateros* heißen, vom Worte *Hato*, welches im Spa-

rîschen ein auf der Viehweide einzeln stehendes Haus oder Meicrci bedeutet. Da sich die in Llannos zerstreuten Häuser um die Städte herum anhäufen, so befinden sich bereits um Calabozo her fünf Dörfer oder Missionen. Man berechnet das zunächst auf den umliegenden Weiden befindliche Vieh auf 95,000 Stück. Man kann sich nur schwer eine Vorstellung von den Viehheerden machen, welche auf diesen Llannos ihren Aufenthalt haben. Man zählte damals von den Mündungen des Orinoko bis zum See Maracaibo 1,200,000 Ochsen, 3,000,000 Pferde und 90,000 Maulthiere. Man berechnet den Ertrag der Heerden auf 5,000,000 Franken. In den Pampas von Buenos Ayres halten sich, wie man annimmt, 12,000,000 Kühe und 3,000,000 Pferde auf, ungeachtet des Viehes, welches für herrenlos gehalten wird.

Die Eigenthümer der Meiereien kennen ihren Viehstand keineswegs, sie kennen nur die Anzahl des jungen Viehes, welches alljährlich gezeichnet wird, aber die reichsten Eigenthümer zeichnen jährlich bis 14,000 Stück, von denen wieder fünf bis sechstausend Stück verkauft werden. Ämtlichen Berichten zufolge wurden jährlich nach den Antillen-Eilanden allein 174,000 Ochsen und 11,500 Ziegenhäute ausgeführt. Bedenkt man, daß durch den Schleichhandel auch viel ausgeht, so muß man die Berechnung des Hornviehs zu 1,200,000 viel zu gering finden. Im Hafen von Guayra wurden von 1789 bis 1792 jährlich 70,000 bis 80,000 Häute ausgeführt,

und zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts betrug die Ausfuhr von Buenos - Ayres 800,000 Häute. Die Caracas - Häute werden in Spanien denen von Buenos - Ayres vorgezogen. Die Maulthiere, welche fünf Jahre alt sind, werden hier schon zu 15 bis 18 Pia-ster bezahlt und kosten dann auf den Antillen auch 60 bis 80. Die Pferde der Llannos stammen von der schönen spanischen Rasse ab, und sind von kleiner Statur, entwickeln jedoch unter der Hand der Menschen gute Eigenschaften. Schafe gibt es keine, und Herr von *Humboldt* traf solche nur in Quito an.

Wenn man von Millionen des Hornviehs hört, und eben so von Millionen Pferden, die in den amerikanischen Ebenen leben, so denkt man gewöhnlich nicht daran, daß Europa verhältnißmäßig noch weit größere Schaaren ernährt. Frankreich, z. B., welches doch, wie wir oben sahen, nur einen kleinen Theil der Steppen von Venezuela ausmacht, nährt doch sechs Millionen Stück großes Hornvieh, unter denen drei Millionen fünfmalhunderttausend Zugochsen. In der Österreichischen Monarchie werden die Zahl der Ochsen, Kühe und Kälber auf 13,400,000 berechnet. Paris allein braucht jährlich 155,000 Stück Hornvieh, und Deutschland bezieht jährlich 150,000 ungarische Ochsen. Die Hausthiere werden bei civilisirten Völkern als ein untergeordneter Theil des Vermögens betrachtet, und regen die Phantasie nicht so auf, als die großen umherschweifenden Heerden der Pampas und Llannos. Civilisation ist jedoch

der Vermehrung der Menschen wie der Thiere unendlich günstiger.

Zu Calabozo wurden unsere Reisenden sehr angenehm überrascht, indem sie daselbst eine Elektrirmaschine mit großen Scheiben, Elektrophore, Batterien, Elektrometer, und überhaupt einen Apparat vorfanden, wie ihn nur ein Naturforscher in Europa besitzen kann. Wie waren diese Werkzeuge hieher gekommen? Nun werden meine jungen Leser denken: alberne Frage! aus Europa. Weit gefehlt, sie waren in Calabozo verfertigt, und das Werk eines Menschen, der nie ein solches Instrument gesehen hatte, Niemand darüber zu Rathe ziehen konnte, und dem die Erscheinungen der Elektricität nur durch das Lesen der Schrift von *Sigaud de la Fond* und aus *Franklin's* Denkschriften bekannt waren. Herr *Carlos de Pozo*, so hieß er, der achtungswerthe Mann, der mitten in diesen wahren Wildnissen in Hinsicht auf Civilisation seine Talente so vortrefflich anwendete. Er hatte Anfangs cylindrische Maschinen verfertigt, wozu er große Glocken aus Glas machen ließ, denen er die Hälse abschnitt. Erst seit etlichen Jahren war es ihm gelungen, sich über *Philadelphia* zwei Glasscheiben zu verschaffen, mit denen er Maschinen verfertigen und anschnliche elektrische Wirkungen hervorbringen konnte. Man kann sich die Schwierigkeiten denken, welche Herr *Pozo* zu überwinden hatte; aber Muth und Entschluß siegten, daß es ihm gelang, durch eigne Anstrengung sich alles zu verschaffen, was er in

Büchern beschrieben fand. Bis jetzt hatte er nur die Bewunderungen der Llanneros genossen; der Aufenthalt so gebildeter und mit diesen Beschäftigungen so vertrauter Männer, als unsere Reisenden waren, verschaffte ihm ein eben so neues als reines Vergnügen. Er sah nun Instrumente, die nicht er verfertigt hatte, und die doch nach den seinigen gemacht schienen. Herr von *Humboldt* und *Bonpland* zeigten ihm nun auch die Wirkung, welche die Berührung ungleicher Metalle auf die Nerven der Frösche hervorbringt. Diese Erscheinungen waren ihm neu, denn *Volta's* und *Galvani's* Namen waren noch nicht in diese Wüste gedrungen. Nach diesen elektrischen Apparaten, durch den Kunstfleiß eines Bewohners der Llannos verfertigt, regte nichts so sehr die Theilnahme unserer Reisenden auf, als die Gymnoten, welche lebendige Elektrisirmaschinen sind.

Seit langen Jahren hatte Herr von *Humboldt* sich mit elektrischen Erscheinungen beschäftigt, selbst galvanische Säulen verfertigt; er liefs es sich daher recht angelegen seyn, sobald er nach Cumana kam, sich elektrische Aale zu verschaffen, aber vergebens. Das Gold hat für die phlegmatischen Bewohner dieser Gegenden keinen Reiz und nichts kann ihr Interesse erwecken.

## Viertes Kapitel.

Die Gymnoten oder elektrischen Aale.

Auf dieses Kapitel müssen wir unsere jungen Leser ersuchen, eine besondere Aufmerksamkeit zu wenden; denn es handelt von einem der interessantesten Gegenstände der Naturgeschichte, nämlich von den wunderbaren Fischen, welche man unter dem Namen elektrischer Aale kennt. Herr von *Humboldt* hat uns über diesen Gegenstand den ersten lichtvollen Aufschluss gegeben, dessen ungeachtet ist man darüber noch nicht im Reinen.

Die Spanier bezeichnen mit dem Namen Tremblador (Zittermacher) alle elektrischen Fische. Es finden sich dorer im Antillen-Meere und an der Küste von Cumana. Die Guayquerier, als die glücklichsten und geübtesten Fischer in Cumana, brachten einen Fisch, von dem sie behaupteten, daß er ihnen die Hände betäube. Dieser Fisch steigt den Manzanares hinauf und bildet eine neue Art Rochen, an welcher die Seitenflecken nur wenig sichtbar sind, und der dem galvanischen Krampffische ziemlich ähnlich ist. Die Zitterrochen mit ihrer durchsichtigen Haut lassen von außen das elektrische Organ sehen, mit dem sie versehen sind. Sie bilden eine von den sogenannten Rochen ganz verschiedene Gattungs-Abtheilung. Der Krampffisch von Cumana war äußerst lebhaft, und in seinen Muskelregungen sehr kräftig, aber die elektrischen Erscheinungen, die sie von ihm spürten, waren äußerst schwach.

Sie wurden stärker, als das Thier durch Berührung mit Zink und Gold galvanisirt wurde. Wahre Gymnoten oder Zitteraale halten sich in Rio Colorado, im Guarapiche und in mehreren kleinen, durch die Missionen der Chaymas-Indianer fließenden Gewässern auf. Sie finden sich zwar auch in den großen amerikanischen Flüssen, dem Orinoko, dem Amazonenstrom und Mta; allein die starke Strömung und das tiefe Wasser machen es den Indianern unmöglich, sie zu fangen. Sie erhalten auch öfter von ihnen beim Baden Schläge, ohne daß sie dieselben zu Gesichte bekommen, was an die unsichtbaren Schläge der Zaubermährchen erinnert. In den Llanos, und sonderlich in der Gegend von Calabozo, zwischen den Meiereien von Morichal und den Missionen de Ariba und de Abaxo, sind die Sumpfwasser und Gewässer, welche sich in den Orinoko ergießen, mit Gymnoten angefüllt. Sie wünschten Anfangs in ihrer Wohnung zu Calabozo Versuche mit diesen Aalen anzustellen, aber das Volk fürchtet die elektrischen Schläge der Zitteraale so sehr, daß drei Tage lang keine zu erhalten waren, obgleich ihr Fang leicht ist und sie für einen starken Fisch drei Piaster verheißsen hatten. Diese Scheu ist um so auffallender, als sie mit vieler Zuversicht behaupten; daß man nur Tabak kauen dürfe, um diese Fische, ohne Erschütterungen zu erhalten, angreifen zu können. Sie wenden jedoch dieses Mittel selbst nicht an, vermuthlich von dessen Unwirksamkeit überzeugt.

Endlich waren sie des Wartens müde, und weil ein matter Fisch, den man ihnen brachte, nur unsichere Ergebnisse darbot, so verfügten sie sich nach Canno de Bura, um daselbst im Freien und am Ufer selbst Versuche anzustellen. Am 19. März früh Morgens begaben sie sich in das kleine Dorf Rastro de Abaxo, von da führten sie die Indianer zu einem fließenden Wasser. das in der trocknen Jahrzeit einen von schönen Bäumen, Clusien, Amyris und wohlriechenden Mimosen eingefassten Behälter schlammigen Wassers bildet. Es hält sehr schwer, Zitteraale mit Netzen zu fangen, wegen der außerordentlichen Behendigkeit dieser Thiere, die sich gleich Schlangen in den Schlamm vergraben. Des Barbascos, das ist eines aus mehreren Pflanzen, z. B. der Jaquinea armillaris und dergl. bereiteten Mittels, welches in's Wasser geworfen, die Thiere betäubt, wollte man sich nicht bedienen, da dadurch die Kraft der Aale geschwächt worden wäre. Die Indianer sagten daher, sie wollten: *embarbascar con cavallos*, die Fische durch Pferde einschläfern. Das war eine Art Fischfang, von dem sich unsere Freunde nur sehr schwer einen Begriff machen konnten, weil solche Fischer bei uns nicht üblich sind.

Bald darauf kamen die Führer aus der Savane zurück, wo sie einen Haufen ungezähmter Pferde und Maultiere zusammengerafft hatten und vor sich her trieben. Die europäischen Herren harrten nun mit größter Spannung der Dinge die da kommen sollten. Ungefähr dreißig dieser Fischer wurden

nun in den Sumpf getrieben, wo sie natürlich einen entsetzlichen Lärm machten. Die Sumpfbewohner, nämlich die Gymnoten, nahmen solche Ungezogenheiten in ihrer Behausung, wie natürlich, sehr übel, sie kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um die ungezogenen Gäste fortzujagen, und nun begann das seltsame Gefecht zwischen Fischen und Pferden. Die großen, wie Wasserschlangen aussehenden grünen und gelben Aale, schwammen auf die Oberfläche und drangen unter den Bauch der Pferde und Maulthiere. Ein Kampf zwischen Thieren so verschiedener Art gewährt ein höchst seltsames und malerisches Schauspiel. Die Indianer mit dicken Bambusstäben und Harpunen versehen, umzingeln den Sumpf, einige von ihnen steigen auf die Bäume, deren Äste sich wagerecht über die Wasserfläche ausdehnen. Die Aale lassen nun ihr grobes Geschütz an den Bäuchen der Thiere spielen, und ertheilen ihnen gewaltige Schläge, indem sie ihre Batterien wiederholt entleeren. Die Pferde und Maulthiere schlagen aus, wiehern und suchen sich durch die Flucht zu retten. Die Indianer treiben sie mit wildem Geschrei und Schlägen in die Schlacht zurück, wo es scheint, als ob die Wasserkanoniere auch hier den Sieg behalten sollten gegen das edle Thier des Festlandes. Viele Pferde erliegen unter der Stärke der unsichtbaren Schläge, die sie von allen Seiten her an den empfindlichsten Organen des Lebens erleiden. Sie verschwinden, betäubt durch die Menge und Stärke der Schläge, unter dem Wasser. Mit ge-

sträubten Mähnen schnaubend, mit wilder Angst im funkelnden Auge, stehen andere wieder auf, und suchen dem tobenden Ungewitter zu entfliehen; aber die Indianer treiben sie in's Wasser zurück. Nur einzelnen gelingt es, sich der Wachsamkeit der Fischer zu entziehen, diese retten sich an's Ufer, straucheln bei jedem Schritte, und dehnen endlich, ermattet und erschöpft von den gewaltigen Schlägen, ihre Glieder auf die Savanen hin.

In weniger als fünf Minuten waren zwei Pferde in dem Sumpfe ertrunken. Der fünf Fuhs lange Zitteraal drängt sich verschlagen unter den Bauch des Thieres, und bringt ihm eine Entladung in der ganzen Länge seines Organs bei, welche zugleich das Herz, die Eingeweide und alle Nerven des Unterleibes trifft. Es ist **beyweilich**, daß die Wirkung, welche das Pferd davon erleidet, ungleich weit **heftiger** seyn muß, als die, welche der Schlag des Fisches im Menschen verursacht, der ihn nur an den äußersten Gliedern und den weniger empfindlichen Theilen des Körpers empfängt. Die Pferde, welche untergehen, sind wahrscheinlich nicht todt, sondern nur **betäubt**. Sie ersaufen, weil ihnen der fort-dauernde Kampf der übrigen Pferde mit den Gymnoten das Aufstehen unmöglich macht.

Die Zuschauer bei diesem, europäischen Augen ganz neuem Schauspiele zweifelten gar nicht, daß der Fischfang mit dem auf einander folgenden Tode aller Pferde und Maulthiere endigen würde. Nach und nach läßt aber die Wuth des ungleichen Kam-

pfes nach, und die ermüdeten Gymnoten zerstreuen sich. Die Gymnoten bedürfen erst wieder einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um das wieder zu ersetzen, was ihnen an galvanischer Kraft entgangen ist. Die Pferde fingen sich daher von ihrem Schrecken zu erholen an, ihre Mähne sträubte sich nicht mehr, ihr Auge funkelte nicht länger angstvoll. Furchtsam näherten sich die Gymnoten dem Ufer, wo sie mit kleinen, an langen Stricken befestigten Harpunen gefangen wurden. Sind die Stricke völlig trocken, so empfinden die Indianer, während sie die Stricke emporheben, keine Erschütterung. In wenig Minuten waren nun fünf Aale vorhanden, die alle nur leicht verwundet waren, und auf gleiche Weise wurden am Abende noch mehrere gefangen. Sie werden dann mit dürrer, nicht leitenden Holze auf die Steppe gezogen.

Dieses ist nun der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist, was durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen austreibt, was die Himmelskette donnernd entflammt, das Eisen an Eisen bindet und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt: alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrahls, fließt aus einer Quelle, alles schmilzt in eine ewige, allverbreitete Kraft zusammen.

Die Temperatur des Wassers, worin sich die Gymnoten gewöhnlich aufhalten, beträgt 26° bis 27°,

und man behauptet, daß ihre elektrische Kraft im kältern Wasser abnehme. Übrigens ist es sehr merkwürdig, daß alle Thiere, welche mit sichtbaren elektrischen Werkzeugen versehen sind, im Wasser leben, welches doch die Elektrizität leitet. Man hat bisher nur sieben Fische entdeckt, von denen man mit Zuverlässigkeit behaupten kann, mit elektrischen Organen versehen zu seyn, sie gehören den zwei Gattungen der Torpedo und der Gymnoten an. Der Zitteraal ist unter den elektrischen Fischen der größte, und Herr von *Humboldt* hat deren gemessen, die fünf Fuß, bis fünf Fuß drei Zoll lang waren. Die Indianer versichern, deren noch größere gesehen zu haben. Einen drei Fuß und zehn Zoll langen Fisch fand man zwölf Pfund schwer. Der Querdurchschnitt des Körpers betrug drei Zoll fünf Linien. Die Gymnoten, welche gefangen wurden, hatten eine schöne olivengrüne Farbe. Der Untertheil des Kopfes ist gelb und roth gefleckt. Zwei Reihen gelber Flecke laufen symmetrisch vom Kopfe bis an's Schwanzende längs dem Rücken hinab. In jedem dieser Flecken öffnet sich ein Ausleitungsgang, auch ist die Haut des Thieres beständig mit einem Schleime überzogen, der die Elektrizität 20 bis 30 Mal besser leitet, als reines Wasser. Von allen bisher bemerkten elektrischen Fischen hatte kein einziger eine Schuppendecke. Der Zitteraal kommt, wie unser Aal, gern auf die Oberfläche des Wassers, um Luft einzuathmen. Sie sterben jedoch, wenn sie, gleich unsern Aalen, sich auf das

Trockene wagen. Die Schwimmblase war bei einem drei Fuß und zehn Zoll langen Fische zwei Fuß und fünf Zoll lang. Sie ist von der äußern Haut durch eine Fettmasse gesondert, und ruht auf den elektrischen Organen, die über zwei Drittheile des Fisches anfüllen. Die Blutgefäße sind im Verhältnisse zu seinem Muskelsysteme groß, ausgedehnt und zahlreich; es scheint, daß die Verrichtungen des Gehirns, der Muskeln und des elektrischen Organs, gleichmäßig des Zuflusses und Mitwirkung des Blutes bedürfen.

Es wäre sehr unvorsichtig, sich dem Schlage eines gesunden, ungeschwächten und nicht verwundeten Gymnoten von bedeutender Größe auszusetzen. Erhält man zufälliger Weise einen Schlag, ohne daß der Fisch verwundet oder ermattet ist, so sind Schmerz und Betäubung so heftig, daß sich für diese Empfindung gar keine Ausdrücke finden. Ich erinnere mich nicht, sagt Herr von *Humboldt*, jemals aus einer größern Leydner Flasche eine so furchtbare Erschütterung erlitten zu haben, als die war. da ich unvorsichtiger Weise einst beide Füße über einen Gymnoten legte, der eben erst aus dem Wasser gezogen war. Ich fühlte den ganzen Tag durch in den Knien und fast in allen Gelenken den empfindlichsten Schmerz. Um sich von dem bedeutenden Unterschiede zu überzeugen, der zwischen der durch die elektrische Säule und die elektrischen Fische verursachten Empfindung obwaltet, müssen diejenigen berührt werden, die schon sehr

ermattet und geschwächt sind. Die Gymnoten und Zitterrochen verursachen alsdann einen Schauer (*tressaillement*, *subsultus tendinum*), der sich von der auf die elektrischen Organe gestützten Stelle bis zum Elbogen fortpflanzt. Man glaubt bei jedem Schläge eine innere Schwingung zu verspüren, die zwei bis drei Sekunden dauert, und worauf eine schmerzhafteste Betäubung folgt. Auch nennen ihn die Tamanaken-Indianer, in ihrer bedeutsamen Sprache: *tremblador arimna*, d. i. den Lähmenden. Die Verschiedenheit der Gymnoten-Schläge von denen der Leydner-Flasche ist sehr auffallend für alle Beobachter. Es wird jedoch dadurch kein Zweifel begründet, daß beide Wirkungen nicht Resultate einer und derselben Kraft seyen. Die Elektrizität ist die nämliche, ihre Wirkungen sind nur verschiedentlich modificirt; durch Einrichtung der elektrischen Apparate, durch die Stärke der Flüssigkeit, durch die Schnelligkeit ihrer Strömung, durch ihre eigentliche Wirksamkeit.

Im holländischen Guiana wurden Gymnoten vormals zur Heilung der Lähmungen gebraucht. Diese elektrischen Kuren finden sich bei den amerikanischen Wilden, wie bei den alten Griechen. Mehrere alte Schriftsteller, unter ihnen *Galenus*, melden: daß der Zitterroche Kopfschmerzen, *Migrainæ* und die Gicht heile. In den spanischen Besitzungen hat Herr von *Humboldt* nichts von solchen Heilungen gehört, hingegen versichert er nebst Herrn *Bonpland*: nach vierstündigem mit elektrischen Aa-

len angestellten Versuchen, noch am folgenden Tage eine Schwäche in den Muskeln wahrgenommen zu haben, nebst einem Schmerze in den Gelenken und ein allgemeines Übelseyn, welches die unzweifelhaften Folgen der zu heftigen Reizung des Nervensystems waren.

Die Gymnoten sind nicht als lebendige Batterien zu betrachten, die man nach Willkür entladen kann durch jede Berührung. Die elektrische Wirksamkeit des Fisches hängt ganz allein von seiner Willkür ab, indem er dieselbe entladen oder zurückhalten kann. Isolirt oder nicht isolirt versucht man oft vergebens den Fisch zu berühren, und man verspürt keine Erschütterung. Wenn Herr *Bonpland* ihn am Kopfe oder mitten am Leibe faßte, während Herr von *Humboldt* ihn beim Schwanze hielt, und sie gleich auf feuchtem Boden stehend einander die Hände gaben, erhielt der eine Schläge, die der andere nicht fühlte. Es hängt von dem Gymnoten ab, nach dem Punkte hinzuwirken, wo er sich am meisten gereizt glaubt. Die Entladung geschieht dann durch diesen einzigen Punkt und nicht durch den zunächst liegenden. Wenn zwei Personen, welche mit dem Finger den Bauch des Fisches einen Zoll weit von einander und gleichzeitig berühren, ist es bald die eine, bald die andere, welche den Schlag empfängt. Wenn hinwieder eine isolirte Person den Schwanz eines starken Gymnoten faßt, während eine andere ihn an den Kiemen oder den Brustfloßfedern kneipt, so verspürt öfters nur jene erste die Erschütterung.

Der Fisch scheint oft seine Schläge bald durch die Gesamtoberfläche seines Körpers, bald durch einen einzelnen Theil desselben zu leiten. Man hat an einem nach Stockholm gebrachten Gymnoten bemerkt, daß er auch durch Wasserschichten in einiger Entfernung seine Schläge austheilen konnte, denn nachdem er lange gehungert hatte, tödtete er kleine Fische aus der Entfernung. Herr von *Humboldt* konnte dieses nicht wahrnehmen, was jedoch von dem Umstande abzuhängen schien, daß die Gymnoten erschöpft und an den Anblick der Menschen nicht gewohnt waren. Sind sie an ihr Gefängniß gewöhnt, so nehmen sie auch ihre alten Gewohnheiten wieder an. In Calabozo ward ihnen ein ganz gesunder, ungeschwächter in einem Netze gefangener Gymnote gebracht. Er fraß Fleisch, und man setzte Frösche und kleine Schildkröten in den Zuber, die auch, unbekannt mit den Eigenschaften ihres Schwimmgossen, sich ganz treulich auf seinen Rücken setzten. Allein bald empfanden sie zu ihrem nicht geringen Schrecken die heftigsten Stöße und machten sich über Hals und Kopf aus dem Zuber davon. Als man sie nochmals in seine Nähe brachte, entsetzten sie sich beim bloßen Anblicke. Sie empfanden jedoch seine Schläge nur nach unmittelbarer Berührung. Wenn man Metall- oder Fingerspitzen auf eine halbe Linie nahe brachte, so spürte man keine Erschütterung. Vielleicht nahm das Thier die Nähe des fremden Körpers nicht wahr, oder wurde im Anfange der Gefangenschaft von Furcht

abgehalten, kräftige Schläge auszutheilen, die nicht eher erfolgen, als bis er sich durch unmittelbare Berührung stark gereizt fühlt. Die Stärke der Schläge ist die nämliche, an welchem Theile des Körpers der Fisch auch berührt werden mag; inzwischen erfolgen sie am ehesten, wenn die Brustfloße, das elektrische Organ, die Lippen, die Augen oder die Kiemen gekneipt werden. Zuweilen sträubt sich das Thier heftig gegen den, der es am Schwanzende hält, ohne die mindesten Erschütterungen zu ertheilen. Die Elektrizität des Fisches wird durch dieselben Mittel geleitet oder unterbrochen, welche diejenige der Leydner-Flaschen leiten oder unterbrechen. Bei den verwundeten Gymnoten empfanden sie allezeit stärkere Erschütterung, wenn sie dieselben mit Metallen bewaffneten Händen, z. B. mit Zink- oder Silberstäbchen, als mit bloßen Händen berührten. Zwei Personen, die mit dem Gymnoten eine Kette bilden, können ihn nicht allezeit zwingen sich zu entladen. Auch geschieht es oft, daß den Schlag nur die eine Person empfindet, wenn der Gymnote nämlich schon sehr erschöpft und schwach ist. Isolirt oder nicht isolirt, gilt hier ganz gleich. Niemand hat noch einen aus dem Fische selbst ausgehenden Funken bemerkt. Wenn man die Schläge durch mehrere Gymnoten durchleitet, so scheinen dieselben nichts davon zu empfinden. Es scheint, als ob sich die elektrische Materie durch den Schleim der Hautoberfläche leite. Auch auf den Elektrometer zeigen die Gymnoten keinen Ein-

stofs, man mochte sie denselben noch so nahe bringen. Dieselben Erscheinungen hat Herr von Humboldt in Italien auch an Zitterrochen beobachtet, wodurch alle am Gymnoten in Amerika gemachten Versuche bestätigt wurden.

Die elektrischen Fische wirken, sofern ihre Kraft ungeschwächt ist, mit gleicher Stärke im Wasser und in der Luft. Noch sind jedoch die Geheimnisse der elektrischen Wirkungen der Fische bei weitem nicht alle enthüllt, und es gehören viele Beobachtungen dazu, um alle Erscheinungen derselben hinlänglich zu erklären.

So lebhaft auch das Interesse der europäischen Naturforscher für die Gymnoten ist, so betrachtet sie der Amerikaner nur als eine Plage und setzt sie in die Reihe der Musquitos und Schlangen. Sie sind ein Gegenstand des Abscheu's, der Furcht und des Entsetzens. Ihre Muskeln geben zwar ein gutes Fleisch, aber der grösste Theil ihres Körpers ist vom elektrischen Organe ausgefüllt, und dies ist schwammig und von widrigem Geschmacke, auch wird es sorgfältig vom übrigen Fleische getrennt. Das Daseyn der Gymnoten in den Wässern der Llanos wird auch als Ursache des Fischmangels in denselben angesehen. Die Fische befinden sich neben diesen Nachbarn eben so, wie die armen Indier und Afrikaner neben den Europäern, die aus ihren elektrischen Organen Vierundzwanzigpfünder schleudern. Sie tödten viel mehr, als sie verzehren, und die Indianer versichern, dafs wenn in einem und

demselben Netze Gymnoten und junge Krokodille gefangen werden, man nie einen verwundeten Gymnoten findet, weil die Krokodille schon dazu unfähig gemacht werden, ehe sie noch den Rachen öffnen. Alle Wasserbewohner fürchten diese Europäer unter den Fischen. Eidechsen, Schildkröten und Frösche suchen Sümpfe auf, wo sie sich vor denselben eben so verkriechen, wie die Wilden vor den Europäern sich in die tiefsten Wälder verkriechen, der elektrischen Organe wegen; denn käme es auf Muskelkraft an, so wäre ein Krokodill wohl stärker; aber die elektrischen Organe geben den schuftigsten Schleichern selbst über die kräftigsten Panzerthiere das Übergewicht. Ja noch mehr! In der Richtung von Uritucu mußte sogar eine Straße verändert werden, weil sich die elektrischen Aale eines Flusses so sehr vermehrt hatten, daß sie alle Jahre eine große Anzahl Lastthiere, die den Fluß durchwaten mußten, todt schlugen.

---

## Fünftes Kapitel.

Abreias von Calabozo. — Das Mädchen in der Savane. — Die Krokodille in Uritucu. — Reias nach San Fernando.

Am 24. März verließen sie Calabozo, recht vergnügt und zufrieden mit ihrem Aufenthalte daselbst, der ihnen so viele Erfahrungen und Bereicherung ihrer Kenntnisse gewährt hatte.

Calabozo liegt unter 8°, 56' 8" Breite und 70°,

10' 40" Länge. Je weiter sie in den Llannos gegen Süden vorrückten, desto kahler, von Pflanzen entblößter und staubiger wurde der Boden, der unter der anhaltenden Dürre aus weiten Spalten gäbnte. Die Palmbäume verschwanden nach und nach. Der Wärmemesser erhielt sich von 11 Uhr bis Sonnenuntergang auf 34° bis 35°. Gegen vier Uhr Abends trafen sie in der Savane ein junges indisches Mädchen an. Es war völlig nackt, lag auf dem Rücken und schien nicht über zwölf bis dreizehn Jahre alt. Müdigkeit und Durst hatten es erschöpft, Augen, Nasenlöcher und Mund waren mit Staub verstopft, sein Athembolen röchelnd und es war unfähig auf eine Frage zu antworten. Ein umgestürzter Krug, zur Hälfte mit Sand gefüllt, lag neben ihm. Zum Glück war ein mit Wasser beladenes Maulthier vorhanden. Durch Waschen des Gesichts und ein wenig Wein, den sie dem Kinde zu trinken gaben, ward es aus seinem Zustande erweckt. Anfangs schien es über die vielen Leute erschrocken, allmählich aber ward es ruhiger und sprach mit den Führern. Es glaubte der Stellung der Sonne nach mehrere Stunden in Todesschlummer gelegen zu haben. Es wollte eben so wenig ein Lastthier besteigen, als nach Uritucu zurückkehren. Es hatte in einem benachbarten Meierhofs gedient und war verabschiedet worden, weil es nach einer langen Krankheit minder tauglich zur Arbeit geworden war. Weder Drohen noch Bitten konnten es bewegen. Unempfindlich für Leiden und ohne Gefahren zu befürch-

ten, nur mit der Gegenwart beschäftigt, beharrte es auf dem Entschlusse, in eine der indischen Missionen bei Calabozo sich zu begeben. Herr von *Humboldt* liefs ihm daher den Krug mit Wasser füllen, und so ging es seinen Weg nach Calabozo fort. Noch ehe sie wieder zu Pferde waren, hatten sie Staubwolken getrennt.)

In der Nacht gingen sie über den Fluß Uritucu durch eine Furth. Dieser Fluß enthält ein sehr zahlreiches, seiner Wildheit wegen berühmtes Krokodillengeschlecht. Man rieth ihnen daher, ihren Hund nicht aus dem Flusse trinken zu lassen, weil es öfter geschieht, daß dadurch die Krokodille gelockt, an's Gestade hervorkommen und die Hunde verfolgen. Diese Kühnheit ist um so merkwürdiger, als es in Entfernung von sechs Meilen, im Flusse Tisnao, auch Krokodille gibt, die aber furchtsam und eben nicht gefährlich sind. Die Sitten der Thiere einer und derselben Art weichen sehr von einander ab, und die Verhältnisse, welche diese Erscheinung herbeiführen, möchten eben nicht leicht zu ermitteln seyn. 196

Man zeigte hier den Reisenden eine Hütte, in welcher *Don Miguel Cousin* von Calabozo Zeuge eines sehr sonderbaren Vorfalls gewesen. Er war in Gesellschaft mehrerer guten Freunde auf einer leeren Bank, nach Landessitte gelagert, und hatte hier die Nacht zugebracht. Als es früh Morgens war, wurde er durch heftige Erdstöße aufgeweckt. Es wurden Erdschollen bis mitten in die Hütte ge-

schleudert. Bald kam nun ein junges, zwei bis drei Fufs langes Krokodill unter dem Bette hervor, warf sich auf einen an der Thürschwelle liegenden Hund, und da es ihn in seinem Ungestüm verfehlt hatte, eilte es an das Ufer, um den Fluß zu erreichen.

Diese Thatsache erklärt sich hinreichend aus dem Umstande, daß der Boden trockner Schlamm war, in welchen versenkt das Krokodill seinen Sommerschlaf zugebracht hatte. Der Lärm der Menschen und Pferde, vielleicht auch der Geruch des Hundes, hatte das Thier aus seinem Schlummer erweckt. Die Stätte, wo die Hütte errichtet war, befand sich zunächst einer Lache, und sie selbst ist zur Regenzeit überschwemmt, und das Thier hatte sich vermuthlich in dasselbe Loch versenkt, aus dem man es hervorkommen sah. Den Indianern widerfährt es oft, daß sie große Boas, welche von ihnen Uji genannt werden, oder Wasserschlangen, die Hirsche verschlingen, in solchem Zustande antreffen. Um dieselben zu beleben, müssen sie, sagt man, gereizt oder mit Wasser begossen werden. Die Boaschlange wird getödtet, um durch Fäulniß im fließenden Wasser die Sehnen ihrer Rückenmuskeln zu erhalten, aus denen in Calahozo Guitarresaiten verfertigt werden, welche man denen aus den Gedärmen des Aluaten - Affen vorzieht.

Es wirkt hier die Wärme auf Pflanzen und Thiere eben so, wie bei uns die Kälte. Unter den Wendekreisen verlieren die Bäume in sehr trockner Luft ihre Blätter. Die Reptilien, besonders die Kroko-

dille und Riesenschlangen, mögen wegen ihrer ausnehmenden Trägheit, die Becken, worin sie zur Zeit der Überschwemmungen Wasser fanden, nicht verlassen. So wie die Wasser allmählich austrocknen, vertiefen sich diese Thiere in dem Schlamm, um den Grad der Feuchtigkeit zu finden, der ihrer Haut Biugsamkeit gewährt. In diesem Zustande der Ruhe gehen sie in Erstarrung über, sie mögen vielleicht noch einige Verbindung mit der äußern Luft unterhalten, und wie gering diese auch ist, mag sie dem Athemholen eines Saurus (Thiere der Eidechsenfamilie) genügen, der mit überaus großem Lungen-sack verschen, keine Muskelbewegungen macht, und in dem auch beinahe alle Lebensbewegungen unterbrochen sind. Wahrscheinlich beträgt die mittlere Temperatur des vertrockneten Schlammes über 40°. Als das nördliche Egypten, wo die Temperatur des kältesten Monats zu Cairo 13°, 4 beträgt, noch Krokodille ernährte, sah man diese oft vom Froste erstarrt. Sie waren einem Winterschlaf unterworfen, wie bei uns Frösche, Salamander, Uferschwalben und Murrethiere. Wenn das winterliche Erstarren gleichmäßig bei Thieren vom warmen und kalten Blute vorkommt, so wird man es weniger auffallend finden, daß diese beiden Klassen auch Beispiele vom Sommerschlaf darbieten. Wie die Krokodille in Amerika, so bringen auch auf Madagascar die dasigen Igel drei Monate im Zustande der Lethargie hin.

Am 15. März gelangten nun unsere Reisenden in

den Theil der Steppen von Caracas, welcher *Mesa de Pavones* heist. Hier wird keine Palme angetroffen. So weit das Auge reicht, erblickt man keinen, auch nur einige Zoll hohen Gegenstand. Die Luft war ausnehmend rein und die Farbe des Himmels sehr dunkelblau. Am Horizonte sah man den Wiedersehein eines blassen Lichtes, die Wirkung des in der Atmosphäre schwebenden Sandes. Es begegneten ihnen zahlreiche Viehherden und Schwärme von schwarzen, in's Olivengrüne spielenden Vögeln, die der Gattung *Crotophaga* angehören. Sie setzten sich öfter auf die Rücken des Hornviehs und scheuen die Nähe der Menschen keineswegs. Zuweilen werden sie sogar von Kindern mit der Hand gefangen. In den Thälern von Aragua setzten sie sich zuweilen auf die Hängematten, in denen die Reisenden Mittagsruhe hielten.

Einige Fuß tief kommt man auch hier, wie in dieser ganzen Steppe, auf rothen Sandstein in muldförmiger Lagerung. Es ist ein Conglomerat, dessen Bindemittel roth und dem Zinnober so ähnlich ist, daß man sich, freilich vergeblich, bemüht hat, Quecksilber daraus zu bereiten. Dieser rotbe Sandstein wird von einer Thonlage bedeckt, die gegen Süden dicker wird, und vermuthen läßt, daß der Sandstein gegen Süden gesenkt sey. In der *Mesa de Pavones* findct man im Lehme Nester vom blauen Eisenerze.

Sie wanderten nun ohne Spur eines Weges über die *Mesa*, und wurden endlich sehr angenehm durch

einen Meierhof überrascht, welcher *Hato de alta Gracia* heisst, und mit Gärten und klaren Wasserbecken versehen ist. Hecken vom Azedarae-Strauch umgeben mit Früchten beladene Gruppen des Icaco-Pflaumenbaums. Die Nacht brachten sie in dem kleinen Dorfe St. Hieronymus de Guayaval zu, das durch Kapuziner-Missionäre gegründet ward. Es liegt nahe am Ufer des Rio Guarico, welcher sich in den Apure ergießt. Herr von *Humboldt* besuchte den Geistlichen, welcher einstweilen in der Kirche wohnte, da noch kein Pfarrhof erbaut war. Der junge Mann empfing die Reisenden mit grosser Höflichkeit, und gab über alles, was sie wünschten, hinlängliche Auskunft. Seine Mission war ein schwieriges Amt. Sein Vorfahrer, der sogar in der Kirche eine Pulperia errichtet, das will sagen, Pisangfrüchte und Guarapo verkauft hatte, war eben so wenig sorgfältig in der Auswahl seiner Colonisten gewesen. Es hatten sich daher viele Landstreicher aus den Llannos in Guayaval angesiedelt, weil die Bewohner der Missionen sich dem weltlichen Richter entziehen können; und man darf sich daher, wie in Neu-Holland, auch hier erst in der zweiten oder dritten Geschlechtsfolge gute Colonisten versprechen.

Sie setzten über den Rio Guarico und bivouakirten in den Savanen südwärts von Guayaval. Sehr grosse Fledermäuse schwärmten, wie gewöhnlich, einen guten Theil der Nacht über ihren Hängematten. Man glaubt jeden Augenblick, sie würden sich an's Gesicht anklammern. Früh Morgens setzten sie

ihren Weg durch niedriges und öfter überschwemmtes Land weiter fort. Zur Regenzeit kann man zwischen dem Guarico und dem Apure, wie über einen See, im Kahne fahren. Ein Mann, der alle Mcierhöfe der Llannos besucht hatte, um Pferde zu kaufen, war ihr Begleiter. Er hatte für tausend Pferde tausend zweihundert Piaster bezahlt. Die Preise werden, wie leicht zu erachten, bei großen Einkäufen niedriger.

Am 27. trafen sie endlich wohlermüdet und von Krokodillen und Fledermäusen unbeschädigt in der Stadt St. Ferdinand ein, welche der Hauptort der Kapuziner-Missionen in der Provinz Varinas ist. Hier endigte sich ihre Reise auf dem flachen Lande und von jetzt an werden wir sie auf den Strömen erblicken.



## Sechstes Kapitel.

San Fernando de Apure. — Die Witterung der Tropenländer und ihre Ursachen.

Wir treten nun in das eben so merkwürdige, als für die künftige Civilisation Amerika's höchst wichtige Flußnetz ein, welches als Hauptschlagader dieses Riesen-Continents der Orinoko und Marañon oder Amazonenstrom bildet. Diese zwei Ströme, durch den Cassiquiare verbunden, nehmen unzählige Ströme, als Zuflüsse in ihre seegleichen Betten auf; Zuflüsse, welche sich mit den größten Strömen

der alten Welt messen können, ohne zu fürchten, übertroffen zu werden. Diese schiffbaren Ströme durchkreuzen diesen großen und für die Cultur aller Erzeugnisse so reichen Continent nach allen Richtungen. Ungeheure Waldungen beschatten die Ufer, bereit sich dem Beile des kunsterfahrenen Schiffzimmerers zu unterwerfen, und als Schiff oder Floß die Güter des Landes den zwei Hauptströmen zuzuführen, wo sie den Seehäfen verabfolgt, gegen alles vertauscht, und mit Gewinn verhandelt werden können, was Kunst und Industrie zur Erleichterung der Beschwerden und Bequemlichkeit dieses Lebens erfunden hat.

Wird einmal eine zahlreiche Bevölkerung dem Walde hinlänglichen Boden abgewonnen haben, werden die engen Missionen sich zu kunst- und volkreichen Städten ausgedehnt haben, umgeben von zahllosen Dörfern und Weilern, wird der Mensch die Schätze der Natur, die diese Wälder bergen, entdeckt und zum Bedürfnisse der civilisirten Völker gemacht haben, dann wird sich das Flußnetz belchen, die Mosquitoschwärme werden sich verdünnen, der ewige Nebel wird zerreißen, und leicht dürften die Wildnisse dazu bestimmt seyn, die Menschheit in ihrem höchsten Flore, der auf Erden für sie erreichbar ist, zu zeigen. Nirgend in der Welt hat die Natur für den innern Verkehr mehr gethan, nirgend mehr Anreizungen zum Leben und zur Bewegung ausgestreut. Gern weilt die Phan-

tasic bei dem Bilde einer neuen Welt, erschaffen durch den Hauch der Civilisation.

Wir werden im Verfolge dieser Reisebeschreibung viel von den Flußverkettungen sprechen, und ein Blick auf die dem zweiten Bändchen beigegebene Charte wird das Gesagte bestätigen.

Bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren selbst die Namen der großen Ströme: Apure, Arauca, Payara und Meta in Europa beinahe gar nicht gehört, in den frühern Jahrhunderten noch weniger. Als der tapfere *Felipe de Urre* und die Eroberer von Tocuyo die Llannos durchzogen, um jenseits des Apure die große Stadt von Dorado (Goldstadt) und das reiche Land der Omeguas, das Tombuku des neuen Festlandes aufzusuchen, kamen sie in diese Gegenden, aber sie versanken wieder in Vergessenheit. Nur unter dem Schutze von Kriegsrüstungen konnten solche Unternehmungen ausgeführt werden. Die Waffen jedoch, welche zum Schutze der Colonisten dienen sollten, wurden allezeit gegen die Eingebornen gekehrt. Als endlich die Zeiten der Gewaltthätigkeit vorüber gingen, und friedlichere Zeiten folgten, bemächtigten sich dieser Landschaften zwei eingeborne Stämme, die Cabresen und Cariben vom Orinoko. Von dieser Zeit an durften nur arme Mönche südwärts in die Steppen vorzudringen wagen, wo mancher diese Kühnheit mit dem Märtyrertode büßen mußte.

Jenseits des Uritucu öffnete sich jetzt den Colonisten eine neue Welt, und die Nachkommen der

Conquistadores, jener muthigen Krieger. die ihre Eroberungen bis an den Amazonenstrom ausgedehnt hatten, kannten die Wege nicht mehr, welche von Coro zum Rio Meta führen. Abgesondert blieb das Küstenland von Venezuela, und die langsamen Eroberungen der Jesuiten-Missionäre waren nur längs dem Orinoko von Erfolge begleitet. Dennoch waren diese Ordensmänner bereits über die Wasserfälle von Atures und Maypures vorgedrungen, ehe noch die Kapuziner aus den Thälern von Aragua in die Ebenen von Calabozo gelangt waren. Dieser verschiedene Erfolg dürfte jedoch mehr der Beschaffenheit des Landes, als den innern Einrichtungen der religiösen Orden zuzuschreiben seyn. In Steppen und troeknen Gebirgsthälern machen sie nur langsame Fortschritte, und nur wo sie ihre Richtung an dem Ufer eines Flusses nehmen können, ist ihr Erfolg schneller. Man kann kaum begreifen, wie die Stadt San Fernando de Apure, die nicht über fünfzig Meilen von dem am frühesten bewohnten Ort der Provinz, Caracas entfernt liegt, erst 1789 gegründet werden konnte. Man zeigt in dieser Stadt eine schöne, mit vielen Malereien gezierte Urkunde, welche die Privilegien und die Stiftung der kleinen Stadt enthält. Sie erhielt diese Urkunde schon damals auf Ansuchen der Mönche, als noch erst einige Strohhütten ein in der Mitte des Platzes errichtetes hölzernes Kreuz umgaben. Weil sowohl den weltlichen als geistlichen Vorstehern solcher Anstalten in den Zeiten, da diese Provinzen noch

vom Mutterlande abbingen, viel daran gelegen war, den Erfolg ihrer Bemühungen zu vergrößern, so geschah es sehr häufig, daß Namen von Städten und Dörfern in das Verzeichniß und die Charten aufgenommen wurden, ehe derselben eine da war. Am Cassiquiare werden wir solche finden, die gar nie zu Stande kamen, als auf den zu Madrid und in Rom gestochenen Charten.

Die Lage von San Fernando de Apure ist dem Handel ausnehmend günstig. Sie liegt am Ufer eines großen Stromes, nahe an der Mündung eines ebenfalls großen Flusses, der die ganze Provinz Varinas durchfließt. Alle Erzeugnisse dieser Provinz: Häute, Cacao, Baumwolle und Indigo von Mijagual, welcher vom besten Gehalte ist, gelangen durch diese Stadt an die Mündungen des Orinoko. Während der Regenzeit kommen große Fahrzeuge von Angostura bis San Fernando de Apure, und auf dem Rio Santo Domingo bis nach Torunos in den Hafen der Stadt Varinas. Gleichzeitig wird das Land, in einer Ausdehnung von 400 Quadrat Meilen, durch die Überschwemmungen der zahllosen Flüsse zwischen dem Arauca und Apure, unter Wasser gesetzt. Hier ist die Stelle, wo der Orinoko nicht durch Berge, sondern durch Erhöhung der Gegenhänge gezwungen seinen Lauf ändert und östlich nimmt. Zwischen San Fernando de Apure, Caycara und der Ausmündung des Meta, befinden sich drei gegen Norden, Westen und Süden sich hinneigende Abhänge, die in ihrer Bildung nothwendig eine bedeutende Ver-

tiefung zur Folge haben mußten. Die Savanen werden in diesem Becken mit zwölf bis vierzehn Fuß Wasser bedeckt, und stellen in der Regenzeit das Bild eines großen Sees dar. Die Dörfer und Meierien, welche auf erhöhten Standpunkten erbaut sind, erheben sich kaum zwei bis drei Fuß über die Wasserfläche. Alles erinnert hier an die Überschwemmung Egyptens, welche in der Erdbeschreibung, so wie der Geschichte, so berühmt geworden ist. Die Anschwellungen des Orinoko, Meta und Apure finden gleichfalls in bestimmten Zeiträumen Statt. Die Pferde, welche in den Savanen wild leben, und beim Eintritte der Regenzeit nicht schnell genug die Plateaus oder erhöhten Ebenen der Llannos erreichen, gehen bei Hunderten zu Grunde. Man sieht Stuten mit ihren Füllen einen Theil des Tages schwimmen, um sich von Pflanzen zu nähren, die über das Wasser hervorragten. In dieser Lage werden sie von Krokodillen überfallen, und es ist nicht selten, an ihren Schenkeln die Zähne dieser raubgierigen Amphibien wahrzunehmen. Durch die Menge des Aases der Kühe, Pferde und ihrer Füllen werden eine große Menge Geier herbeigelockt. Die Zamuros (*Vultur aurea*) sind die Ibis oder Aasgeier dieser Gegenden. Sie haben völlig das Aussehen des Pharaohubns, und leisten den Bewohnern der Llannos gleiche Dienste, wie der *Vultur Percnopterus*, den Einwohnern von Egypten.

Wenn man über diese Überschwemmungen nachdenkt, so kann man sich nicht genug über die Bieg-

samkeit der Organisation der Thiere wundern, die der Mensch seiner Herrschaft unterworfen hat. Der Hund speist in Grönland die Überbleibsel des Fischfangs, in dessen Ermanglung er sich vom Meergrase nährt. Der Esel und das Pferd, aus den kalten und dürrcn Steppen Obcrasiens abstammend, begleiten den Menschen in die neue Welt, wo sie in den Zustand der Wildheit zurückkehren, und unter dem heißen, bald nassen, bald außerordentlich trocknen Himmel des Tropenlandes ein unruhiges und beschwerliches Leben führen. Bald müssen sie mühsam eine Sumpflache suchen, um den brennenden Durst zu stillen, bald mühsam vor den Gewässern fliehen, die sie zu verschlingen drohen. Den Tag über von Mosquitos und schmerzhaft stechenden Bremsen, werden Pferde und Maulthiere des Nachts von großen Fledermäusen überfallen, die sich an ihre Rücken anklammern, und um so gefährlichere Wunden verursachen, weil solche alsbald von Millionen anderer schädlichen Insekten wimmeln. Zur Zeit der Trockenheit wird selbst der stachelichte Melonencactus von den Eseln benagt, um ihren vegetabilischen Saft zu trinken, und sie haben sich eine eigne Geschicklichkeit angeeignet, um sich des Saftes des Melonencactus zu bemächtigen; sie drücken mit den Füßen die Dornen seitwärts, bleiben freilich auch manchmal davon hinkend. Zur Zeit der Überschwemmung leben die Thiere der Steppe als wahre Amphibien, von Krokodillen, Wasserschlängen und Seekühen (Lamantins) umgeben. Dennoch aber,

so wollen es die Gesetze der Natur, erhalten sich ihre Rassen im Kampfe der Elemente mitten unter so mannigfaltigen Leiden und Gefahren. Wenn die Gewässer ablaufen und die Flüsse in ihre Betten zurücktreten, überzieht sich die Savane mit zarten wohlriechenden Kräutern, und es scheinen die Thiere, welche aus dem alten Europa und Hochasien abstammen, im Mittelpunkte der heißen Zone, die Rückkehr der Vegetation des Frühlings eben so, wie in ihrem Vaterlande zu genießen.

Während des hohen Wasserstandes fahren die Einwohner in Kähnen in den Savanen herum. Sie vermeiden dabei sorgfältig die Strombetten, weil da die Strömung bei hohem Wasserstande sehr heftig ist, eben so, wie die darin schwimmenden Baumstämme den leichten Fahrzeugen der Llanners Gefahr drohen. Um von San Fernando in die Dörfer San Juan de Payaro, San Raphael de Atamaica oder San Francisco de Capanaparo zu gelangen, fährt man in südlicher Richtung, als hätte man über einen einzigen zwanzig Meilen breiten Strom zu setzen. Durch den Zusammenfluß des Guarica, des Apure, des Cabullarc und des Arauco mit dem Orinoko bildet sich in einer 160 Meilen betragenden Entfernung von den Küsten von Guyana, ein Art Binnenland, gleich dem Delta der alten Welt, jedoch von ungleich größerem Umfange. Nach barometrischen Messungen beträgt der Fall der Gewässer von San Fernando bis an die Mündung des Orinoko in's Meer, nicht mehr als 34 Toisen. Dieser Fall ist äußerst

unbeträchtlich, und kommt auch in den Savanen Louisiana's in Nordamerika vor.

Die drei Tage, welche unsere Reisenden in San Fernando verweilten, wohnten sie bei dem Kapuziner-Missionär, an den sie vom Bischofe zu Caracas empfohlen waren, und der hier in großem Wohlstande lebt. Sie wurden sehr gefällig aufgenommen.

San Fernando ist berüchtigt wegen der großen Hitze, welche das ganze Jahr hindurch daselbst angetroffen wird. Der heiße Sand, in welchen Herr von Humboldt Nachmittags um zwei Uhr den Thermometer stellte, zeigte überall, wo er der Sonne ausgesetzt war, 52°, 5. 18 Zoll über dem Sande zeigte er 42°, 8. In 6 Fuß Erhöhung 38°, 7 und im Schatten einer Ceiba 36°, 2. Diese Beobachtungen, bei völlig stiller Witterung, bestätigten das Gerücht ausnehmender Hitze. Sobald der Wind sich erhob, stieg auch die Temperatur um 3°. Dieser Theil der Ebene ist der heißeste, weil er die Luft erst empfängt, wenn sie schon die übrige Steppe durchzogen hat. Während der Regenzeit, vorzüglich im Juli, nimmt die Hitze bedeutend zu, weil der Himmel dann meistens bedeckt ist, und die ausgestrahlte Wärme der Erde zurücksendet. Der Ostwind hört dann völlig auf, und nach sorgfältigen Beobachtungen steigt der Thermometer im Schatten auf 39° bis 39°, 5, auch wenn er 15 Fuß über der Fläche erhöht ist. Näher den Flüssen ist jedoch die Luft wegen der großen Wassermasse etwas kühler. Dieses fühlt man jedoch nur nach Sonnenuntergang,

weil des Tags über die Sonnenstrahlen von dem heissen Sande der Ufer noch weit heftiger, als vom braunen Erdreiche zurückgestrahlt werden.

Am 28. März befanden sich die Reisenden am Ufer des Apure, um seine Breite zu messen. Sie beträgt 206 Toisen = 1279 Fufs. Man kann sich von dieser Breite des Apure, der keineswegs der grösste Zufluss in den Orinoko ist, einen Begriff von der Grösse der Flüsse in der neuen Welt machen. Von allen Seiten rollte jetzt Donner, und verkündigte, dass die Regenzeit ihren Anfang nehme. Der Ostwind hob die Wasser des Stroms empor, worauf sich völlige Windstille einstellte. Sogleich kamen grosse Thiere aus dem Geschlechte der Wallfische (*Delphinus phocaena*), welche den Meerschweinen unserer Meere vollkommen gleichen, den Fluss herauf. Sie zogen in langen Reihen auf der Oberfläche des Wassers spielend hin. Die trägen Krokodille fürchteten sich vor ihnen, und tauchten unter das Wasser, sobald sie den Lärm der Meerbewohner vernehmen. Es ist eine der sonderbarsten Erscheinungen, in dieser grossen Entfernung vom Meere, Cetacien anzutreffen. Die Spanier bezeichnen sie mit dem Namen Toninas, die Tamanaken-Indianer aber nennen sie Orinucna. Sie sind drei bis vier Fufs lang, und da sie den Schwanz gegen das Wasser stützen, so wird ein Theil des Rückens über dem Wasser sichtbar. Herr von *Humboldt* konnte sich jedoch keines derselben bemächtigen. Ubrigens ist man noch ungewiss, ob sie dem Süßwasser an-

gehören, wie die Seekühe, oder aus dem Meere aufsteigen, wie die Belugen, in die Ströme Asiens. Das erstere scheint jedoch wahrscheinlicher, weil man sie das ganze Jahr im Atapabo oberhalb der Wasserfälle antrifft.

Während der Donner um sie herrollte von allen Seiten, waren nur erst zerstreute Wolken am Himmel sichtbar. So, wie das Gewitter sich bildete, ging die blaue Himmelfarbe anfänglich in dunkles Azur und hernach in Grau über. Die Bläschen der Dünste wurden sichtbar, und wie das in den Tropenländern allezeit der Fall ist, stieg der Thermometer um 3°. Jetzt fiel der Regen in Strömen herab, voraus sich aber die an das Klima bereits gewöhnten Herren gar nichts machten, sondern ruhig am Ufer blieben und ihre elektrischen Beobachtungen fortsetzten. Als das Gewitter vorüber war, und der Himmel wieder rein wurde, sank der Thermometer auf 22°, weil jetzt die Ausstrahlung der Wärme des Bodens nach oben hin frei wurde.

In diesen Ländern theilt sich das Jahr regelmässig in zwei Hälften, in die trockene und nasse, oder wie die Indianer sagen, in Sonne und Regen. Folgendes sind die Ergebnisse über den Gang der Jahres-Witterung. Nichts gleicht der Reinheit der Atmosphäre vom December bis Februar. Der Himmel erscheint alsdann beständig wolkenlos, und läßt sich eine Wolke sehen, so ist dieses alsdann eine so seltene Erscheinung, daß sie die ganze Aufmerksamkeit der Einwohner beschäftigt. Der Ost- und

Nord-Ost-Wind bläst dann heftig, und weil die Luft alsdann stets einerlei Temperatur hat, so können die Dünste durch Erkältung nicht sichtbar werden. Gegen Ende Februars und Anfangs März ist die Bläue des Himmels weniger dunkel; der Hygrometer zeigt alsdann auf grössere Feuchtigkeit. Die Sterne sind manchmal von kleinen Dunsthüllen bedeckt, ihr Licht ist nicht mehr ruhig und planetarisch, sondern man sieht dieselben häufig in einer Erhöhung von  $20^{\circ}$  über dem Horizonte funkeln. Um diese Zeit weht die Brise minder stark und weniger regelmässig, sie wird öfter durch Windstille unterbrochen. Endlich sammeln sich die Südostwolken, welche wie ferne Berge mit bestimmten Umrissen erscheinen. Zuweilen machen sie sich vom Horizonte los, und durchlaufen mit einer Schnelligkeit die obern Regionen, welche dem Winde in der Niederung keineswegs entspricht. Zu Ende März wird die südliche Gegend der Luft durch einzelne elektrische Explosionen wie phosphorescirende Funken erleuchtet. Jetzt treten von Zeit zu Zeit mehrere Stunden anhaltende West- und Südwest-Winde ein, welches als ein sicheres Zeichen der herannahenden Regenzeit am Orinoko, gegen Ende April geschieht. Jetzt verschwindet die Bläue des Himmels, und eine graue Dunsthülle bedeckt ihn, die Wärme der Atmosphäre nimmt in demselben Grade zu, als die Dunstdecke immer dicker wird. Die Brüllaffen fangen schon lange vor Tagesanbruch an ihr klägliches Geschrei hören zu lassen. Der Elektrizitätsmesser zeigt eine

schr abwechselnde Spannung der Atmosphäre. Jetzt fangen die Gewitter an zu brüllen, immer zwei Stunden nach Mittag, selten des Morgens oder bei der Nacht, welches nur in einigen Thälern geschieht, und nun ergießt sich der Regen in solchen Strömen, welche bei uns den Namen der Wolkenbrüche erhalten würden.

So lange nordwärts vom Aequator der Nord-Ostwind (Brise) weht in seiner vollen Kraft, so hindert er die Luft, welche die Aequinoctial-Länder und Meere deckt, sich mit Dünsten zu sättigen; die warme und von den Ausdünstungen feuchte Luft steigt alsdann in die Höhe, wie eine Garbe, die ihre vollen Ähren gegen die Pole neigt. Die aufsteigenden Luftströme werden alsdann durch andere trockne Luftströme, die vom Pole kommen, ersetzt. Durch dieses Spiel zweier entgegengesetzter Luftströmungen, nämlich oben gegen den Pol und unten von dem Pole, wird die aufsteigende Feuchtigkeit gehindert, sich in die Aequatorial-Gegenden anzuhäufen, und wird vielmehr der kalten Region des Pols, wo jetzt Winter ist, zugeführt. Während der Zeit der Nordostwinde, wo die Sonne in dem südlichen Zeichen steht, bleibt der Himmel der nördlichen heißen Zone heiter. Tritt nun aber die Sonne in die nördlichen Zeichen des Thierkreises ein, und steigt gegen das Zenith an, so legt sich die Brise, und hört nach und nach gänzlich auf. Es wird jetzt am Nordpol Sommer, und wenn die Temperatur früher jenseits des Aequators gegen Süden höher

als gegen Norden war, so wird sie jetzt gleich. Der Unterschied der Temperatur zwischen dem Grade  $0^{\circ}$  bis  $23^{\circ}$  und  $42^{\circ}$  bis  $52^{\circ}$  betrug, früher  $20^{\circ}$  bis  $26^{\circ}$  der hunderttheiligen Skale, jetzt beträgt sie kaum  $4^{\circ}$  bis  $6^{\circ}$ . Jetzt werden die feuchten Luftströme der Aequatorial-Zone nicht mehr durch trockene Schichten von Norden her ersetzt, und so häufen sich Dünste an, haben Zeit sich zu verdichten, die Wolken bilden sich nun, und die Elektrizität häuft sich in der obern Luftregion an. Die Niederschläge der Dünste erfolgen nun den Tag über, und hören in der Nacht oft schon mit Sonnenuntergang auf. Die Regengüsse erfolgen nun, mit starken elektrischen Explosionen begleitet, regelmäsig nach der größten Tageshitze, und diese Umstände dauern in dieser nur wenig gestörten Ordnung fort, bis die Sonne wieder in die südlichen Zeichen tritt, womit in der gemäßigten Zone die Kälte anfängt. Von da an beginnt auch wieder die Strömung des Nordpols regelmäsig, weil der Unterchied der Wärme in der heißen und gemäßigten Zone größer wird, und die kalten Luftschichten sich immer in die heißen stürzen. Die Brise fängt wieder heftig zu wehen an, die Luft kann den Sättigungsgrad mit Dünsten nicht mehr erreichen, die Dünste lösen sich daher auf und Regen fällt nicht mehr. Auch die Explosionen hören auf, weil die Elektrizität in den obern Regionen die Dünste nicht mehr antrifft, darauf sie sich sammeln kann. Diesemach hat die gemäßigte südliche Zone ihren Winter, während es in der

nördlichen Aequatorial-Zone regnet. Es ist daher falsch, wenn man die Regenzeit dieser Zonen den Winter nennt. Die Regenzeit der heißen Zone fällt vielmehr mit dem Sommer der gemäßigten Zonen zusammen, wo der Unterschied der Wärme nur 5° bis 6° beträgt, und die Luftströmungen, von den gleichnamigen Polen her, unterbrochen sind. Übrigens bringen hohe Gebirge und andere Ursachen Verschiedenheiten hervor, welche sich unter verschiedenen Meridianen in demselben Parallel-Kreise offenbaren.



## Siebentes Kapitel.

Einschiffung nach dem Orinoko auf dem Rio Apure. — Es ist wie im Paradiese. — Das Krokodill.

Die Gestalt des Himmels, der Gang der Elektrizität und der Schlagregen verkündigten den Eintritt der Regenzeit. Und eben jetzt wollten unsere Reisenden ihre Reise nach den ohnehin feuchten Wäldern des Orinoko antreten. Sie brachen nun von San Fernando auf, um durch Francisco de Capanaparo über den Rio Sinaruco und den Hato von San Antonio, das erst vor Kurzem an den Ufern des Meta errichtete Dorf der Otomaken zu erreichen, und sich etwas oberhalb Carichana auf dem Orinoko einzuschiffen. Dieser Landweg geht durch ein ungesundes fiebriges Land. Ein alter Pächter, *Don Francisco Sanchez*, bot sich gefällig zum Führer an.

Seine Kleidung zeigte die Einfachheit der Sitten, welche in diesen Ländern herrscht. Er besaß ein Vermögen von hunderttausend Piaster, und stieg mit bloßen Füßen, an welchen große silberne Sporen angeschnallt waren, zu Pferde. Da sie den langweiligen Weg durch die Steppen, die mit einförmigem Graswuchs bedeckt sind, kannten, so zogen sie den längern Weg auf dem Rio Apure zum Orinoko vor.

Zu diesem Zwecke wählten sie eine weite Pirogue, welche die Spanier Lanchas heißen. Um ein solches Schiffelein zu führen, bedarf man eines Steuermannes (El patron) und vier Indianer. Im Hintertheile einer solchen Pirogue ward nun in wenig Stunden eine Hütte errichtet, mit Blättern der *Corypha*-Palme bedeckt. Sie war geräumig genug, um einen Tisch und Bänke zu fassen. Die Geräthschaften bestanden aus stark ausgespannten und auf eine Art von Rahmen aus antillischem Brasilienholze genagelten Ochsenhäuten. Dieses alles war nun immer noch viel bequemer, als später auf dem Orinoko, wo sie in schmalen Kähnen gleichsam eingepökelt liegen mußten. Die Pirogue wurde nun auf einen Monat mit Lebensmitteln versehen. In San Fernando sind Hühner, Eier, Pisangfrüchte, Maniocmehl und Cacao in Überflus zu haben. Der gute Pater Kapuziner versah sie mit geistlichem Tranke, mit Xerez-Wein, mit Orangen- und Tamarindenfrüchten, um kühlende Limonaden zu bereiten. Doch rechneten die Indianer weit weniger auf

die mitgenommenen Lebensmittel, als auf ihre Angel und Garne, und die Reisenden nahmen ihre Schießgewehre mit, die bis zu den Catarakten gut zu benutzen sind, aber jenseits derselben, der großen Feuchtigkeit der Luft wegen, von keinem Nutzen sind. Das Dach aus Palmenblättern mußte sich sehr leicht erhitzen, und ein kühlenderes Dach wäre wohl zu wünschen gewesen. Sie bezahlten für die Fahrt von San Fernando de Apure bis nach Carichana am Orinoko, acht Tagreisen Entfernung, zehn Piaster für die Lancha, einen halben Piaster Taglohn für den Steuermann und einen Viertel-Piaster oder zwei Realen für jeden indianischen Ruderer. Der Rio Apure nährt sehr viele Fische, Seekühe und Schildkröten, deren Eier eine mehr nahrhafte als angenehme Speise gewähren. Die Ufer wimmeln von Vögeln aller Art, unter denen der Pauxi und Guacharaca, welche man die Truthühner und Fasanen dieser Gegend nennen könnte, am meisten zu Statton kommen. Ihr Fleisch schien zäher und minder weiß, als unserer europäischen Hühnerarten, woran die kräftigen Muskularbewegungen schuld sind. Man fügte den Vorräthen auf dem Schiffe auch noch einige Fässer Branntwein bei, um sich ihrer als Tauschmittel mit den Indianern des Orinoko zu bedienen. Dieses Gift rottet die Eingebornen Amerika's mehr als alle andern Unfälle aus; der fluchwürdige Eigennutz des Europäers aber siegt über alle Bedenklichkeiten des Gewissens. San Fernando liegt unterm 7°, 53' 12" N. Br. und 70°, 21' 10" W. Länge.

Am 30. März waren alle Anstalten auf dem Schiffe vollendet, und um vier Uhr Abends ging die Abreise vor sich. Die Hitze war ungemein groß. Der Wärmemesser stieg im Schatten auf  $34^{\circ}$  und der Süd-Ostwind war sehr heftig. Da der Wind entgegen war, so konnten die Segel nicht aufgezogen werden. Die Reise wurde ihnen auf der ganzen Fahrt auf dem Apure, Orinoko und Rio Negro durch die Begleitung des *Don Nicolas Sotto*, Schwager des Statthalters der Provinz Varinas, angenehm gemacht. Um diese merkwürdige Landschaft in Gesellschaft unterrichteter Europäer kennen zu lernen, setzte er sich vier und siebenzig Tage lang allen Beschwerden der Reise und den Stichen der Mosquitos aus. Er war ein liebenswürdiger munterer Mann, und also ein guter Reisegefährte bei dieser nicht überall gefahrlosen Reise.

Sie kamen nun vorerst bei einer kleinen Insel *Apurito* vorbei, welche von den Mündungen des Apure und Guarico gebildet wird. Es ist dieses ein niedriges Erdreich, das von zwei großen Flüssen eingefasst wird, die sich beide in kleiner Entfernung von einander, nachdem sie sich unterhalb San Fernando mit einer Gabeltheilung des Apure vereinigen, in den Orinoko ergießen. Die Insel *Apurito* ist 22 Meilen lang und 2 bis 3 Meilen breit, und wird durch den *Canno de la Tigrera* und *Canno del Manati* in drei Stücke abgetheilt, wovon die zwei Erdtheile die Namen *Islas de Blanco* und *de las Garcitas* heißen. Unterhalb dieser Insel ist das

rechte Ufer des Apure besser als das linke angebaut. Dieses ist nun mit etlichen aus Rohr und Palmblättern erbauten Hütten besetzt, in denen die Yaruros oder Japuin-Indianer wohnen. Diese leben vom Fischfange und der Jagd, und zeichnen sich besonders als gute Tigerjäger aus, und weil sie die Jaguare mit vieler Geschicklichkeit erlegen, so sind sie es vorzüglich, welche die unter dem Namen Tigerhäute bekannten Jaguarfelle, die man in Europa sieht, in die spanischen Dörfer bringen.

Einige dieser Indianer sind getauft, sie besuchen aber die Kirche niemals, weil sie zu unabhängig leben wollen; sie werden daher für Wilde gehalten. Andere Indianer dieses Stammes leben jedoch unter Missionarien im Dorfe Achaguas südwärts vom Río Payara. Die Indianer dieses Stammes besitzen einige Züge, die der mongolischen Rasse beigemessen werden. Ihr Blick ist ernst, die Augen hervorstehend, die Backenknochen und vorzüglich die Nase der ganzen Länge nach sehr hervorragend. Sie sind von größerer Statur, dunkler braun gefärbt, aber weniger untersetzt, als die Chaymas-Indianer. Die Missionäre rühmen die Geistes-Anlagen der Yaruros, welche vormals ein mächtiges und zahlreiches Volk an den Gestaden des Orinoko, zumal in der Gegend von Caycara unterhalb der Mündung des Guerico gewesen sind. Sie übernachteten diesen Tag in Diamante, einer kleinen Zuckerrohrpflanzung, die der Insel dieses Namens gegenüber liegt.

Am 31. Mai wurden sie durch widrigen Wind his

Mittag vom Gestade zurückgehalten. Sie sahen, daß hier ein Theil der Zuckerrohr-Felder vom Feuer zerstört war, welches aus einem nahen Walde hinübergegriffen hatte. Die Nomaden-Indianer zünden den Wald jedes Mal an, wo sie übernachten; in der troeknen Jahreszeit würden große Strecken durch sie zerstört werden, wenn die Härte des Holzes sie nicht davor sicherte. Man findet Stämme des Demanthus- und des Acajou-Mahagonibaumes, die kaum zwei Zoll tief verkohlt sind.

Von Diamant aus fängt nun die eigentliche Wildniss an. Man kommt in ein Land, welches nur von Tigern, Krokodillen und Chiguires bewohnt wird. Diese Chiguires sind eine zu den Caviern gehörende Gattung Thiere, denen wir noch oft begegnen werden. Sie sahen ferner in diesem Lande der rohen, von Menschenhand unveränderten Natur zusammengedrückte Schwärme Vögel, die sich am Himmel, wie dicke Wolken, zusammengedrängt hatten, deren Gestalt sich jeden Augenblick veränderte. Der Fluß wird nun allmählich breiter. Das eine Ufer ist weniger fruchtbar und der großen Überschwemmungen wegen sandig, das andere liegt höher und ist mit hohen Bäumen bewachsen. Zuweilen sind beide Ufer mit Bäumen kollossaler Größe eingefast, und dann bildet der Strom einen geraden, 150 Toisen breiten Canal. Die Abtheilung der Bäume ist sehr merkwürdig. Zunächst finden sich Gebüsch des Sancho, die eine gleichsam vier Fuß hohe Hecke bilden, daß man versucht wird zu glauben, sie sey

von Menschenhänden beschnitten. Hinter dieser Hecke erhebt sich ein Schlag von Paternosterbäumen (Cedrella, Blutholz, Presillet) und Lebensholz (Quilac). Palmen kommen selten vor, und nur etwa einzelne Stämme der Corozo- und der stacheligen Piritu-Palme. Die großen vierfüßigen Thiere des Landes, die Tiger, die Tapir und die Peuri-Schweine haben sich in diesen beschriebenen Sauso-Hecken Durchgänge geöffnet, aus denen sie hervorkommen, um aus dem Strome zu trinken. Diese Thiere scheuen die Nähe eines Kahnes gar wenig, sie kommen also im Angesichte derselben hervor, und der Reisende hat alsdann das Vergnügen, sie eine Zeitlang am Ufer herumstreichen zu sehen, bis sie durch eine andere Öffnung im Walde wieder verschwinden. Dieser Anblick ist besonders für den Europäer, so oft er sich auch wiederhole, äußerst anziehend. Dieses Vergnügen geht nicht allein aus dem Interesse des Naturforschers hervor, sondern es ist das Gefühl eines civilisirten Menschen, der sich hier in einer neuen, mit der gewohnten im Gegensatze befindenden Welt sieht. Eine wilde ungesähmte Natur bietet sich hier seinem Blicke dar, der von Jugend auf gewohnt ist, die Natur selbst dem Winke des Menschen gehorchen zu sehen. Wie in einer Zauberwelt sieht man die Gegenstände, welche nur die Phantasie beschäftigten, hier in's wirkliche Leben treten. Bald ist es der schöne gelbe Panther, der geschmückte Jaguar, der sich am Flufsgestade zeigt, bald erscheint in schwarzem Gefieder der Hocco mit

behaubtem Köpfe längs der Hecke langsam einher stolzirend. Thiere der verschiedensten Classen folgen eines dem andern.

Es ist wie im Paradiese (*Es como en el Paraiso*), sagte der Steuermann, ein alter Indianer aus den Missionen. Wirklich erinnert auch alles an den Urzustand der Welt, dessen Unschuld und Glück durch alte und ehrwürdige Überlieferungen allen Völkern verkündet sind. Bei sorgfältigen Beachtung der Verhältnisse ergibt sich jedoch, daß es nur ein Paradies nach dem Sündenfalle ist, denn die Geschöpfe desselben haben schon den Baum der Erkenntniß genascht und fürchten und fliehen sich gegenseitig. Das goldene Zeitalter ist verschwunden, und eine lange und traurige Erfahrung hat, wie überall, so auch in diesen amerikanischen Wäldern, allen Geschöpfen den traurigen Beweis geliefert, daß Stärke und Milde verschiedenartige Dinge sind.

Wo die Ufer des Flusses eine bedeutende Breite haben, stehen die Sauso-Hecken etwas weiter entfernt. Das Zwischenland dient den Krokodillen zum Aufenthalte, und man sieht nicht selten acht bis zehn derselben auf dem Sande gelagert sich sonnen. Sie liegen da unbeweglich, ihre Kinnbacken sind rechtwinklich geöffnet, und nie sieht man, so nahe sie neben einander liegen, sich gegenseitig Zeichen der Zuneigung oder des Wohlwollens geben, welches sonst gesellige Thiere so sehr auszeichnet. Sobald sie das Ufer verlassen, gehen sie aus einander. Es ist indess wahrscheinlich, daß eine solche Truppe

nur aus einem männlichen und mehreren weiblichen Thieren besteht, wie schon früher bei den Krokodillen auf San Domingo beobachtet worden ist. Die männlichen Thiere sind ziemlich selten, weil sie einander zur Zeit der Brunst bekriegen und tödten. Die ungestalteten Reptilien kommen aber auch in solcher Menge vor, daß Herr von *Humboldt* und seine Gefährten auf der ganzen Schiffahrt jeden Augenblick fünf bis sechs derselben erblickten. Und doch hatte dazumal das Gewässer des Rio Apure kaum zu steigen angefangen, und viele Hunderte dieser Ungeheuer lagen noch im Schlamme der Savanen begraben. Gegen vier Uhr Nachmittag machten sie Halt, um ein todtcs Krokodill zu messen, das der Strom an's Gestade geworfen hatte. Seine Länge betrug 16 Fufs 8 Zoll. Einige Tage darauf fand Herr *Bonpland* ein anderes, welches 22 Fufs 3 Zoll maß. Unter allen Zonen erreicht dieses Thier die nämliche Gröfse, auch ist die im Apure, im Orinoko und im Magdalenenstrome so zahlreich vorkommende Art keineswegs ein Caiman oder Alligator, sondern ein wahres Krokodill, mit am äufsern Rande gekerbten Füfsen, und denjenigen des Nilstroms ähnlich. Bedenkt man, daß ein männliches Thier erst im zehnten Jahre mannbar wird, und daß es alsdann 8 Fufs mißt, so war das von Herrn von *Humboldt* gemessene, wenigstens acht und zwanzig Jahre alt.

Die Indianer in San Fernando versicherten, daß kein Jahr vergehe, wo nicht zwei oder drei erwach-

sene Personen, meistens Weiber, die am Flusse Wasser schöpfen, diesen fleischfressenden Eidechsen zur Beute würden. Man erzählte auch die Geschichte eines Mädchens aus Uritucu, das sich mit außerordentlicher Geistesgegenwart und Unerschrockenheit aus dem Rachen eines Krokodills rettete. Sobald es sich von dem Thiere gefasst fühlte, griff es nach den Augen des Unthiers, und drückte dieselben mit den Fingern so gewaltsam, daß es von Schmerz überwältigt, seine Beute, der es bereits den Vorderarm abgekneipt hatte, fahren ließ. Des großen Blutverlustes ungeachtet, gelangte die Indianerin durch Schwimmen mit der übrig gebliebenen Hand glücklich an's Ufer.

In dieser Einöde, wo der Mensch mit der Natur im Kampfe lebt, spricht man vielfältig von den Mitteln, wodurch man sich vor den Nachstellungen eines Tigers, einer Boa oder Traga-Venado und eines Krokodills schützen mag. Jedermann rüstet sich gegen die Gefahren. Ich wufste, sprach das Mädchen von Uritucu ganz ruhig, daß der Cayman seinen Raub fahren läßt, wenn man ihm die Augen mit den Fingern drückt. Die Neger im innern Afrika kennen das nämliche Verfahren und wenden es an. Der Führer und Wegweiser des unglücklichen, aber berühmten Mango Park, Namens *Isaaco*, wurde unweit von Boulinkombou zwei Mal von einem Krokodille ergriffen, und rettete sich jedes Mal aus dem Rachen des Ungeheuers, weil es ihm gelang, denselben unter dem Wasser mit den Fingern beide

Augen zu drücken. *Isaaco* und die Amerikanerin verdanken ihre Rettung derselben Geistesgegenwart und demselben Mittel. Sonst lassen Krokodille niemals los, was sie einmal gefasst haben.

Das Krokodill von *Apure* zeigt, wenn es durch Hunger oder Zorn gereizt wird, schnelle und stürmische Bewegungen, außerdem schleppt es sich mit der Langsamkeit eines Salamanders fort. Im Laufen erregt das Thier einen dumpfen Ton, der vom Aneinanderschlagen seiner Hautschuppen herzurühren scheint. Beim Gehen krümmt es seinen Rücken, wodurch seine Füße höher zu seyn scheinen, als im Zustande der Ruhe. Die Reisenden haben diesen Ton oft vom Ufer her ganz in der Nähe gehört. Es ist nicht wahr, was die Indianer erzählen, daß die alten Krokodille, gleich dem Schuppenthier, ihre Schuppen und ihre ganze Decke in die Höhe richten können. Die Bewegung dieser Thiere geschieht allerdings in gerader Richtung, oder in der Richtung eines Pfeils, der von Entfernung zu Entfernung seine Richtung ändert. Dennoch und ungeachtet der kleinen Vorrichtung der falschen Rippen, welche die Rückenwirbel binden und die Seitenbewegung zu erschweren scheinen, mögen sich die Krokodille, wenn sie wollen, recht gut umdrehen.

Herr von *Humboldt* sah oft junge Krokodille, die sich in den Schwanz hissen; andere Beobachter sahen das Gleiche bei erwachsenen. Wenn ihre Bewegungen fast immer geradlinig erscheinen, so geschieht dieses, weil sie dieselben fast immer sprung-

weise thun. Die Krokodille sind vortreffliche Schwimmer, welche auch gegen den reissenden Strom schwimmen können; nur scheint es, daß beim Stromabwärtsschwimmen ihnen das schnelle Umdrehen schwer wird. Ein großer Hund hatte unsere Freunde von Caracas aus begleitet, und sah sich, im Flusse labend, von einem Krokodille verfolgt; er konnte nur dadurch dem Verfolger entgehen, daß er sich schnell umkehrte und stromaufwärts schwamm. Das Krokodill machte nun dieselbe Bewegung viel langsamer, und der Hund erreichte während dem das Ufer.

Die Krokodille im Apurestrome finden reichliche Nahrung in den Chiguire's, welche in Heerden von fünfzig bis sechzig Stück am Stromufer leben. Diese unglücklichen Thiere scheinen bloß für die Krokodille und Jaguars erschaffen zu seyn. Sie sind von der Größe wie unsere Schweine, und besitzen keine Waffen zu ihrer Vertheidigung, laufen können sie gar schlecht, schwimmen etwas besser. Im Wasser werden sie ein Raub der Krokodille, am Lande die Beute der Tiger. Man begreift kaum, wie sie, von zwei so mächtigen Feinden verfolgt, dennoch in so großer Anzahl vorhanden seyn können, aber sie vermehren sich so schnell als unsere Meerschweinchen.

## Achtes Kapitel.

Wilde Landschaft. — Tiger, Krokodille und Chiguire's. — Der  
nechte Edelmann, — Flussschiffahrt. — Gasthaus am Apure.

Es wurde jetzt in einer Bucht, *Vuelta de Joval*, angehalten, um die Schnelligkeit des Flußlaufes zu messen; sie betrug 3,2 Fufs in einer Sekunde, was 2,56 Fufs mittlere Schnelle gibt. Der Fall der Gewässer auf eine Meile von 950 Toisen betrug nicht mehr als 17 Zoll. Sie sahen sich nochmals von Chiguire's umgeben, welche Kopf und Hals über dem Wasser hervorragend schwimmen. Am gegenüberliegenden Ufer erblickten sie mit Befremden ein großes Krokodill schlafend und unbeweglich mitten unter diesen Nagethieren. Bei Annäherung der Pirogue erwachte es, und bewegte sich dann langsam dem Strome zu, ohne daß die Chiguire's scheu wurden. Die Indianer erklärten diese Gleichgültigkeit aus der Dummheit der Thiere; es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die Chiguire's aus langer Erfahrung wiesen, das Krokodill vom Apure und Orinoko greife auf dem Lande nicht an, wofern der Gegenstand seines Raubes sich nicht unmittelbar am Wege findet, wenn es dem Wasser zugeht.

Hier erhält nun die Landschaft einen imposanten und wilden Charakter. Hier sahen sie auch den größten Tiger, der ihnen noch vorgekommen war. Selbst die Landeseingebornen waren über seine Länge erstaunt, sie war ganz außerordentlich, und übertraf alle, die sie in den Menagerien Europa's ge-

sehen hatten. Das Thier lag im Schatten eines grossen Zamang hingestreckt. Es hatte eben erst ein Chiguire erlegt, seinen Raub aber noch nicht verzehrt, sondern seine Tatzen stützten sich darauf. Die Zamuros hatten sich haufenweise versammelt, um, was Herr Jaguar übrig lassen würde, zu verSpeisen. Durch eine seltsame Mischung von Kühnheit und Furchtsamkeit, gewährten sie ein belustigendes Schauspiel. Sie näherten sich bis auf zwei Fufs dem Jaguar, aber die mindeste Bewegung schreckte sie zurück. Um die Thiere genauer beobachten zu können, setzte sich die Reisegesellschaft in einen kleinen Kahn, der die Pirogue begleitete. Es geschieht nicht selten, dafs der Tiger Käbne angreift, die er erreichen kann, er thut es jedoch nur, wenn anhaltender Nahrungsmangel seine Wuth und seine Wildheit gesteigert haben. Das vom Schlage der Ruder gemachte Geräusch bewog das Thier, langsam von seinem Lager aufzustehen, und sich hinter dem Sauso im Gebüsch zu verbergen. Die Geier wollten sich dieses zu Nutze machen, um das Chiguire zu verschlingen. Allein der Tiger sprang mitten unter sie, und trug, trotz der Nähe des Kahns, in einem Anfall von Zorn, welchen die Geberden und die Bewegung des Schwanzes auszudrücken schienen, seinen Raub in den Wald. Die Indianer bedauerten, ihre Lanzen nicht bei sich zu haben, um den Tiger verfolgen zu können. Sie sind an diese Waffen gewöhnt, und haben Recht, sich nicht auf

Flinten zu verlassen, die in dieser feuchten Luft den Schuss öfter versagen.

Weiter unten am Strome trafen sie eine Menge Chiguire's an, welche der Tiger in die Flucht gejagt, und aus denen er sich seine Beute geholt hatte. Sie sahen der Landung ruhig zu, hefteten ihre Blicke auf die Menschen, die sie nicht zu fürchten schienen, und bewegten die Oberlippen nach Art der Kaninchen. Weil die Hinterbeine höher sind, so laufen sie einen kurzen Galopp, aber so langsam, daß es ein Leichtes war, zwei derselben zu fangen. Das Thier, welches mit größter Behendigkeit schwimmt, stößt beim Laufen Seufzer aus, wie vom gehemmten Athemholen.

Es ist das größte Thier aus der Familie der Nager, es vertheidigt sich nur im äußersten Nothfalle, wenn es gefangen und verletzt wird. Weil seine Backenzähne, besonders die hintern, ungemein stark sind, und ziemlich lang, so kann es durch seinen Biß die Tatze eines Tigers und das Bein eines Pferdes verwunden. Sein Fleisch hat einen ziemlich unangenehmen Bisamgeruch, obgleich im Lande Schinken daraus bereitet werden, welches gewissermaßen der Name Wasserschwein rechtfertigt, den ihm mehrere Naturforscher gegeben haben. Die Missionäre machen sich gar kein Gewissen, von diesen Schinken während der Fastenzeit zu verspeisen. Ihrer Zoologie gemäß kommt das Chiguire, das Gürtelthier und die Seekuh neben die Schildkröte zu stehen. Das Schuppenthier, weil es mit

Schildern bedeckt ist, die andern beiden, weil es Amphibien sind. An den Gestaden der Ströme und in den Savanen kommen die Chiguire's in solcher Menge vor, dafs die Viehweiden darunter leiden. Sie verzehren das Kraut, von dem die Pferde am schnellsten fett werden, und das den Namen Chiguirero führt; sie nähren sich auch von Fischen, und können acht bis zehn Minuten unter dem Wasser bleiben.

Wie allezeit, so brachten sie auch heute die Nacht unter freiem Himmel zu. Sie waren bei dem Besitzer einer Pflanzung eingekehrt, der sich zugleich mit der Tigerjagd abgab. Er war beinahe völlig nackt, und braunschwärzlich, wie ein Zambo, was ihn aber keineswegs hinderte, sich zur Kaste der Weissen zu zählen. O leidiger Kastengeist! Sogar hier!? Seine Frau und Tochter, eben so nackt wie er selbst, nannte er *Donna Isabella* und *Donna Manuela*. Obgleich er nie die Gestade des Apure verlassen hatte, so äußerte er doch grofse Neugierde und Theilnahme an den Neuigkeiten aus Madrid, und an den immerwährenden Kriegen und all den Dingen von dort unten! Er wufste, dafs der König von Spanien bald zum Besuche der Herrlichkeiten der Landschaft Caracas kommen würde, inzwischen, setzte er schmerzhaft hinzu: »weil die Hofleute nichts als Weizenbrot essen, so dürften sie wohl nie weiter als bis Vittoria kommen, und hier zu Lande werde man von ihnen nichts sehen.« Herr von *Humboldt* hatte ein Chiguire mitgebracht, und wollte dasselbe

braten lassen, der Wirth aber behauptete: *nos os-  
tro Cavalleros blancos*, weiße Leute, wie sie, wären  
nicht geeignet, um indianisches Wild zu verspeisen.  
Er bot nun einen Hirsch an, den er Tags zuvor mit  
einem Pfeile erlegt hatte, denn Pulver und Schiefs-  
gewehr besaß er nicht.

Noch vermutheten die reisenden Gäste, es würde  
im Gebüsch das Haus des schwarzen Cavallero  
blanco stehen; es fand sich jedoch, daß dieser auf  
seinen Adel und Weiße so stolze Don sich nicht  
die Mühe genommen hatte, einen Schoppen aus Pal-  
menblättern zu errichten. Er lud daher die Gäste  
ein, ihre Hängematten neben den seinen zwischen  
zwei Bäumen aufzuhängen; nebenbei gab er jedoch  
mit einiger Selbstzufriedenheit zu verstehen, sie  
würden ihn, wenn sie während der Regenzeit zurück-  
reisten, unter Dach finden. Die Gäste empfanden  
aber, trotz dem Adel und der weißen Haut, die Nach-  
theile einer solchen stoischen Philosophie; denn  
nach Mitternacht kam ein gewaltiges Gewitter, und  
die Fenster des Himmels öffneten sich, und in Strö-  
men flossen die Wässer und netzten die schlummern-  
den Weißen. Siehe, wie Frösche schwimmen sie  
da in den hängenden Matten. Jetzt fiel *Isabellen's*  
Katze auf einen der Schläfer, und verletzt von den  
Krallen des Murners, erwachte er, schrie auch ge-  
waltig; denn schon sah er sich in den Krallen des  
grimmigen Tigers. Nur mit Mühe überzeugten ihn  
die tapfern Gefährten, die auf sein gewaltiges Schreien  
zur Rettung erschienen, daß es Hinze nur sey, der

murrende Vater. Immer noch fielen die Ströme des Himmels herab auf die Schläfer, und sie bedurften das Bad nicht zu suchen, sie waren gebadet. Gravitätsch aber, mit spanisch-adeliger Miene, eilet *Don Ignaz* herbei, und beglückwünscht die sehnappernden Gäste. Wohlauf! seydt frohen Muthes, ihr Theuren, die ihr aus fernen Landen von Gottes Finger geführt seydt, wohl wollte euch ja der zürnende Himmel, daß er euch führte hieher an's Land, in meine Gesellschaft. Ach, wie lieblich ist's nicht in Gesellschaft soleher Leute von Stande!

Die undankbaren Europäer hatten jedoch Mühe, sich von den Vortheilen dieser Lage zu überzeugen, ja sie hörten sogar mit einiger Ungeduld dem langen Erzählungen zu, die diese Standesperson von ihrem vorgebliehen Kriegerzug an den Rio Meta machte, von der Tapferkeit, die sie in einem blutigen Gefechte mit den Guahibos-Indianern bewiesen, und von der Wegnahme von Kindern, die sie aus der älterlichen Heimath in die Missionen brachte, von den, Gott und ihrem Könige geleisteten Diensten.

Welch eine Erseheinung in dieser unermesslichen Einöde! Alle eiteln Anmaßungen, jedes erbliche Vorurtheil und alle Verkehrtheit einer alten Civilisation bei einem Manne anzutreffen, der von europäischer Herkunft zu seyn glaubt, und aufser dem Schatten eines Baumes kein anderes Obdach besitzt.

Am ersten April bei Sonnenaufgang nahm die Reisegesellschaft ihre Abschiedsaudienz bei *Sennor Ignatio* und der *Sennora Donna Isabella*, seiner

**Gomahlin.** Die Luft war abgekühlt, der Thermometer, welcher gewöhnlich am Tage 30° bis 35° zeigte, war auf 24° gesunken. Die Temperatur des Flusses wechselte jedoch nur wenig, und blieb fortwährend zwischen 26° bis 27°. Eine Menge Baumstämme schwammen den Strom hinab. Man sollte glauben, daß in einer so flachen Ebene der Fluß sein Bette gerade gegraben hätte, dies ist nicht der Fall. Die kleinste Erhöhung reicht hin, um dem Wasser eine andere Richtung zu geben, und so ist auch der Apure sehr geschlängelt. Unterhalb der Einbucht Joval erweitert sich das Flußbette, und der Apure fließt nun gerade, wie in einem nach der Schaur gezogenen Canale. Beide Ufer sind mit hohen Bäumen beschattet. Die Abtheilung des Flusses wird Canno ricco genannt, ihre Breite beträgt 136 Toisen. Sie kamen vor einem kleinen Eilande vorbei, das von unzähligen Flamingo's, rosenfarbigen Löffelreihern, Fischreihern und Wasserhühnern bevölkert war. Diese Vögel waren in solcher Menge vorhanden, und so zusammengedrängt, daß es schien, als könnten sie sich kaum bewegen. Das Eiland heißt daher auch Isla de Aves. Weiter unten kamen sie an eine Gabeltheilung des Apure, wo er einen Arm dem Cabullare zusendet, und dadurch eine beträchtliche Wassermasse verliert. So verbinden sich hier in diesem wunderbaren Lande die Flüsse unter einander, und gewähren durch dies wahrhafte Flußnetz einen Zusammenhang dieses unermesslichen Gebietes, wie kein anderes Land der Welt.

Jetzt landeten sie am rechten Ufer des Flusses bei einer kleinen Mission an, die von den Guamos bewohnt wird. Sie bestand nur noch aus sechzehn bis achtzehn aus Palmenblättern erbauten Hütten. In den statistischen Tabellen aber, die dem Hofe jährlich eingereicht wurden, hieß es: die Dorfschaft von Santa Barbara de Arichuna. Die Guamos sind ein Indianerstamm, der nicht leicht an bleibende Wohnstätten sich gewöhnt. Ihre Lebensweise hat sehr viele Ähnlichkeit mit den Achagua, Guajibos und den Otomaken, mit denen sie Unreinlichkeit, Rachsucht und den Hang zum Herumirren gemein haben, und nur durch die Sprache wesentlich unterschieden sind. Die Beschaffenheit des Landes scheint diesen Hang zum unstäten Leben zu begünstigen. Wir werden sehen, daß in Gebirgen der Catarakten Völker mit mildern Sitten und mehr Empfänglichkeit für Civilisation wohnen. Auf dem Rücken der Berge und mitten in dicken Wäldern nöthigt die Natur zur Cultur des Bodens, indem sie das Jägerleben erschwert, wo es keine andern Straßen als Flüsse gibt.

Sie konnten hier bei den Guamos die gewünschten Vorräthe nicht erhalten, weil sie nur etwas Maniok pflanzten, scheinen aber sonst gutmüthig und gastfrei zu seyn. Unterhalb Vuelto del Cochino roto, an einer Stelle, wo der Strom sich ein neues Bette gegraben hatte, brachte man die Nacht an einem ausgedehnten, aber unfruchtbaren Gestade zu. Die Waldung war so dicht und unzugänglich, daß

man große Mühe hatte, sich etwas trocknes Holz zur Feuerung zu verschaffen. In der Nähe des Feuers halten sich die Indianer gegen nächtliche Angriffe des Tigers gesichert. Die eigene Erfahrung der Reisenden scheint dieses zu bestätigen, wiewohl *Azara* versichert, daß zu seiner Zeit ein Tiger einen Menschen in der Savane vom angezündeten Feuer weggeschleppt habe.

Es lohnt sich der Mühe, einen Blick in den Salon der Natur zu werfen, wo unsere Freunde übernachteten. Es brennt also ein großes Feuer. Am Ufer liegt eine Compagnie Kürassiere, die ihre Augen zärtlich nach dem Feuer wenden, und daran großes Wohlbehagen finden, nämlich eine Schaar Krokodille. So wie alle Wasserthiere, scheinen auch sie vom Glanze des Feuers angezogen. Im Sande zeigten die Indianer die Spuren von drei Tigern, unter denen zwei Junge. Also wahrscheinlich hatte die Hausfrau in der Nähe ihr Gebiet, und war mit ihren Junkerchens am Strome zur Tränke gewesen. Hier nun wurden die Hängematten, in Ermanglung eines Baumes, an die Ruder, die man in die Erde befestigt hatte, aufgehängt. Nun begab man sich zur Ruhe. Die Bewohner des Waldes wollten jedoch zeigen, daß sie zu leben wüßten, und hatten daher ein Ständchen besorgt, um die europäischen Gäste in den Schlaf zu lullen. Das Concert begann um elf Uhr in der Nacht. Eine Menge Thierstimmen ertönten zu gleicher Zeit, daß es unmöglich war, sich nicht des Schlafes zu enthalten, um ihm

zuzuhören. Die Indianer konnten nur diejenigen unterscheiden, die sich einzeln hören ließen. Es waren die leisen Flötentöne des Sagoins, die Seufzer der Alouaten, das Geschrei des Tigers, des Cougars oder amerikanischen Löwen ohne Mähne, des Bisamschweins, des Faulthiers, des Hocco, des Paragua und einiger anderer Vögel aus dem Hühnergeschlechte. Kamen die Jaguars dem Saume des Waldes näher, so fing der Hund unter der Hängematte, der bis jetzt nur gebellt hatte, zu heulen und sich unter die Hängematte zu verkriechen an. Zuweilen trat eine Stille ein, dann stimmten die Tiger von den Bäumen herab das Höllen-Concert aufs Neue an, welchem dann das schneidend anhaltende Pfeifen der Affen folgte, die der drohenden Gefahr zu entfliehen schienen.

Diese Art Nachtberberge war den Pilgern am Anfange ihrer Wasserfahrt noch neu. Allein man gewöhnt sich an Alles, besonders wenn es sich, wie hier der Fall war, Monate lang wiederholt. Die Sicherheit, welche die Indianer zu Tage legen, flößt auch den Reisenden Zutrauen ein. Man beredet sich, die Tiger scheuen alle das Feuer, und ein Mensch, der in seiner Hängematte liegt, werde nie von ihnen angegriffen. Wirklich sind auch die Fälle, wo solche Angriffe Statt gefunden haben, äußerst selten, und während des ganzen Aufenthalts des Herrn von *Humboldt* in Amerika, also durch fünf Jahre, kam nur ein einziges Beispiel vor, das man einen Llan-

neros in seiner Hängematte von einem Tiger zerfleischt gefunden hatte.

Frägt man die Eingebornen nach der Ursache, warum die Waldthiere in der Nacht einen so furchtbaren Lärm machen, so geben sie die lustige Antwort: Sie feiern den Vollmond! Die Ursache mag jedoch von dem Kriege herrühren, der sich im Walde erhebt. Der Jaguar z. B. verfolgt den Peccari und den Tapir, welche sich nur durch ihre Menge vertheidigen, in gedrängten Schaaren fliehen, und das Gebüsch auf ihrem Wege zerdrücken. Die furchtsamen und argwöhnischen Affen, von dem Kampfe erschreckt, erwiedern das Geschrei von den Bäumen herab. Sie wecken dadurch wieder die in Gesellschaft lebenden Vögel auf, und so geräth nach und nach die ganze Menagerie in Aufruhr. Wir werden bald sehen, daß gar nicht immer beim Mondscheine, sondern vorzüglich zur Zeit der Gewitter und heftiger Regengüsse jener Lärm unter den wilden Thieren Statt findet. Der Himmel wolle ihnen eine gute Nacht und Ruhe verleihen, wie uns andern, sprach der Mönch, der sie auf dem Rio Negro begleitet hatte, als er, von Müde erschöpft, das Nachtlager errichten half. Es war in der That ein seltsamer Umstand, mitten in der waldigen Einöde keine Stille finden zu können. In den spanischen Gasthöfen scheut man den scharfen Ton der Zitter im anstossenden Zimmer; in denen am Orinoko, die in einem offenen Flußgestade oder dem Schatten eines einzeln stehenden Baumes bestehen, fürchtet man durch

die aus dem Walde herkommenden Stimmen vom Schlafe abgehalten zu werden.

## Neuntes Kapitel.

Fortsetzung der Reise. — Carisben. — Seltsamer Spaziergang. — Die Seezäh.

Am 2. April gingen sie noch vor Sonnenaufgang unter Segel. Der Morgen war schön und kühl für die, welche an große Hitze gewohnt sind. In freier Luft stieg der Thermometer auf 28°, aber der weiße Sand am Ufer behielt 36°. Lange Reihen von Meer-schweinen (Toninas) durchzogen den Strom, dessen Ufer mit Tauchervögeln besetzt war. Einige setzten sich auf das Flößholz, welches den Strom hinunterschwamm, um die Fische selbst in der Mitte des Flusses zu überfallen. Den Vormittag fuhr das Fahrzeug öfter an Klippen auf. Solche Stöße, wenn sie heftig sind, können dasselbe spalten. Sie stießen gegen die Spitze mehrerer Bäume, die seit Jahren in den tiefen Stromgrund in schiefer Richtung eingesenkt waren. Diese Bäume kommen zur Zeit großer Überschwemmungen von Sarare herab. Sie füllten das Strombett dermaßen an, daß die Piroguen auf der Rückfahrt stromaufwärts oft Mühe haben, zwischen den Wirbeln und Untiefen, die sie verursachen, sich Pfade zu öffnen. Nahe bei der Insel der Carisalen gelangten sie an eine Stelle, wo sie über der Wasserfläche Courbaril-Stämme von

aufserordentlicher Gröfse erblickten. Sie waren mit einer dem Anhinga sehr nahe verwandten Art der Plotus bedeckt. Diese Vögel sitzen reihenweise, wie die Fasanen und Parraquas. Sie sitzen stundenlang unbeweglich mit in die Höhe gerichteten Schnabel, was ihnen ein ungemein dummes Aussehen gibt.

Tiefer unten bemerkten sie eine bedeutende Abnahme des Wassers im Strome, was dem sandigen Flußbette, welches sehr viel einsaugt, und der dadurch entstehenden großen Verdunstung zuzuschreiben ist. Dieses Durobsickern durch die sandigen Ufer nimmt man an mehreren Strömen, auch im heißen Afrika wahr. Nahe bei Uuelta de Basilio waren sie gelandet, um zu botanisiren. Sie bemerkten am Gipfel eines Baumes zwei niedliche kleine Affen, ganz schwarz, von der Gröfse des Sai, mit Wickelschwänzen. Ihre Gesichtszüge und Bewegungen zeigten hinlänglich, daß sie weder Coaita's noch Chameks waren. Selbst die Indianer hatten noch nie dergleichen gesehen. Es gibt in diesen Wäldern noch eine Menge unbekannter Arten von Affen, und wohl auch andere Thiere.

An demselben Ufer zeigten ihnen die Indianer auch ein Nest voll junger Leguanen, die nicht über 4 Zoll lang waren. Man konnte sie von den grünen Eidechsen kaum unterscheiden, nur unter der Kehle waren sie etwas ausgebildet, die Rückendornen hingegen, die großen aufstehenden Schuppen, und alle Ansätze, welche dem Loguan, wenn er drei bis vier Fuß erreicht hat, eine so monströse Gestalt

geben, waren gleichsam nur erst im Keime vorhanden. Das Fleisch dieser Eidechsen ist in allen Ländern, die ein trocknes Klima haben, sehr schmackhaft, und unsere Freunde speisten sie gern, auch wenn es an anderer Speise nicht mangelte. Das Fleisch ist sehr weiß, und gehört nach dem Fleische des Tatou oder Armadills, welches hier Cachicamo heißt, zu dem besten, das man hier in den Hütten der Eingebornen antrifft.

Gegen Abend regnete es. Die Schwalben, die den unsern vollkommen gleich sehen, flogen nahe über der Oberfläche des Wassers hin. Auch ein Zug von Papageien kam vorüber, die von kleinen nicht geschopften Papageien verfolgt wurden. Das Gekreisch der Papageien machte mit dem Pfeifen der Habichte einen seltsamen Contrast. Die Nacht brachten sie im Freien am Ufer zu. In der Nähe befanden sich noch mehrere mit Pflanzungen umgebene Hütten der Indianer. Der Steuermann sagte, man würde hier den Jaguar nicht schreien hören, weil er die Orte verläßt, wo er nicht allein herrscht. Die Nähe des Menschen macht ihn launisch, sagt das Volk in den Missionen. Es ist dieses ein drolliger Ausdruck für eine richtig beobachtete Thatsache.

Am dritten April verkündigte alles eine völlige Einöde. Seit der Abfahrt von San Fernando war ihnen auf diesem schönen Strome noch kein Kahn begegnet. Die Indianer hatten Vormittag einen Fisch an der Angel gefangen, den man im Lande Caribe

heißt, weil es der blutigste im Lande ist. Er greift badende und schwimmende Menschen an, und reißt ihnen ansehnliche Stücke Fleisch aus dem Körper. Wer auch nur leicht verwundet ist, hat Mühe aus dem Wasser wegzukommen, ehe er gefährlichere Wunden empfängt. Die Indianer fürchten diese Fische ungemein, und mehrere zeigten an Waden und Schenkeln vernarbte aber tiefe Wunden, die von diesen kleinen aber gefährlichen Thieren herrühren. Sie halten sich im Grunde des Stromes auf, ergießen sich aber einige Blutstropfen in's Wasser, so sammeln sie sich bei Tausenden auf der Oberfläche. Wenn man die Menge dieser Fische, von denen die gefährlichsten und grausamsten nicht über vier bis fünf Zoll Länge haben, die dreieckige Gestalt ihrer schneidenden und spitzen Zähne und die Weite ihres dehnbaren Mundes bedenkt, so mag man sich über den Schrecken nicht wundern, welchen der Caribe den Bewohnern der Gestade des Apure und Orinoko verursacht.

Die Reisenden hatten an Stellen, wo der Fluß klar und kein Fisch zu sehen war, Stückchen blutigen Fleisches in's Wasser geworfen, in wenigen Augenblicken war ein ganzer Schwarm Cariben versammelt, welche sich um die Beute rauften. Der Bauch des Fisches ist sägeförmig gezähnt und scharf und schneidend, ein Kennzeichen, das bei mehreren Fischen angetroffen wird. Seine Rückenflossen und die Gestalt der Zähne weisen ihm den Platz unter den Scra-Salmen an. Sein Körper hat gegen

den Rücken hin eine aschgraue, in's Grünliche spielende Farbe, hingegen sind Bauch, Kiemen, Brust, Bauch- und Seitenflossen von schöner Orangefarbe. Man findet im Orinoko drei Arten, die durch Größe unterschieden werden. Der Caribe hat einen sehr angenehmen Gesehmack. Weil man nirgend zu baden wagt, wo er vorkommt, so kann er als eine der größten Plagen dieser Landschaften angesehen werden, wo die Stiche der Mosquitos und der vielfältige Hautreiz das Baden so nöthig macht.

Zu Mittag wurde gelandet in einer öden Gegend, die Algodonal heißt. Während man das Fahrzeug an's Ufer zog und das Mittagsmahl ausrüstete, hatte sich Herr von *Humboldt* von der übrigen Gesellschaft getrennt. Er ging längs dem Ufer hin, um eine Gruppe Krokodille zu beobachten. Diese Thiere schiefen an der Sonne, und waren so gelagert, daß ihre mit breiten Blättern besetzten Schwänze sich gegen einander stützten. Kleine schneeweiße Reiher traten ihnen auf den Rücken und selbst auf den Kopf, als spazierten sie über Baumstämme hin. Die Krokodille waren graulichgrün, zur Hälfte mit trockenem Schlamm überzogen, ihrer Farbe und Unbeweglichkeit wegen konnte man sie für bronzene Bilder halten.

Es ist jedoch nicht immer klug, sich in dieser Wildniss zu einsamen Spaziergängen zu entschließen, denn beinahe wäre die Einsamkeit, die überhaupt nicht viel werth seyn soll, auch Herrn von *Humboldt* gefährlich geworden. Er hatte nur immer

gegen das Ufer hingeschaut, und wollte eben einige Blätter aufheben, als er im Sande die Fufsstapfen eines Tigers, die an ihrer Größe und Breite leicht zu erkennen sind, wahrnahm. Das Thier hatte seinen Weg nach dem Walde zu genommen, und als Herr von *Humboldt* sich umsah, erblickte er in einer Entfernung von ungefähr 80 Fufs einen Jaguar unter dem dichten Laube der Ceiba ausgestreckt. Er glaubte nie einen größern Tiger gesehen zu haben, und die Freude ihn zu sehen, hatte ihn wohl auch nicht verkleinert.

Es gibt Umstände im Leben, gegen die man vergebens seine Vernunft zu stählen sucht, sagt Herr von *Humboldt*. Ich erschrock heftig, blieb jedoch meiner selbst und der Bewegungen meines Körpers hinlänglich mächtig, um die Räthe zu befolgen, die uns die Eingebornen für ähnliche Fälle gegeben hatten. Ich schritt weiter vorwärts, ohne zu laufen, ich vermied jede Bewegung der Arme, und glaubte zu bemerken, daß der Jaguar seine ganze Aufmerksamkeit auf eine Heerde Capybara's richtete, die über den Fluß setzten. Nun schlug ich den Rückweg unter einem bedeutenden Bogenkreise gegen das Ufer ein. So wie ich vorrückte, glaubte ich meine Schritte beschleunigen zu dürfen. Wie manchmal war ich versucht zurückzusehen, um mich zu versichern, ob ich nicht verfolgt würde. Zum Glücke habe ich nur spät erst diesem Triebe Gehör gegeben. Der Jaguar war unbeweglich an seiner Stelle geblieben. Es sind diese Riesenkatzen mit geflecktem

Kleide in den Landschaften, die an Capybara's, Pecari's und Damhirschen Überflufs haben, so wohl genährt, dafs sie nur selten Menschen angreifen. Ich kam athemlos bei unserem Fahrzeuge an, und erzählte den Indianern mein Abenteuer. Sie blieben dabei ziemlich gleichgültig; nachdem jedoch die Flinten geladen waren, begleiteten sie uns nach der Ceiba, unter dem der Jaguar sich gelagert hatte. Wir trafen ihn nicht mehr, und hielten auch nicht gewöhnen, ihm in's Gehölz nachzufolgen; wo man sich zerstreuen oder einzeln der Reihe nach zwischen Lianen - Geflecht gehen mufs.

Abends kamen nach diesem Straufs die Reisenden bei der Mündung des Canno de Manati vorbei, die ihren Namen von der großen Menge Manati oder Seekühe hat, welche hier alljährlich gefangen werden. Dieses grasfressende Thier, aus der Familie der Cetaceen, erreicht gewöhnlich eine Gröfse von 10 bis 12 Fuß. Sein Gewicht beträgt 500 bis 600 Pfund. Sie fanden die Oberfläche des Wassers mit seinem Rothe bedeckt, der sehr stinkt, übrigens dem des Rindviehs gleicht. Dieses Thier kommt im Orinoko unterhalb der Wasserfälle, im Río Meta und im Apure, zwischen den zwei Carizales-Eilanden und der Conserva, in Menge vor. Auf der Aussenseite und dem Rande der Flossen ist auch keine Spur von Nägeln wahrzunehmen, hingegen zeigen sich Nägelspuren am dritten Gliede, wenn die Haut der Flossen abgehoben wird. Bei einem Thiere von 9 Fuß Länge stand die Haut der Ober-

lippe vier Zoll über die Unterlippe hervor. Sie ist mit einer sehr zarten Haut bedeckt, und dient als Rüssel oder Sucher zur Untersuchung nahe befindlicher Körper. Die Mundhöhle, welche im frischgetödteten Thiere eine fühlbare Wärme hat, zeigt eine sehr ungewöhnliche Bildung. Die Zunge ist fast unbeweglich; ober der Zunge vorliegend befindet sich auf jeder Kinnlade eine fleischige Wulst, und eine mit einer sehr harten Haut überzogene Höhlung, welche gegenseitig in einander passen. Die Seekuh verschlingt so viele Futtergräser, daß sowohl der in mehrere Fächer abgetheilte Magen, als die 108 Fuß langen Gedärme damit angefüllt waren. Wird das Thier rückwärts geöffnet, so erstaunt man über die Größe, Lage und Gestalt seiner Lungen. Sie haben weite Zellen, und gleichen sehr großen Schwimmblasen, ihre Länge ist drei Fuß, und mit Luft angefüllt beträgt ihr Umfang über eintausend Kubikzoll. Es ist befremdlich, daß der Manati mit so ansehnlichen Luftbehältern, doch so häufig zum Behufe des Athemholens auf die Oberfläche kommen muß. Sein Fleisch, das ein Vorurtheil für ungesund und fiebermachend erklärt, ist sehr schmackhaft und dem Schweinefleische näher verwandt, als dem Rindfleische. Die Guamos und Otomaken sind darnach sehr lüstern, und diese zwei Völker sind es auch, die sich besonders mit der Seekuh-Fischerei abgeben. Das Fleisch wird eingesalzen, und das ganze Jahr aufbehalten, und weil die Geistlichkeit dieses Thier für einen Fisch erklärt hat, so

ist es in der Fastenzeit gar sehr gesucht. Die Seekuh hat ein überaus zähes Leben. Sie wird, nachdem sie harpunirt ist, gebunden, aber man tödtet sie nicht eher, als bis sie sich wirklich in der Pirogue befindet. Diefs geschieht, zumal wenn das Thier groß ist, oft mitten im Strome, indem man nämlich die Pirogue zwei Drittel mit Wasser füllt, sie alsdann dem Thiere unterschiebt, und das Wasser mittelst einer Kürbisflasche wieder ausschöpft.

Der Fang dieser Thiere ist zur Zeit, wenn die großen Überschwemmungen zu Ende gehen, am leichtesten, indem der Manati aus den großen Flüssen in die umliegenden Seen und Sümpfe übergöhen konnte, und die Wasser jetzt schnell fallen. Zur Zeit der Jesuitenherrschaft in den Missionen am untern Orinoko versammelten sie sich alljährlich in Cabruta, unterhalb der Mündungen des Apure, um mit den Indianern ihrer Missionen am Fusse des Berges, welcher gegenwärtig den Namen El Capuchino führt, eine große Seekuhjagd anzustellen. Das Fett dieses Thieres ist unter dem Namen: Manteca de Manati bekannt, und wird zum Kirchendienst und zur Bereitung der Speisen gebraucht. Es hat nicht den widrigen Geschmack des Thrans der Wallfische und anderer blasender Cetaceen. Die Haut der Seekühe ist anderthalb Zoll dick, wird in Riemen zerschnitten, und gleich den Streifen der Ochsenhäute in den Llannos als Stricke benutzt. Sie werden zu dem Ende im Wasser dem ersten Grade der Fäulniß ausgesetzt. In den spanischen

Colonien werden daraus Geißeln verfertigt, wozu? um die Slaven zu geißeln! und leider auch selbst die freien Indianer in den Missionen, die, den Gesetzen gemäß, als freie Menschen behandelt werden sollten.

Die Nacht durch bivouakirten sie der Insel Conserva gegenüber. Am Saume des Waldes war ein ungeheurer Baumstamm auffallend, der bei einer Höhe von 70 Fufs voll ästiger Dornen war; die Eingebornen nennen ihn Barba de Tigre. Die Indianer hatten das Feuer am Stromufer angezündet, und sie bemerkten abermal, daß sein Glanz die Krokodille anzieht, und selbst auch die Blaas, deren Geräusch so lange das Einschlafen hinderte, bis das Feuer gelöscht war. Sie wurden in dieser Nacht zwei Mal geweckt. Ein Mal war es ein Jaguar, der sein Junges zur Tränke führte. Die Indianer verfolgten ihn zwar, aber das Geschrei des Jungen ward, wie das Miauen einer Katze, noch lange gehört. Bald darauf ward der große Doggenbund an der Schnautze gebissen, oder, wie die Eingebornen sagen, gestochen. Die Stecher waren sehr große Fledermäuse, die um die Hängematte herumschwärmten. Sie haben einen langen Schwanz, wie die Molossen, und machen eine kleine runde Wunde, und die Klageöne des Hundes waren nicht aus Schmerz, sondern weil ihn die Fledermäuse schreckten. Diese Zufälle sind hier seltener, als man glaubt; denn Herr von *Humboldt* und seine Gefährten wurden nie verwundet, so oft sie auch in solchen Gegenden

im Freien schliefen, wo der Vampyr und verwandte Arten häufig vorkommen. Der Stich ist auch gar nicht gefährlich, und so wenig schmerzhaft, daß man meist nicht eher davon erwacht, als die Fledermaus weg ist.

Der 4. April war der letzte Tag auf dem Río Apure. Der Pflanzenwuchs der Gestade wird immer einförmiger. Seit ein paar Tagen fingen sie die Plage dieser Gegenden durch unzählige Insektenstiche an Gesicht und Händen auf eine jämmerliche Weise zu fühlen an. Es waren nicht Mosquitos, sondern Zancudos, wahre Schnacken, aber eine von unseren europäischen verschiedene Art. Die stechenden Insekten kommen erst nach Sonnenuntergang zum Vorschein, und ihr Saugerüssel ist so lang, daß wenn sie sich an den Untertheil der Hängematte setzen, sie durch diese und die dicken Kleider hindurch zu dringen vermögen.

Man wollte die Nacht in der Vuelta de Palmito zubringen; die Jaguars fanden sich aber in solcher Menge ein, daß die Indianer ein Paar hinter einem Courbaril Stamme antrafen, eben als sie die Hängematten befestigen wollten. Man fand es daher gerathen, das Nachtlager auf der Insel Apuritu, nahe bei der Ausmündung in den Orinoko, zu nehmen. Hier ist eine dreifache Grenzscheide. Die Insel gehört zur Provinz Caracas, das rechte Ufer des Apure und Orinoko zur Provinz Varinas, das linke aber zur Provinz Guiana. Es fanden sich hier keine Bäume, um die Hängematten zu befestigen, und man

musste sich auf Ochsenhäuten und zu ebener Erde lagern; die Hähne sind zu eng und zu voll mit Zaccudos, um die Nacht darin zuzubringen.

Die Ufer, auf welchen sie ihre Schlafstätte aufschlugen, waren steil, und hier nahmen sie die Trägheit der Vögel aus dem Hühnergeschlechte in den Tropenländern wahr. Die Hoccas und die Stein-Pauxis sind gewohnt mehrmal im Tage zum Flusse herab zu steigen, und ihren Durst zu löschen, sie trinken viel und oft. In der Nähe des Nachtlagers hatte sich eine große Menge dieser Vögel versammelt, weil aber das Ufer steil war, so war das Auf- und Absteigen beschwerlich. Sie versuchten es mehrmal ohne ihre Flügel dabei zu gebrauchen. Man trieb sie vor sich her, wie man eine Heerde Schafe vor sich her treibt. Auch die Zamuros-Geier mögen sich nicht leicht zum Auffliegen entschließen.

Die Gewässer des Apure schienen gegen seine Ausmündung hin auffallend abzunehmen, und am 5. April hatte derselbe Strom, der oben auf 136 Toisen Breite hielt, an seiner Ausmündung nur noch 60 bis 80 Toisen. Seine Tiefe betrug an dieser Stelle nur noch 3 bis 4 Toisen. Er verliert von seinem Wasser allerdings zwei Arme, den Rio Arichuna und den Canno del Manati, wovon der eine nach Payara, der andere nach Guarico hinziehen; dennoch aber scheint die große Abnahme des Wassers noch mehr auf der oben erwähnten Einsickerung zu beruhen. Nahe bei seiner Einmündung in den Orinoko betrug die Schnelligkeit des Laufes des Apure

nur noch 3 Fufs 2 Zoll in der Sekunde. Der Fall des Apure läßt sich im Durchschnitte nicht über 13 Zoll auf die Meile von 950 Toisen berechnen. *La Condamine* und Major *Rennel* behaupten, daß der Fall des Marannon nicht einmal 4 bis 5 Zoll auf die Meile betrage.

Ehe sie in den Orinoko gelangten, stießen sie öfter auf Untiefen und zuletzt mußten sie die Piroguen am Taue ziehen lassen. Jetzt entdeckten sie südwärts die abgesonderten Hügel von Coruato, in Osten begannen die Granitfelsen von Curiquima, der Zuckerhut von Caycara und die Berge von Tyran sich am Horizonte zu erheben. Nicht ohne Rührung erblickten sie nun zum ersten Male die Gewässer des Orinoko auf einem von der Küste so entfernten Punkte.

Die Mündung des Apure liegt unter  $7^{\circ}, 36' 23''$  N. Br. und  $69^{\circ}, 7' 29''$  O. Br.

**SIEBENTES BUCH.**



## Erstes Kapitel.

Anblick des Orinoko. — Die Mission Encaramada. — Sagen von der Sündfluth.

**A**ls wir den Rio Apure verliesen, sagt Herr von *Humboldt*, hatte die Landschaft ein völlig neues Aussehen erhalten. Die unermessliche Wasserfläche lag einem See gleich, so weit das Auge reichte, vor uns ausgedehnt. Schäumende Wellen wurden vom Kampfe des Windes und der Strömung mehrere Fuls hoch emporgehoben. Die kreischende Stimme der Röhler, der Flamingos und der Löffelgänse, welche in langen Reihen von einem Gestade zum andern überflogen, ließen sich nicht mehr in der Luft hören. Vergeblich sahen wir uns nach den Schwimmvögeln um, deren kunstreiche List sich in jedem Stamme verschieden offenbart. Die ganze Natur hatte ein minder belcbtes Aussehen. Nur selten erblickten wir zwischen den hohlen Wellen einzelne große Krokodille, welche mittelst ihrer langen Schwänze die Fläche des unruhigen Wassers tief durchschnitten. Den Horizont begrenzte ein waldiger Kranz, allein nirgend dehnte der Wald sich bis zum Flußbette aus. Ein breites Gestade, von der Sonnenhitze allezeit verbrannt, öde und unfruchtbar, wie das Gestade des Meeres, sah es von wei-

tem, der Luftspiegelung wegen, wie stillstehendes Wasser aus. Weit entfernt, dem Strome Grenzen zu setzen, machten die Sandufer vielmehr diese ungewiss, und es erschienen dieselben, je nach dem wechselnden Spiele der Strahlenbrechung, bald näher, bald wieder entfernter.

In diesen einzelnen Zügen des Landschaftsgemäldes, in diesem Charakter der Einfachheit und der Grösse erkennt man den Lauf des Orinoko, eines der ersten und majestätischsten Ströme der Welt. Die Gewässer, so wie das Land, stellen überall eine eigenthümliche und bezeichnende Gestaltung dem Auge dar. Das Strombette des Orinoko hat ein anderes Aussehen, als die Betten des Meta, Guaviare, des Rio Negro und des Amazonenstroms. Ihre Verschiedenheiten beruben nicht blofs einzig nur auf Breite und Schnelligkeit des Laufes, sie gelien aus einem Inbegriffe der Verhältnisse hervor, die an Ort und Stelle leichter wahrzunehmen sind, als sie genau dargestellt werden mögen; so daß ein erfahrener Seemann, aus der blofsen Gestalt der Wellen, aus der Farbe des Wassers, aus dem Aussehen des Himmels und der Wolken errathen könnte, ob er sich im Atlantischen, im Mittelmeere oder im Aequinoctial-Theile des grossen Weltmeeres befinde.

Es wehte ein kühler Ost-Nord-Ostwind, dessen Richtung uns das Stromaufwärtssegeln nach der Mission von Encaramada erleichterte; unsere Pirogue leistete aber dem Wellenstofs nur schwachen Widerstand, daß Personen, welche der Seekrankheit

ausgesetzt waren, auch auf dem Strome Übelseyn erlitten. Das Cogeneinanderstossen der Gewässer bei der Vereinbarung beider Ströme verursachte den Wellenschlag. Dieser Stofs ist sehr heftig, aber nicht so gefährlich, wie der Pater *Gumilla* versichert. Wir kamen bei der Punta Curiquima vorbei, die eine Masse von quarzigem Granite, ein kleines, aus abgerundeten Blöcken bestehendes Vorgebirg ist. Hier hatten am rechten Gestade des Orinoko zur Zeit der Jesuiten der Pater *Rotella* eine Mission von Palenkes- und Viriviri- oder Guires-Indianern gestiftet. Zur Zeit der Überschwemmungen waren die Felsen Curiquima und das an seinem Fusse gelegene Dorf völlig mit Wasser umringt. Diese sehr nachtheiligen Verhältnisse, und die unzählbare Menge der Mosquitos und Nigues, von denen der Missionär und die Indianer geplagt wurden, bewogen sie, den feuchten Ort zu verlassen.

Die außerordentliche Breite des Orinoko, zwischen der Ausmündung des Apure und den Felsen Curiquima, bewog mich, sie mittelst einer zwei Mal auf dem westlichen Ufer gemessenen Basis zu messen. Das Bette des Stromes hatte in seinem gegenwärtigen Verhältnisse des niedrigen Wasserstandes 1906 Toisen Breite; dieselbe steigt aber auf 5517 Toisen an, wenn zur Regenzeit der Felsen Curiquima und der Meierhof des Capuchina, nahe beim Hügel des Pocopocori, zu Inseln werden. Das Anschwellen des Orinoko vermehrt sich durch den Andrang der Gewässer des Apure, welche keineswegs,

gleich andern Flußmündungen, in einem spitzen Winkel mit dem höhern Theile des Hauptrecipienten zusammentreffen, sondern sieh unter einem rechten Winkel damit vercinbaren. Die Temperatur des Wassers des Orinoko, an mehreren Punkten des Strombettes gemessen, betrug mitten im Thalwege, wo die Strömung am stärksten ist, 28°, 3, in der Nähe der Ufer 29°, 2.

Jetzt ging nun die Fahrt stromaufwärts im Orinoko. Die Breite des Stroms ist so beträchtlich, daß die fernen Berge von Encaramada, wie auf dem Meerhorizonte emporzusteigen schienen. Man wird hier versucht zu vergessen, daß man auf einem Strome und nicht auf offner See ist. Diese Berge von Encaramada bilden in der Richtung von Osten nach Westen eine zusammenhängende Kette. Sie bestehen aus ungeheuren zerspaltenen und über einander gehäuften Granitblöcken. Der durch diese Trümmer der Urgebirge eingestreute höchst kräftige Pflanzenwuchs verschönert diese Gegend ungemein, und verleiht der Landschaft ein höchst malerisches Aussehen. Man glaubt alte Schloßruinen mitten aus dem Walde hervorragen zu sehen. Die aus Tamanken Indianern bestehende Mission liegt am Fusse des Tepupano. Er stellt auf seiner Höhe drei ungeheure Granitcylinder dar, von denen zwei eingesenkt sind, während der dritte, dessen Untertheil ausgeschnitten und der über 80 Fufs hoch ist, eine senkrechte Stellung behalten hat. Diese Trennungsart des nicht aufgeschichteten Granits, in cylindri-

sche und prismatische Modeln , findet sich in allen Welttheilen wieder.

Sie verweilten nun einige Zeit im Hafen von Encaramada , dessen Gestade ein 40 bis 50 Fufs hoher Fels bildet. Es ist hier eine Art Embarcadero , wo die Schiffe sich versammeln. Der Granit behält hier seine zerbrochene Gestalt bei. Einige dieser abgesonderten Massen haben eine kugelförmige Gestalt. Dieser Granit ist bleigrau, öfters schwarz, wie mit Braunstein - Oxyd überzogen. Diese Farbe dringt jedoch nicht über ein Drittel Linie in das Fossil ein , welches weisröthlich , grobkörnig ist , und keine Hornblende enthält.

Die Missionen in Südamerika führen insgesamt Namen , die aus zwei Wörtern zusammengesetzt sind , wovon der erste den Schutzheiligen nennt , der andere ein indischer Name ist. Dieser wird entweder vom Volksstamme , der die Mission bewohnt , oder von der Gegend , wo , oder dem Flusse , an dem sie angebaut ist , entlehnt. Die Mission St. Luis de Encaramada , hiefs in indischen Namen auch Quaya und Caramana. Dies Dörfchen wurde 1749 durch den Jesuiten , Pater Gili erbaut. Dieser Missionär ist auch Verfasser eines schätzbaren Werkes über Südamerika , das zu Rom unter dem Titel : *Storia del Orenoco* erschienen ist. Dieser , in den Sprachen des Landes wohlerfahrene Mann hat achtzehn Jahre , bis zur Vertreibung der Jesuiten , in dieser Einsamkeit gewohnt. Er war jedoch nie bis zu den Catarakten des Stroms , den er beschrieben hat , gelangt.

Dieses kann einen Begriff von dem wilden Naturzustande dieser Länder geben.

Im Hafen von Encaramada trafen sie Cariben (nicht Fische, sondern Menschen) aus Panapana an. Es war ein Kazike, der in seiner Pirogue den Orinoko hinauffuhr, um der berühmten Schildkröten-Eierlese beizuwohnen. Der Hinterthcil seiner Pirogue war wie ein Pongo abgerundet, und von einem kleinen Kabne, der Curiara heisst, begleitet. Er saß unter einer Art Zelt, das gleich den Segeln aus Palmbllättern verfertigt war. Sein kalter, steifer Ernst, und die Ehrerbietung, womit ihn seine Begleiter behandelten, deutete die Wichtigkeit seiner Person an. Sonst trug der Kazike keine andere Kleidung, als seine Indianer. Sie waren nämlich alle nackt, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und mit Onoto, dem färbenden Satzmehle des Rocon, bemalt. Diese Cariben waren ein schöner Menschenschlag, fast athletischer Gestalt, und viel schlanker als die Indier, welche ihnen bisher zu Gesichte gekommen waren. Ihre glatten, dichten Haare waren an der Stirne abgeschnitten, ihre schwarzen Augenbraunen, ihr finsterner kräftiger Blick erthcilten ihrem Gesichte einen Ausdruck grosser Härte. Sie haben eine schöne gewölbte Stirne. Die sehr grossen, aber eckelhaft schmutzigen Weiber trugen ihre Kinder auf dem Rücken. Die Schenkel und Beine dieser kleinen Kinder waren in einiger Entfernung von einander mit breitem Baumwollentuche belegt. Das unter diesen Banden festgedrückte Fleisch war in den Zwi-

schenräumen angeschwollen. Man bemerkt überhaupt, daß die Cariben auf ihr Äußeres und auf ihren Schmuck so viele Sorgfalt wenden, als nackte und roth bemalte Menschen nur immer thun können. Sie legen auf gewisse Leibesformen großen Werth, und eine Mutter würde der Gleichgültigkeit gegen ihre Kinder beschuldigt werden, wenn sie der Wade nicht die Gestalt, wie sie die Landessitte heischt, zu geben bemüht wäre.

In der Nähe von Encaramada wird der Orinoko durch eine Insel getheilt. Der Abend war schön und der Mond beleuchtete die Gipfel der Granitfelsen. Der feuchten Luft ungeachtet war die Wärme so gleichförmig vertheilt, daß kein Funkeln bemerkt wurde. Gegen Mitternacht umzogen jedoch Wolken den Himmel, und heftige Windstöße brachten ihr Fahrzeug in Gefahr. Den ganzen Tag über hatten sie nichts als Krokodille von ausnehmender Größe gesehen. Sie waren alle 20 bis 24 Fufs lang. Die Indianer behaupten, die jungen Krokodille zögen die Lachen und minder tiefen und weniger breiten Ströme vor. Sie häufen sich besonders in Seitenarmen an, und man könnte auf sie anwenden, was *Abd-Allatif* von dem Nilkrokodille sagt: Sie wimmeln, wie die Würmer, in den Untiefen des Stromes und um die unbewohnten Inseln her.

Die Fahrt den Orinoko hinauf ward auch am 6. April fortgesetzt, Anfangs in südlicher, hernach in südwestlicher Richtung. Sie bekamen, nun die Südseite der ausgezahnten Bergkette zu sehen, deren

dem Flusse zugekehrter Theil 140 bis 160 Toisen hoch ist. Die Berge von Encaramada schließt sich an die des Mato an, auf denen der Asiveru entspringt, und diesen folgen noch mehrere andere Reihen, die durch kleine mit Gras bewachsene Ebenen von einander gesondert sind. Dieses Gebirgsland wird von Indianern bewohnt, die milde Sitten haben und an Ackerbau gewöhnt sind. Durch diese Gegend hat der General *Itturiage*, der einen Grenz zug unternommen und ausgeführt hat, das für die neue Stadt San Fernando de Atabapo bestimmte Hornvieh führen lassen. Damals zeigten die Indianer von Encaramada den spanischen Soldaten den Weg des Rio Manapiari, der sich in den Ventuari ausmündet. Fährt man diese zwei Ströme hinab, so gelangt man in den Orinoko und Atabapo, ohne den großen Catarakten zu begegnen, welche dem Viehtransporte unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Der Unternehmungsgeist, welcher die Castilianer zur Zeit der Eroberung begeistert hat, trat um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aufs Neue hervor, als König *Ferdinand VI.* die wahren Grenzen seiner ausgedehnten Besitzungen kennen lernen wollte, und als in den Wäldern von Guyana, diesem classischen Boden der Lüge und märchenhafter Überlieferungen, die Schlaubeit der Indianer jene trügerischen Begriffe von Reichthümern des *Dorado*, welche die Phantasie der Eroberer so abenteuerlich beschäftigt hatte, für einige Zeit aufs neue in's Leben rief.

*Juan Martinez*, ein alter Spanier, und *Raleigh*, ein alter Engländer, versichern bei den Eingebornen viele Goldgeschiebe gesehen zu haben. Es fragt sich, woher sind diese gekommen? Herr von *Humboldt* glaubt, daß sie, so wie das Zinn, welches man findet, in einzelnen Körnern im Gebirge zerstreut sey, aber keine Gänge bildet. Man fand zwar vor nicht langer Zeit in der Quebrada del Tigre ein Goldkorn von zwei Linien Durchmesser. Die Missionäre fanden die Sache interessanter als die Eingebornen, allein dieser Fund ist ohne Wiederholung geblieben.

Bei den Ureinwohnern hat sich der Glaube erhalten und fortgeerbt, daß zur Zeit der großen Gewässer, wo ihre Väter sich in Höhlen retten mußten, die Felsen von Encavamada durch die Meeresthüthen bespült wurden. Diese Sage ist unter allen Stämmen verbreitet, welche die Wälder vom Orinoko bewohnen. Fragt man nun die Tamanaken, wie das Menschengeschlecht das Zeitalter der Gewässer der Mexikaner, die große Sündfluth überlebt habe? so antworten sie: Ein Mann und ein Weib retteten sich auf einem hohen Berge, welcher Tamanacu heißt, und an dem Gestade des Asiveru oder Cuchiveru liegt. Sie warfen die Früchte der *Mauritia*-Palme über ihre Häupter rücklings, und aus den Kernen dieser Früchte sind Männer und Weiber entsprossen, welche die Erde neuerdings bevölkert haben. In solcher Einfachheit wird unter den gegenwärtigen Wilden eine Überlieferung an-

getroffen, die von den Griechen mit allen Reizen der Phantasie ausgeschmückt worden ist.

Einige Meilen von Encaramada erhebt sich mitten in der Savane ein Felsstück, welches Tepu-Mereme heißt, der gemalte Fels. Derselbe ist mit Thierbildern und symbolischen Schriftzügen geziert, die denen ähnlich sind, welche Herr von *Humboldt* auf der Rückreise den Orinoko herab in der Nähe der Stadt Caycara antraf. In Afrika werden ähnliche Felsen von den Reisenden Fetisch-Steine genannt. Dieser Name paßt nicht hieher, denn die Ureinwohner vom Orinoko sind keine Fetischanbeter, und es ist nicht wahrscheinlich, daß die Bilder der Sonne, Mond, Sterne, Tiger, Krokodille und anderer Thiere Gegenstände der Verehrung vorstellen. Zwischen den Gestaden des Cassiquiare und des Orinoko kommen diese Hieroglyphen-Bilder, oftmal in großer Erhöhung an den Felsenmauern vor, die dort nur mittelst sehr hoher Gerüste zugänglich seyn würden. Fragt man die Urcinwohner, wie es möglich war, diese Bilder in den Felsen zu graben, so antworten sie lächelnd, mit Hinweisung auf eine Thatsache, die nur einem Fremden, einem weisen Menschen unbekannt bleiben konnte: zur Zeit der großen Überschwemmung seyen ihre Väter in Kähnen zu jener Höhe gelangt.

Diese alterthümlichen Sagen des Menschengeschlechts finden sich, wie Trümmer eines großen Schiffbruchs, überall auf Erden zerstreut, und gewähren dem philosophischen Forscher ungemeines

Interesse. Man erkennt auch an allen diesen Sagenrümmern, daß es Bruchstücke desselben Schiffes sind, auf welchem eine Vorwelt scheiterte. Trotz aller Modification, welche sie durch den Einfluß des Klima, der Culturstufe, der Lebensart derer, die sie aufbewahren, erleiden, erkennt man in ihnen einen gemeinschaftlichen Ursprung. Sie weisen auf eine große Thatsache der Vorwelt zurück, und bestätigen Sagen, die wir mit der Muttermilch einge-sogen haben, wenn wir auch ihre Geschichte nicht zu enthüllen vermögen. Das Wesentliche: eine Erneuerung der Natur durch eine auf nassem Wege bewirkte Katastrophe des Erdballs, bleibt immer dasselbe, so verschieden die Art seyn mag, und das Kleid, in welches diese Überlieferung gehüllt ist. Jedes Volk ertheilt ihm aber sein örtliches Colorit. In steinigen Arkadien betrachtet man die Erde als Mutter der Menschheit, die von ihr genährt wird. Am Orinoko wird die Mauritia - Palme als die Wohlthäterin erkannt. Ihr Grund ist aber dieselbe Sage, und überall ist es ein Schiff, welches auf dürrem Berge stehen bleibt. Jedes Volk hat aber seinen eignen Berg, den es als denjenigen angibt, dem es seine Erhaltung verdankt.

## Zweites Kapitel.

Die Schildkröten - Insel. — Schildkröten - Eiererte.

Ein frischer Nord-Ostwind brachte unsere Reisenden mit vollen Segeln nach der Bocca de la Tortuga. Sie landeten Vormittags auf einer Insel, welche die Indianer der Mission Uruama als ihr Eigenthum betrachten. Sie liegt mitten im Flusse, und ist berühmt durch den jährlichen Schildkrötenfang und die darauf veranstaltete Schildkröten-Eiersammlung. Sie trafen hier eine bei dreihundert Personen starke Indianer - Gesellschaft an, welche sich unter Hütten von Palmbäumen gelagert hatten. Seit San Fernando hatten sie nur ödes Küstenland gesehen, und darum wurden sie durch die hier herrschende Lebendigkeit überrascht.

Es hatten sich hier aufser den Guamos und Otamaken von Uruama, die für besonders wilde Stämme gelten, auch Cariben und andere Indianer vom Unter-Orinoko eingefunden. Jeder Stamm war besonders gelagert, und zeichnete sich durch seine Hautfarbe aus. Mitten unter diesen lärmenden Horden sah man Weisse, Krämer aus Angostura, die hieher gekommen waren, um von den Eingebornen das Öhl der Schildkröten - Eier zu kaufen. Der aus Alcalá de Henarez gebürtige Missionär kam ihnen entgegen, und war nicht wenig verwundert über die Ankunft europäischer Reisender. Er bewunderte ihre Instrumente, machte ihnen aber eine übertriebene Beschreibung der Beschwerlichkeiten, denen

sie beim Ansteigen des Orinoko, über die Catarakten hinaus, ausgesetzt seyn würden.

Er liefs sich den eigentlichen Zweck der Reise gar nicht einreden, und er setzte geheimnißvolle Beweggründe voraus. Wer wird glauben, sagte er, daß Ihr Euer Vaterland verlassen habt, um Euch hier auf diesem Strome von Mosquitos verzehren zu lassen, um Länder zu messen, die nicht die Eurigen sind? Glücklicher Weise beseitigte das Empfehlungs Schreiben des Pater Guardian der Franziskaner Missionen und die Begleitung des Schwagers des Statthalters von Varinas dieses Mißtrauen, welches Kleidung, Sprache und das Eintreffen auf dieser Insel veranlaßt hatte. Der Missionär lud sie nun zu seinem aus Pisangfrüchten und Fischen bestehenden Mittagsmahle ein. Er erzählte nun, daß er für die Zeit der Eierernte in's Lager der Indianer gekommen sey, um jeden Morgen unter freiem Himmel eine Messe zu lesen, und sich das zum Dienste der Kirchenlampe erforderliche Öl zu verschaffen, hauptsächlich aber, um diese Republik der Indianer und Castilier, in der jeder nur für sich allein benützen möchte, was Gott doch allen verliehen habe, in Ordnung zu erhalten.

Es wurde nun in Gesellschaft des Missionärs und eines Krämers, der sich rühmte, schon seit zehn Jahren das Lager der Indianer und die Schildkröten-Ernte besucht zu haben, die Insel durchwandert. Diese Gegend am Gestade des Orinoko wird von den Krämern eben so besucht, wie eine Messe zu

Frankfurt. Sie befanden sich nun in einer vollkommen flachen Sandebene. »So weit Ihr am Ufer hinsehen könnt, sagte man, liegen Schildkröteneier unter der Erdschichte.« Der Missionär hielt eine lange Stange in der Hand, mit der er den Grund sondirte. Beim Eindrücken der Stangen in die Erde nimmt man an dem plötzlich aufhörenden Widerstande wahr, daß man zu der Schichte gelangt ist, worin sich Schildkröten-Eier befinden. Diese Schichte ist so gleichförmig verbreitet, daß in einem Umkreise von zehn Toisen die Sonde überall diese Schichte wahrnimmt.

Es wird hier auch nur von Quadratruthen Eiern gesprochen, und das Land kann einem Grubenlande gleichgehalten werden, das in Loose vertheilt, auf das regelmässigste gebaut wird. Die Eierschichte ist jedoch nicht auf die ganze Insel verbreitet, denn wo der Boden plötzlich ansteigt, können die Schildkröten nicht hinkommen.

Die Indianer versicherten, daß man von der Mündung des Orinoko bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Apure keine Insel antreffe, und kein Gestade, das nicht voll von Schildkröten-Eiern wäre. Die große Schildkröte Arrau meide die von Menschen bewohnten oder von Schiffen besuchten Orte. Sie ist ein furchtsames und argwöhnisches Thier, das den Kopf aus dem Wasser hervorreckt und sich beim geringsten Geräusche verbirgt. Die Gestade, auf denen sich fast alle Schildkröten vom Orinoko alljährlich zu sammeln scheinen, sind zwischen dem

Zusammenflüsse des Orinoko mit dem Apure und den großen Catarakten oder Raudales, das will sagen, zwischen Cabruta und den Missionen von Atures und von Pararuma gelegen, etwas oberhalb von Carichana. Die Schildkröte Arrau scheint nicht über die Catarakten anzusteigen, und man versicherte, daß oberhalb von Atures und Maypures keine andern als Terekey-Schildkröten vorkommen.

Die Arrau-Schildkröte ist diejenige, welche die Spanier schlechtweg Tortuga nennen. Sie ist für die Völker am untern Orinoko von hohem Werthe. Dieses Thier ist eine große Süßwasser-Schildkröte mit Füßen, deren Zehen durch eine Schwimmbaut verbunden sind, mit sehr flachem Kopfe, zwei fleischigen, stark zugespitzten Anhängseln unter dem Kinne, fünf Nägel an den Vorder- und vier an den Hinterfüßen, welche unterhalb gestreift sind. Die Schale besteht aus fünf mittlern, acht Sciten-, und vier und zwanzig Randschuppen. Die Farbe ist oberhalb grauschwarz und unterhalb orangengelb. Die Füße sind glatt und sehr lang; zwischen den Augen bemerkt man eine tiefe Furche. Die Nägel sind sehr stark und sehr gewölbt. Der After steht zu  $\frac{1}{3}$  vom Endtheile des Schwanzes entfernt. Das erwachsene Thier wiegt 40 bis 50 Pfund. Seine Eier, viel größer als Taubeneier, sind nicht so länglich, wie die Terekey-Eier, und mit einer kalkigen Kruste überzogen, welche, wie man versichert, fest genug ist, um den Otomaken-Kindern, die große Ballspieler sind, statt der Kugeln zu dienen,

die sie in die Höhe und einander zuwerfen. Wenn die Arrau-Schildkröte im Strombette über den Catarakten vorkäme, so würden die Indianer vom Ober-Orinoko keinen so weiten Weg machen, um sich das Fleisch und die Eier dieses Thieres zu verschaffen. Man hat vormals ganze Völkerschaften von Atabapo und vom Cassiquiare von jenseits der Raudales kommen sehen, um an der Fischerei in Uruana Theil zu nehmen.

Die Terekay sind kleiner als die Arrau. Ihr Durchmesser beträgt nicht über 14 Zoll. Die Zahl der Schuppen ihrer Schalen ist die nämliche, deren Stellung jedoch etwas abweicht. Herr von *Humboldt* hat drei in der Mitte und fünf sechseckige auf jeder Seite gezählt. Die Ränder sind mit vier und zwanzig durchaus viereckigen und stark eingekrümmten Schuppen besetzt. Die Farbe der Schale ist schwarz auf grün schillernd, Füße und Nägel sind aber wie bei der Arrau. Das ganze Thier ist olivengrün, hat aber auf dem Scheitel des Kopfes zwei rothgelbe Flecken. Die Brust ist ebenfalls gelb und mit einem stacheligen Anhängsel versehen. Die Terekays versammeln sich nicht, wie die Arrau oder Tortugas, in großer Menge, um ihre Eier gemeinsam und am gleichen Gestade abzulegen. Die Terekay-Eier haben einen angenehmen Geschmack, und sind unter den Bewohnern Guyanas sehr beliebt. Man findet sie am Ober-Orinoko, wie unterhalb der Catarakten und sogar auch im Apure, im Uritucu, im Guarico und in den kleinen Flüssen, welche die

Llanos von Caracas durchfließen. Beide Arten scheinen jedoch einer neuen Gattung anzugehören.

Die Zeit, in welcher die große Arrau-Tortuga ihre Eier legt, trifft mit dem niedern Wasserstande zusammen. Da der Orinoko vom Frühlings-Acqui-noctium an zu wachsen beginnt, so liegen seine niedrigen Gestade vom Ende Januar bis 20. oder 25. März trocken. Die Arrau-Schildkröten, welche vom Januar an in Rotten zusammenhalten, kommen alsdann aus dem Wasser hervor, und wärmen sich an der Sonne, indem sie sich auf den Sand legen. Die Indianer glauben eine beträchtliche Wärme der Gesundheit des Thieres unentbehrlich und das Sonnenbefördere das Eierlegen. Den ganzen Februar durch trifft man die Arrau-Schildkröte auf dem Gestade an. Zu Anfang März versammeln sie sich in zerstreuten Rotten, und schwimmen auf nicht zahlreiche Inseln hin, wo sie ihre Eier zu legen gewohnt sind. Wahrscheinlich besucht die gleiche Schildkröte alljährlich auch dasselbe Gestade. Um diese Zeit und einige Tage, ehe das Eierlegen seinen Anfang nimmt, zeigen sich diese Thiere bei Tausenden in langen Reihen an den Ufern der Insel Cucuruparu, Uruana und Pararuma mit ausgestrecktem Halse, und den Kopf über dem Wasser emporhaltend, um zu sehen, ob von Tigern oder Menschen keine Gefahr drohe. Die Indianer, denen sehr viel daran gelegen ist, daß die versammelten Rotten vollständig bleiben, daß die Schildkröten sich nicht zerstreuen, und daß das Eierlegen ruhig und unge-

stört vor sich gehe, stellen in gewissen Entfernungen am Gestade Wachen aus. Die Schifflente werden erinnert, ihre Fahrzeuge in der Strommitte zu halten, und jedes Geräusch, das die Schildkröten stören und verscheuchen könnte, zu vermeiden. Das Eierlegen geschieht immer zur Nachtzeit, und fängt gleich nach Sonnenuntergang an. Das Thier gräbt mit seinen sehr langen und mit Nägeln versehenen Hinterpfoten eine Grube, welche drei Fuß Durchmesser hat, und zwei Fuß tief ist. Den Angaben der Indianer zufolge wird der Ufersand, um ihn zu befestigen, mit Urin besucht. Man glaubt dies am Geruche zu erkennen, wenn man ein frisch gegrabenes Nest öffnet. Der Drang, ihre Eier zu legen, ist bei diesen Thieren so groß, daß einige sich dazu der Löcher bedienen, die von andern gegraben und nicht wieder zugemacht worden sind. Sie bringen alsdann auf die in der Grube vorhandene noch eine neue Eierlage. Bei der lärmenden Unruhe werden eine Menge Eier zerschlagen. Der Missionär zeigte, indem er den Sand aufwühlte, daß bei Einsammlung der Eier man so unordentlich zu Werke gehe, daß ein Drittheil der ganzen Ernte verloren gehe. Das Gelbe der Eier trägt, indem es vertrocknet, dazu bei, den Sand zu verkitten, und man findet sehr ansehnliche Massen Quarzsand und Muschelschalen, die durch dieses Cement verbunden und damit verkittet sind. Die Zahl dieser am Ufer über Nacht arbeitenden Thiere ist so groß, daß man des Morgens noch manche mitten in der unvol-

lendet Arbeit überrascht. Sie sind alsdann von dem doppelten Bedürfnisse des Eierlegens und des Zudeckens der gegrabenen Löcher, damit der Tiger sie nicht wahrnehmen möge, gedrängt. Für sich selbst kennen diese im Rückstande gebliebenen Schildkröten keine Gefahr. Sie setzen ihre Arbeit in Gegenwart der Indianer, die das Gestade am frühen Morgen besuchen, fort, und werden von diesen thörichte Schildkröten (vermuthlich eine Anspielung auf die thörichten Jungfrauen) genannt. Der Heftigkeit ihrer Bewegungen ungeachtet, lassen sie sich mit der Hand leicht fangen.

Die Lager der Indianer, an den drei oben benannten Orten, nehmen zu Ende März und in den ersten Tagen des Aprils ihren Anfang. Das Eierlesen geschieht überall gleichförmig, und mit derjenigen Regelmäßigkeit, die den Missions-Anstalten eigenthümlich ist. Vor der Ankunft der Missionäre wurde dies von der Natur hier so reichlich niedergelegte Produkt nur wenig benutzt. Jeder Volkstamm wählte den Boden nach Gutdünken, und eine ungeheure Menge Eier ward unnütz zerbrochen, weil man beim Nachgraben unvorsichtig zu Werke gieng, und man mehr Eier fand, als weggebracht werden konnten. Das Verhältniß war dasselbe, wie bei einer von ungeschickten Bergleuten bearbeiteten Grube. Den Jesuiten gebührt das für diese Gegend wahrhafte Verdienst, Regel und Ordnung in die Arbeit gebracht zu haben, und obgleich die Franziskaner-Mönche, die Nachfolger der Jesuiten in den

Missionen am Orinoko, den Pfad ihrer Vorgänger zu verfolgen sich rühmen, so gehen sie doch leider keineswegs mit der erforderlichen Vorsicht dabei zu Werke. Die Jesuiten gestatteten nicht, daß das ganze Ufer durchwühlt wurde, sie ließen einen Theil desselben unberührt, aus Besorgniß, es könnte die Rasse der Arrau-Schildkröten, wo nicht vertilgt, doch bedeutend vermindert werden. Diese Vorsicht wird jetzt nicht mehr beobachtet, und man glaubt auch bereits eine jährliche Abnahme der Ernte zu bemerken.

Ist das Lager eingerichtet, so ernennt der Missionär von Uruana seinen Statthalter oder Commissär, welcher den eierhaltigen Boden in verschiedene Portionen theilt, nach der Zahl der indischen Stämme, die an der Ernte Theil nehmen. Sie sind alle Indianer der Missionen, aber so nackt und völlig roh, wie die Indianer der Wälder. Man nennt sie Reducitos und Neofitos, weil sie, wenn die Glocke läutet, zur Kirche gehen, und gelernt haben, während des Segens nieder zu knien.

Der Commissario del Padre fängt seine Verrichtung damit an, daß er den Boden mittelst der Sonde sondirt und untersucht, wie weit die Eierschicht sich ausdehnt. Den Messungen unserer Freunde zufolge, erstreckt sich dieselbe auf 120 Fufs vom Ufer. Die Tiefe beträgt im Durchschnitte 3 Fufs. Der Commissario steckt ein Zeichen aus, zur Bestimmung des Punktes, wo ein jeder Stamm mit seiner Arbeit inne halten soll. Man hört den Ertrag der Eier-

sammlung, wie den eines gut bebauten Grundstücks schätzen. Ein genau gemessener Strich von 120 Fufs Länge und 30 Fufs Breite mochten hundert Schiffkrüge oder eintausend Franken Öhl betragen.

Die Indianer graben die Erde mit den Händen auf, die ausgehobenen Eier legen sie in kleine Körbe, welche Mappiri heißen, diese tragen sie in's Lager und werfen sie in lange hölzerne Tröge voll Wasser. Hier bleiben die zerbrochenen und mit Schaufeln durchrührten Eier so lange der Sonne ausgesetzt, bis das Gelbe (der öhlige Theil), welches oben schwimmt, sich verdichtet hat. Nach Maßgabe, wie dieser öhlige Theil sich auf der Oberfläche des Wassers sammelt, wird derselbe abgeschöpft und über einem starken Feuer gekocht. Man behauptet, daß dieses thicrische Öhl, welches die Spanier *Manteca de tortugas* nennen, sich um so besser erhalte, je stärker es bei lebhaftem Feuer gekocht worden ist. Gut zubereitet ist dasselbe klar, geruchlos und nur von schwach gelblicher Farbe. Die Missionäre vergleichen es dem besten Olivenöhle, und gebrauchen es nicht nur für die Lampen, sondern vorzüglich auch zur Zubereitung der Speisen, denen es keinerlei widrigen Geschmack ertheilt. Es hält indessen ziemlich schwer, sich ein reines und völlig klares Eieröhle zu verschaffen. Es hat gewöhnlich einen fauligen Geruch, was von der Beimischung solcher Eier herrührt, worin durch die anhaltende Sonnenhitze die jungen Schildkröten in den Eiern bereits ausgebildet sind. Herr von *Humboldt* hat dieses empfunden.

den, als er mit seinen Gefährten auf der Rückkehr vom Orinoko sich eines ranzigen, stinkend gewordenen Fettes bedienen mußte. Ein faseriger Stoff hatte sich auf dem Boden der Gefäße gesammelt, und man erkennt hieran die Unreinigkeit des Schildkröten-Öhls.

Das Gestade von Uruana liefert jährlich tausend Botijas, zu 25 Flaschen, oder tausend Kubikzoll, oder Schiffkrüge Öl. Ein Schiffkrug wird im Angostura mit zwei bis dritthalb Piaster bezahlt. Man kann annehmen, daß der Gesammttertrag auf den drei Gestaden auf 5000 Botijas ansteigt. Zur Füllung einer Botija sind 5000 Eier erforderlich. Berechnet man die Zahl der Eier, welche eine Schildkröte legt, auf 100 oder 110, und nimmt man an, daß ein Drittheil Eier verloren gehe, besonders durch die thörichten Schildkröten, so ergibt sich: daß, um 5000 Krüge Eieröl zu erzielen, 330,000 Arrau-Schildkröten, deren Gewicht 165,000 Zentner beträgt, auf den drei zur Einsammlung bestimmten Gestaden drei und dreißig Millionen Eier legen müssen. Diese Berechnung bleibt noch hinter der Wahrheit bei weitem zurück. Viele legen nur 60 bis 70 Eier; sehr viele dieser Thiere werden im Augenblicke, wo sie aus dem Wasser steigen, von den Jaguars verzehrt; endlich werden viele Eier unvorsichtiger Weise zerbrochen. Die Menge der Eier endlich, aus denen die jungen Schildkröten vor der Einsammlung auskriechen, ist so groß, daß Herr von *Humboldt*, um das Lager von Uruana her, das

ganze Ufer des Orinoko von jungen Schildkröten wimmeln sah. Sie hielten einen Zoll Durchmesser, und wurden von den Kindern der Indianer häufig gefangen. Bedenkt man nun, daß nicht alle Schildkröten an den drei Plätzen ihre Eier legen, und nimmt man alle Umstände zusammen, so ergibt sich, daß es wohl eine Million Schildkröten seyn mögen, die alle Jahre ihre Eier an den Gestaden des Unter-Orinoko legen. Diese Zahl ist sehr stark, für ein Thier, dessen Gewicht auf einen halben Zentner ansteigt, und welches der Mensch in solcher Masse zerstört. Gemeiniglich vermehren sich die Thiere größserer Gattung nicht in dem Maße, wie die kleineren Thiere.

Nimmt man an, daß wenige Jahre lang diese Thiere sich ungestört und unangefindet vermehren könnten, so dürfte das Mönchsmährchen des Pater *Gili* wahr werden, wo er in seinem *Orenoco illustrato* schreibt: der Unter-Orinoko sey mit Schildkröten so sehr überfüllt, daß die Kähne Mühe hätten, sich fortzubewegen.

Die Eierernte dauert drei Wochen. Dies ist die einzige Zeit, wo zwischen den Missionen und ihren Missionären einige Gemeinschaft Statt findet. Die Franziskaner-Mönche kommen dann, um die weisen Gesichter der Krämer zu sehen, um Neuigkeiten aus Europa zu hören, endlich um über das heiße Klima und die Mosquitos-Stiche sich zu beklagen.

Das Öhl wird den Indianern von den Krämern, der Schiffkrug zu einem harten Piaster, abgehandelt,

und mit grossem Gewinne nach Angostura verführt. Die Indianer nehmen auch eine grosse Menge an der Sonne getrockneter Eier mit nach Hause. Ihr Geschmack ist, wenn sie gut erhalten sind, nicht unangenehm. Am Strande sieht man eine grosse Menge durch die Jaguars ausgehöhlter Schildkröten-Schalen. Die Jaguars folgen der Arrau-Schildkröte an das Gestade, wo sie ihre Eier legt, sie überfallen solche auf dem Strande, und damit sie dieselben desto leichter verzehren können, so wenden sie dieselben um. In dieser Lage können sie sich nicht wieder auf die Beine aufrichten. Da nun der Jaguar mehrere umwendet, als er in einer Nacht verzehren kann, so benutzen die Indianer seine List und Bosheit zu ihrem Vortheile, und bemächtigen sich der umgewandten Thiere, welche der Jaguar nicht verzehrt hat. Bedenkt man, wie schwer es sey, selbst mit den nöthigen Instrumenten den Körper der Schildkröten aus ihren Schalen zu bringen, ohne die Brustdecke abzunehmen, so muß man über die Gewandtheit der Tiger staunen, die den doppelten Panzer einer Schildkröte ausleeren, als wäre der Körper davon mit chirurgischen Instrumenten abgelöst worden.

Der Jaguar verfolgt die Schildkröte bis in's Wasser. wenn es nicht sehr tief ist, er gräbt ihre Eier hervor. und nebst dem Krokodille, dem Reiher und dem Galinazo-Geier. ist er der grausamste Feind der eben erst ausgekrochenen Schildkröten. Ein Jahr zuvor wurde die Insel Pararuma durch

Krokodille während der Eierzeit dermaßen beunruhigt, daß die Indianer in einer einzigen Nacht mittelst gekrümmter und mit Seekuhfleisch besetzter Eisen achtzehn dieser Thiere von zwölf bis fünfzehn Fuß Länge einfingen. Nebst den Krokodillen thun auch die wilden Indianer der Öhlfabrikation bedeutenden Schaden. Durch den ersten Regenschauer, den sie gewöhnlich Schildkröten-Regen nennen, aufmerksam gemacht, begeben sie sich an die Gestade des Orinoko, und tödten mit vergifteten Pfeilen die Schildkröten, welche mit emporgestreckten Köpfen und Füßen sich an der Sonne wärmen.

Die jungen Schildkröten (*tortuguillos*) kriechen immer des Nachts aus, auch wenn sie am Tage ihre Eierschalen durchbrechen, und die Indianer behaupten, sie scheuen die Sonne. Sie versuchten auch zu zeigen, wie die junge Schildkröte, wenn sie in einem Sacke vom Ufer weit weggetragen, und so gestellt wird, daß sie dem Gestade den Rücken zuwendet, dennoch ohne Anstand den kürzesten Weg einschlägt. Dieser Versuch, von dem auch schon Pater *Gumilla* spricht, geräth wohl nicht immer gleich gut, im Allgemeinen aber schien es unsern Reisenden, daß diese Thiere in großer Entfernung vom Ufer, und selbst auch auf einer Insel, mit ausnehmend zartem Gefühl unterschieden, von welcher Seite her der feuchteste Wind komme.

Wenn man über diese Eierschichte nachdenkt, die sich beinahe ununterbrochen längs dem Gestade ausdehnt, und über die Tausende kleiner Schild-

kröten, die, so wie sie ausgeschlüpft sind, das Wasser suchen, so mag man schwerlich glauben, daß eine solche Menge von Schildkröten, die ihre Nester an demselben Orte haben, ihre Jungen unterscheiden, und so, wie die Krokodille thun, zu den benachbarten Lachen des Orinoko führen können. Es ist jedoch zuverlässig der Fall, daß das Thier seine ersten Lebensjahre in den Lachen zubringt, deren Wasser nicht tief sind, und daß nur das erwachsene Thier erst in's Bett des großen Stromes zurückkehrt. Die Otomaken behaupten, zur Zeit der Überschwemmungen weibliche Schildkröten von einer großen Anzahl junger begleitet gefunden zu haben.

Daraus folgt jedoch, wie der Bearbeiter dieses meint, keineswegs, daß die Schildkröten ihre Kinder unterscheiden, und die Ibrigen aus der Schaar auswählen. Es dürfte nur so viel daraus klar werden, daß nach einiger Zeit, wenn das Eierlegen vollbracht ist, die Schildkröten in die Gegenden, wo sie ihre Eier gelegt haben, zurückkommen, und daselbst eine Schaar Junger auf gut Glück in Empfang nehmen, ohne viel zu untersuchen, welche die wahren Abkommen sind. Es ist schwer zu glauben, daß diese Thiere einen sehr großen Werth auf ihren Stammbaum legen.

Männliche Schildkröten sind äußerst selten, und dies ist zu verwundern, da es hier nicht dieselbe Ursache, wie bei den Krokodillen seyn kann, wo die männlichen Thiere einander zur Brunstzeit selbst tödten. Es ist jedoch noch keineswegs so genau alles

durchforscht, als das dieselben, da sie beim Eierlegen kein Geschäft haben, nicht im Grunde des Flusses verborgen seyn könnten, und dann scheint es auch, daß die Natur, um die Zwecke der außerordentlichen Vermehrung zu erreichen, die Entwicklung weiblicher Thiere mehr begünstigen müßte. Diese Vermehrung ist aber auch wirklich von der Art, daß man nicht genug über dieselbe erstaunen kann. Denn bedenkt man die Millionen Eier, welche der Mensch vertilgt, die Schaaren junger Thiere, welche Krokodille, Jaguare und Raubvögel verzehren, die Menge erwachsener Thiere, die von allen diesen Feinden getödtet werden; so scheinen sich alle Umstände vereinigt zu haben, um dieses Thiergeschlecht zu vertilgen, und kaum sollte es der gänzlichen Ausrottung entgehen können. Und dennoch zeigt sich die Allmacht natürlicher Kräfte auch hier unüberwindlich, und jährlich ersetzt sie den Abgang und bietet allen Anstrengungen der Zerstörer Trotz.



### Drittes Kapitel.

Gefahren der Schifffahrt. — Der Engpaß von Baraguan. — Indischer Leher in Pararuma. — Indier. — Sitten und Malerei.

In der Playa de Huevos ward durch den Piloten angehalten, um einige Vorräthe für die weitere Schifffahrt, die bereits zu ermangeln anfangen, zu ersetzen und einzukaufen. Sie fanden hier frisches

Fleisch, Angostura-Reis und selbst aus Weizenmehl bereiteten Zwieback. Für ihren eigenen Bedarf füllten die Indianer die Pirogue mit kleinen lebendigen Sebildkröten und an der Sonne getrockneten Eiern. Nachdem sie von dem freundlichen Missionär, der sie sehr artig behandelt hatte, Abschied genommen, gingen sie Nachmittag um 4 Uhr unter Segel. Der Wind wehte kühl und stofsweise, das Schiff war ein schlechter Segler. Demungeachtet wollte der Schiffspatron den am Gestade versammelten Indianern zeigen, dafs, wenn er recht dicht beim Winde segle, er mit einem einzigen Schlage die Mitte des Stromes erreichen möchte. Er rühmte sich seiner Geschicklichkeit und kühnen Schwenkung, aber der Wind stiefs so hart an die Segel, dafs das Schiff in Gefahr war, unterzusinken. Die eine Seite des Fahrzeugs stand unterm Wasser, und dieses drang mit solcher Heftigkeit ein, dafs es bald bis über die Kniee ging. Es überschwemmte ein Tischchen, auf welchem Herr von *Humboldt* gerade mit Schreiben beschäftigt war. Mit Mühe konnte er sein Tagebueh retten, und augenblicklich schwammen Papiere, Bücher und getrocknete Pflanzen im Wasser. Herr *Bonpland* war mitten in der Pirogue gelegen, und hatte geschlafen. Das eindringende Wasser und das Gesehrei der Indianer hatte ihn geweckt, aber er beurtheilte beim Erwachen sogleich mit vollkommener Geistesruhe die gefährliche Lage. Da der Wind das Fahrzeug von Zeit zu Zeit emporhob, hielt er es nicht verloren. Sollte man es auch verlassen müssen, so

glaubte er, ~~daß~~ man sich durch Schwimmen retten könne, weil kein Krokodill in der Nähe war. Dieses zeigt von einer Geistesgegenwart, die in Erstaunen setzt, und die Herr *Bonpland* bei jeder Gelegenheit an den Tag legte; eine für Reisende unschätzbare Eigenschaft. Während diesen Betrachtungen rifs das Tauwerk des Segels. Derselbe Windstofs, der sie seitwärts geworfen hatte, hob sie jetzt wieder empor. Mit den Früchten der *Crescentia-Cajete* ward das Wasser schnell ausgeschöpft, die Segel wurden ausgebessert, und vor Ablauf einer halben Stunde war das Fahrzeug wieder fahrbar. Der Wind hatte nachgelassen, und übrigens sind in diesen mit Bergen eingeschlossenen Gegenden solche Windstöße, die sich schnell wieder legen, nicht selten. Sie sind Fahrzeugen ohne Verdeck äußerst gefährlich, und sie waren, wie durch ein Wunder gerettet. Der Patron nahm die Vorwürfe der Reisenden mit indianischem Phlegma auf, und erwiderte: »die Weisen würden am Gestade Sonne genug finden, um sich und ihre Papiere zu trocknen.« Sie hatten nur ein Buch eingebüßt, aber in den Wildnissen sind keine Buchhandlungen, und es wird daselbst ein solcher Verlust empfindlich. Die Nacht nach diesem Vorfalle brachten sie auf einer unfruchtbaren Insel mitten im Strome zu, wo sie Gelegenheit hatten, sich ihrer Rettung zu freuen und Robinsonaden anzustimmen, so viel sie wollten. Übrigens wurde ihnen doch ein wenig unheimlich zu Muthe, sie dachten an den heutigen Unfall, der

ihnen schon am dritten Tage ihrer Fahrt auf dem Orinoko begegnet war, und dennoch hatten sie noch drei Monate einer Schifffahrt vor sich, auf Strömen, die durch Felsen eingeengt und von Klippen durchsetzt sind, und auf Fahrzeugen, die noch kleiner sind, als das, auf welchem man kaum erst der Gefahr entgangen war.

Die Nacht war sehr schwül, und da keine Bäume zur Errichtung der Hängematten vorhanden waren, so lagen sie um ein Feuer herum auf Thierhäuten ausgestreckt. Mit Erstaunen nahmen sie wahr, daß das Feuer die Jaguars keineswegs abhielt, sich ihnen zu nähern. Sie schwammen über den Fluß, und waren ihnen mit ihrem Geschrei des Morgens ganz nahe; sie waren auf die Insel gekommen, wo sie bivouakirten. Von den Indianern vernahmten sie, daß die Jaguars zur Zeit der Eierernte allezeit auf diesen Inseln am häufigsten und unerschrockensten seyen.

Am 7. April sahen sie rechts die Mündung des Arauco, der durch die Menge Vögel, die er ernährt, berühmt ist. Links ist die kleine Mission Uruana, welche 500 Seelen zählt, und 1748 durch die Jesuiten aus Otomaken- und Cabres-Indianern gestiftet worden ist. Diese Mission liegt am Fusse eines Granitberges, der unzweideutige Spuren früherer Cultur an sich trägt. Es finden sich an ihm Hieroglyphen-Bilder und sogar auch in gerader Linie stehende Zeichen. Ob sie Buchstaben seyen, ist jedoch zu bezweifeln. Der Orinoko war 2674 Toisen, bei-

nahe vier Seemeilen, und also acht Mal so breit, als der Nil bei Syout oder Syene.

Das westliche Gestade des Orinoko bleibt niedrig bis über die Ausmündung des Metaflusses hin, wogegen sich auf der Seite von Uruana die östlichen Gebirge mehr dem Gestade nähern. Weiter stromaufwärts ging die Fahrt langsamer, weil die Bergrücken ihnen den Weg entzogen. Unterhalb der Vereinbarung des Arauco vermehrte sich die Zahl der Krokodille sehr, besonders dem großen See von Capanaparo gegenüber, welcher mit dem Orinoko zusammenhängt, wie die Laguna von Cahullarito zugleich mit diesem und dem Arauco zusammenhängt. Die Indianer sagten, diese Krokodille kämen vom Lande her, wo sie im Schlamm der Savanen begraben lagen. Sobald die Regenzeit sie weckt, sammeln sie sich rottenweise und laufen dem Strome zu. Hier weckt die Regenzeit, in der gemäßigten Zone aber die steigende Wärme diese Thiere aus ihrer Erstarrung, und es ist eine merkwürdige Erscheinung, die Alligatoren des nördlichen Amerika durch die strenge Winterkälte zu gleicher Zeit im Winterschlaf versunken zu sehen, wo die Krokodille der Llannos ihren Sommerschlaf halten. Es scheint, als ob bei diesen Thieren, nach einer sieben bis acht Monat langen Muskular-Bewegung, das Bedürfnis der Ruhe, unabhängig von der äußern Temperatur, eintrete, und darum die südliche Hitze dieselbe Ermattung, wie die nördliche Kälte hervorrufe.

Jetzt kamen sie in eine Gegend, wo der Orinoko

durch die Berge von Baraguan verengt wird; es ist eine Art Engpafs, der sich bis zur Einmündung des Rio Suapure verlängert. Bei den wilden Völkern führt derselbe Strom oft verschiedene Namen in den verschiedenen Gegenden, und so nannten die Wilden vormals auch den Orinoko hier den Baraguan. Der Engpafs Baraguan stellt eine sehr malerische Landschaft dar, die Granitfelsen sind senkrecht abgestutzt; da sie eine von Nord-West gegen Süd-Ost laufende Reihe von Bergen bilden, und der Strom diesen Damm gleichsam im rechten Winkel durchschneidet, so stellen sich die Berggipfel als abgesonderte Spitzen dar. Ihre Erhöhung beträgt im Ganzen nicht über 120 Toisen, aber ihre Lage in einer kleinen Ebene, ihre abgestutzten Wände und nackten Abhänge ertheilen ihnen einen imposanten Charakter. Der Engpafs von Baraguan verengt das Flussbett daselbst so sehr, das dieser hier nicht mehr als 889 Toisen Breite hat. Wenn man bedenkt, das der Fluss sonst 1500 bis 2500 Toisen hat, so begreift man, das der Name Engpafs hier mit Recht gebraucht wird. Die Übereinanderhäufung der Granitblöcke bildet eine, zwar nicht hohe, aber wilde und öde Berggruppe, vom Pflanzenwuchse ganz entblößt. Die Steine waren mit Leguanen und Gekos mit blättrigen Füßen gleichsam bedeckt. Unbeweglich mit aufgerichtetem Kopfe und offenem Munde schienen diese Eidechsen nach der heißen Luft zu schnappen. Der Thermometer stieg am Felsen auf 50°, 2. Der Boden schien durch die Wirkung der

Luftspiegelung in wellenförmiger Bewegung zu seyn, ohne daß irgend ein Wind spürbar war. Das Bild der im Zenith stehenden Sonne spiegelte sich im Wasser, und ihr Bild contrastirte mit dem röthlichen Dunste, der alle in der Nähe befindlichen Gegenstände umhüllte. Es ist ein mächtiger Eindruck, welchen um die Mitte des Tages in diesen heißen Erdstrichen die Stille der Natur hervorbringt. Die Thiere des Waldes bergen sich im Dickicht, die Vögel im Laubwerke der Bäume oder in den Felsen. Sobald man indessen während dieser scheinbaren Stille mit aufmerksamen Ohr den schwächsten durch die Luft herbeigeführten Tönen lauscht, so vernimmt man ein dumpfes Rauschen, ein ununterbrochenes Geseuse und Summen der Insekten, von denen alle untern Luftschichten, so zu sagen, voll sind. Nichts kann geeigneter seyn, dem Menschen den Umfang und die Macht des organischen Lebens fühlbar zu machen! Myriaden Insekten kriechen über den Boden und schwärmen um die von der Sonnenhitze verbrannten Pflanzen. Ein verwirrtes Geseuse ertönt aus jedem Gebüsch, aus faulen Baumstämmen, aus Felsspalten, aus dem von Eidechsen, Tausendfüßlern und Cecilien unterhöhlten Boden. Es sind diese Töne eben so viele Stimmen, die uns verkünden, daß alles in der Natur athmet, daß unter tausend verschiedenen Gestalten das Leben im staubigen, zerklüfteten und dürrer Erdreiche eben so allgemein verbreitet ist, wie im Schooße des Wassers und der uns umgebenden Luft.

Sie brachten die Nacht abermal unter freiem Himmel zu, am östlichen Gestade des Orinoko, am Fusse eines Granitfelsens. In der Nähe dieser Einöde war ehemals die Mission San Regis gelegen, später aber verlassen. Eine frische Quelle war nicht zu finden, und das Flußwasser war hier süßlich, hatte einen Bisamgeruch und war höchst unangenehm. Der Unterschied des Wassers ist in diesen Flüssen sehr auffallend. An manchen Orten ist es frisch, gesund und trinkbar, während es an andern Orten gallertartig und mit animalischen Stoffen geschwängert zu seyn scheint. Die Rinde der faulenden Caymans ist Schuld, sagen die Eingebornen; je älter dieser Cayman ist, desto bitterer ist auch seine Rinde. Es tragen auch die Aase der Saurier, der fünf Zentner schweren Seekühe und der Toninas mit schleimiger Haut sehr viel, besonders in Einbuchten dazu bei, um das Wasser stinkend zu machen. Indefs findet es sich nicht immer da, wo todte Thiere am Ufer angehäuft sind.

Am 8. April kamen sie an den Mündungen des Suapure, Caripe, so wie auf der Westseite des Sinaruco vorüber. Dieser letzte ist einer der beträchtlichsten Zuflüsse des Orinoko, voll kleiner Wasserfälle. Die Wälder, welche seine Ufer einfassen, sind bei den Indianern berühmt durch die Fülle der wilden Bienen, die in ihren Bäumen wohnen und wilden Honig in Menge liefern.

Am 9. April trafen sie am Gestade von Pararuma ein. Sie fanden auch hier ein Lager Indianer, wel-

che die Schildkröten-Eier hicher gelockt hatten, es war dem auf der Bocca de Tortuga ähnlich. Die Indianer waren jedoch hier zu spät eingetroffen, und die jungen Tortugillen waren bereits ausgekrochen, ehe noch die Indianer mit ihrem Lager fertig waren. Den armen Schildkröten kam jedoch dieser für sie so glückliche Umstand keineswegs zu gute, denn es trafen eine Menge Krokodille und Garzes ein, eine große Reiherart, welche die kleinen Schildkröten in großer Anzahl verzehrten. Da die Schildkröten erst am Abende aus der Erde kriechen, so machen die Rauhtiere des Nachts sich herbei, um diese kostbare Speise zu erlangen. Die Zamuro-Geier sind hingegen zu faul, um nach Sonnenuntergang Jagd zu machen. Sie streichen beim Tage am Gestade hin, werfen sich mitten in's Lager der Indianer, um Speise zu holen, und öfter bleibt ihnen, ihre Fressgier zu stillen, nichts übrig, als entweder auf dem festen Lande, oder in dem untiefen Wasser sieben bis acht Zoll lange Krokodille anzugreifen. Es ist lustig zu sehen, wie listig sich diese kleinen Thiere eine Zeitlang gegen die Geier zu vertheidigen wissen. Sobald sie ihrer ansichtig werden, richten sie sich auf ihren Vorderpfoten in die Höhe, krümmen den Rücken und heben den Kopf empor, indem sie das breite Maul offen halten. Langsam zwar kehren sie sich, jedoch allezeit gegen den Feind, um ihm die Zähne zu weisen, die bei dem eben aus den Eiern gekrochenen Thiere sehr lang und spitzig sind. Öfters sieht man, wie während einer der

Zanuros die ganze Aufmerksamkeit eines Krokodills beschäftigt, ein anderer den günstigen Augenblick zu einem unvorhergesehenen Angriffe benützt. Er schießt auf das Thier herab, packt es beim Nacken, und hebt es in die hohen Lüfte empor. Unsere Reisenden hatten Gelegenheit, dieses Verfahren ganze Vermittage zu beobachten, als sie in der Stadt Mompox, in einem geräumigen, von einer Mauer umgebenen Hofraume, mehr als vierzig seit fünfzehn bis zwanzig Tagen erst aus dem Eie entschlüpfte Krokodille beisammen hatten.

Sie fanden in Pararuma mehrere Weifse aus Angostura, die zum Einkaufe des Schildkröten-Eier-Öhls hinauf gekommen waren. Nachdem sie über die schlechte Öhlernte geklagt hatten, führten sie unsere Freunde unter einen mitten im Lager stehenden Ajoupa-Baum, wo sie die Missionäre von Carichana und den Catarakten zur Erde gelagert, aus langen Pfeifen rauchend, im Kartenspiele begriffen fanden. An ihren blauen, weiten Kleidern, geschornen Köpfen und langen Bärten hätte man sie eher für Morgenländer gehalten. Sie wurden von diesen Ordensmännern recht artig und freundlich empfangen, und erhielten alle nöthigen Aufschlüsse für ihre Reise. Diese Missionäre waren schon seit drei Monaten mit Fieber behaftet, und ihr krankes Aussehen konnte die Pilger überzeugen, dafs das Land, welches sie zu bereisen im Begriffe standen, der Gesundheit eben nicht zuträglich sey.

Der Steuermann, welcher unsere Freunde von

San Fernando bis hieher geführt hatte, war mit den Rapidos oder Wasserfällen unbekannt; er wollte also auf keine Weise die Fahrt weiter fortsetzen, und sie mußten sich fügen. Glücklicher Weise war der Missionär von Carichana so gefällig, für einen mäßigen Preis eine schöne Pirogue an sie zu überlassen. Der Pater *Bernardo Zea*, Missionär von Atures und Maypures, in der Nähe der großen Catarakten, erbot sich, obgleich krank, sie bis an die Grenze Brasiliens zu begleiten. Dies war ein sehr glücklicher Umstand, weil das Ansehen des Missionärs allein im Stande war, ihnen bei den Catarakten eine hinlängliche Anzahl Eingeborner zu verschaffen, die ihnen Hülfe leisten konnten. Übrigens werden die Wälder am Rio Negro für gesünder, als die am Orinoko gehalten, und so konnte dem Pater *Zea* die Fahrt wohlbekommen. Die Luft ist am schwarzen Flusse frischer und gesünder, der Strom enthält nur selten Krokodille, man kann darin unbesorgt baden, und wird weniger als im Orinoko von Insekten gequält.

Der edle Reisende betrachtete hier mit Aufmerksamkeit die Indianer, und er gesteht, daß es schwer sey, in diesen Menschen den Urcharakter der Menschheit zu erkennen. Es empört sich im civilisirten Menschen ein gewisses Gefühl des Schicklichen gegen die Annahme, als seyen diese Menschen, die hier bemalt am Körper bei dem Feuer hocken, und den dummen Blick theilnahm- und gedankenlos auf das Getränk heften, das sie bereiten, für die Hin-

der der Natur und den Urtypus der Menschheit zu erkennen. Es sind nicht die Kinder der kräftigen Natur, die hier mitten im Reichthume der Schöpfung, unangeregt fortvegetiren, es sind Überreste verwilderter Völker, ausgeartete und in den Wäldern unter die Menschheit hinabgesunkene Barbaren. Wirklich stellt die Urbilder der Menschheit, die wahren Kinder der Natur, sowohl Phantasie, als Gefühl, als auch die Offenbarung in den heiligen Urkunden ganz anders dar, und die Noachiten und Patriarchen waren keine Wilden vom Orinoko!!

Das Rothmalen dient bei den Indianern statt aller Kleidung. Die Art, sich zu bemalen, ist zweierlei, bei mehr oder minder wohlhabenden Personen. Den gemeinsten Schmuck der Cariben, Otomaken und Jaruros liefert das Anoto, welches die Spanier Achote und die Colonisten auf Cayenne Rocou nennen. Es ist dieses der Färbestoff, den das Mark der *Bixa orellana* liefert. Um das Onoto zu bereiten, werfen die Weiber der Indianer den Samen der Pflanze in eine mit Wasser gefüllte Kufe. Sie rühren dieses Wasser eine Stunde lang um, und lassen hernach das farbige Satzmehl, dessen Farbe ein dunkles Ziegelroth ist, ruhig niederschlagen. Das Wasser wird dann abgossen, der Satz mit Schildkröten-Eieröhl geknetet, und daraus drei bis vier Unzen schwere Kuchen bereitet. Man nimmt auch Krökodillenfett dazu. Dies ist der gemeine Färbestoff. Ein kostbarer Stoff wird aus einer Pflanze erhalten, die zur *Bigonien-Familie* gehört, und welche Herr *Bon-*

*pland* unter dem Namen der *Bigonia Chica* beschrieben hat. Dieses Rankengewächs erklettert die höchsten Bäume, seine Blumen sind schön violett gefärbt und stehen zu zwei oder drei beisammen. Die doppelt gefiederten Blätter werden beim Verdorren röthlich. Die Frucht ist eine mit gefiedertem Samen besetzte Schote von zwei Fuß Länge. Sie wächst in großer Menge wild in der Gegend von Maypures, am Orinoko aufwärts bis in die Nähe von Esmeralda. Die rothe Farbe wird nicht aus der Frucht, sondern aus den in's Wasser eingeweichten Blättern erhalten. Der Färbestoff sondert sich in Gestalt eines sehr feinen Staubes ab, welcher ohne Schildkrötenöhl in kleine, 8 bis 9 Zoll lange und 2 bis 4 Zoll hohe, am Ende abgerundete Brödchen vereinbart wird. Erwärmt dünsten diese einen Benzoeeruch aus. Sie liefern, mit Öhl abgerieben, eine rothe, etwas lackartige Farbe. Auf Wolle angewandt könnte sie leicht mit rother Krappfarbe verwechselt werden. Die Salivas bereiten diese Farbe am besten zu. Das Verfahren, durch Einreibungen und Aufgüsse Farben zu bereiten, herrscht am Orinoko allgemein. Die Maypures führen ihren Tauschhandel mit Puruma-Brödchen, die aus einem vegetabilischen Satzmehle bestehen, welches auf ähnliche Art, wie der Indigo, getrocknet wird, und eine sehr dauerhafte gelbe Farbe liefert. Die Scheidekunst der Wilden beschränkt sich auf Zubereitung von Färbestoffen, von Giften, und auf die Versüßung von stärkmehlbalti-

gen Wurzeln von Pflanzen aus den Aroideen- und Euphorbien-Familien.

Die meisten Missionäre am Orinoko erlauben den Indianern, sich die Haut zu färben, ja einige treiben sogar mit den Farben zum Hautbemalen Handel, und ziehen aus der Nacktheit der Indianer Gewinn. Herr von *Humboldt* sah oft in ihren Hütten Niederlagen von Chica, wovon der Kuchen zu einem Franken verkauft wird. Um sich einigen Begriff von dem Luxus der Indianer mit den Farben zu machen, muß man bedenken, daß ein großgewachsener Mensch Mühe hat, mit seiner Arbeit in zwei Wochen so viel zu verdienen, als er bedarf, um das nöthige Chica einzutauschen, womit er sich roth färbt. So wie man im kalten Klima die Armuth bezeichnet, daß man sagt: er ist arm, daß er sich nicht kleiden kann, so sagt man bei den Indianern am Orinoko: dieser Mensch ist so elend, daß er sich nicht einmal am halben Leibe zu malen vermag. Der Chica-Handel findet mit den Stämmen Statt, deren Land die Pflanze nicht hervorbringt, die diesen kostbaren Stoff liefert. Die Cariben und Otomaken malen sich nur Kopf und Haare mit Chica. Die Saliven besitzen diesen Färbestoff im Überflusse, so daß sie den ganzen Körper damit färben. Wenn die Missionäre für ihre Rechnungen kleine Ladungen von Tabak, Cacao und Chiqui oder Seile aus Palmfasern nach Angostura senden, so legen sie allezeit auch Chica-Kuchen bei, die daselbst eine sehr beliebte Waare sind. Manche Weise gebrauchen den rothen Auf-

gufs als ein herntreibendes Mittel. Die Mode, sich roth zu färben, ist durch die Einfälle der Cariben entstanden. Um sich den Siegern gefällig zu machen, nahmen die andern Stämme die Farbe an. Der Einfluß der Cariben hat jedoch lange aufgehört, aber das Bemalen des Leibes ist geblieben. Man hat wohl schon oft geglaubt, das Färben der Haut geschehe, um sich gegen die Stiche der Insekten zu schützen. Eigene Erfahrung hat jedoch Herrn von *Humboldt* belehrt, daß dies keineswegs der Fall sey, und die Mosquitos die gefärbte Haut so wenig respektiren, als die ungefärbte.

Es ist jedoch auffallend, daß man zum Färben der Haut überall der rothen Farbe den Vorzug gibt. Sie besitzen Indigo und andere blau färbende Gewächse, aber man hat noch keinen blauen Amerikaner angetroffen. Es ist wahrscheinlich, daß sie darum der rothen Farbe den Vorzug geben, weil diese ihrer Hautfarbe am besten zusagt.

Im Lager von Pararuma bemerkten Herr von *Humboldt* und *Bonpland* auch noch, daß die alten Weiber ungleich mehr Sorgfalt auf ihren Putz verwandten, als die jungen. Eine alte Indianerin vom Otomaken-Stamme liefs sich ihre Haare mit Öl von Schildkröten-Eiern einreiben und den Rücken mit Onoto und Caruto bemalen. Ihre beiden Töchter verrichteten dies Geschäft. Die Malerei bestand in einer Art Gitterwerk, kreuzweis gezogener, schwarzer Striemen auf rothem Grunde. Jedes der kleinen Vierecke hatte einen schwarzen Punkt. Ca-

ruto ist eine schwarze, ätzende, dem Pigment ähnliche Farbe, welche dem Wasser lange widersteht. Herr von *Humboldt* und *Bonpland*, die sich zum Scherz einige Zeichen in's Gesicht machen ließen, trugen die Spuren derselben noch in Angostura herum. Die Arbeit der zwei Grazien an der otomakischen Venus war äußerst mühsam und heischte große Geduld. Nach einer botanischen Wanderung war die Arbeit noch nicht bis zur Hälfte fertig.

Man erstaunt um so mehr über einen so ausgesuchten Putz, wenn man bedenkt, daß dieser nicht, wie das Tatouiren, ein Mal für alle Mal vollendet wird, sondern daß ein Platzregen, dem man sich unvorsichtig aussetzt, die ganze Arbeit zerstört. So ist denn dem Menschen die Eitelkeit wirklich angeboren? Dieselbe Eitelkeit, die in Europa die Männer und ihre Haushaltung zu Grunde richtet, raubt auch am Orinoko den Schweiß der Arbeit, und die Toiletten, diese Götzenaltäre der Wienerinnen und Pariserinnen, sind in den amerikanischen Wildnissen nicht minder heiß vom Opferfeuer der — Eitelkeit?!

Wenn man sich in Europa einen Wilden denkt, so schmückt ihn unsere Phantasie mit bunter Federkrone, mit farbigen Schürzen aus Papageiefedern. Herr von *Humboldt* war nicht wenig erstaunt, weder hier, noch am Cassiquiare, noch sonst wo in Amerika die bunt geschmückten Indianer mit Federkrone und Federmantel anzutreffen, welche doch Reisende aus Cayenne und Demerary so häufig mit

gebracht haben. Die meisten Völker von Guiana, selbst die, welche Baumwolle und andere Nahrungspflanzen anbauen, sind eben so nackt, eben so arm und schmucklos, wie die Einwohner von Neu-Holland. Die große Hitze des Tages und die heftigen Schweißse der Nacht machen ihnen Kleidung unerträglich. Putzsachen, vorzüglich Federbüsche, werden nur zum Putze bei festlichen Gelegenheiten gebraucht. Die Federbüsche der Guaypunaves sind durch die Auswahl der schönen Federn der Manakino's und der Papageien ziemlich berühmt.

Die Indianer begnügen sich bei ihrer Bemalung nicht mit einer gleichmäßig vertheilten Farbe, und ahmen daher in ihren Hautmalereien die Kleider der Europäer auf das seltsamste nach. In Pararuma traf Herr von *Humboldt* solche an, die sich eine blaue Jacke mit schwarzen Knöpfen hatten auf die Haut malen lassen. Die Missionarien erzählten von den Guaynaven am Caura-Flusse sogar, sie seyen gewohnt, sich mit Onoto zu färben, und längs dem Körper breite Querstreifen zu machen, worauf sie Blätter mit silberfarbnem Glimmer befestigen. Wenn man diese nackten Menschen von ferne erblickt, so glaubt man sie in galonirten Kleidern zu sehen. Hätte man die gemalten Völker so sorgfältig beobachtet, wie die bekleideten, so würde man gefunden haben, daß die fruchtbarste Phantasia und die beweglichste Laune sich in den Malereien der einen, wie in der Bekleidung der andern, zu Tage legen.

Malerei und Tatonirung sind in beiden Festlanden weder auf einen einzigen Stamm, noch auf eine einzige Zone beschränkt. Die Putzarten werden bei der malayischen und amerikanischen Rasse häufiger angetroffen, aber zu den Zeiten der Römer fanden sie sich auch bei der weißen Rasse im Norden von Europa. So wie die ganz vorzüglich malerischen Kleider und Trachten im griechischen Archipelagus und im nördlichen Asien angetroffen werden, so finden sich die vollendetsten Muster der Malerei und Tatonirung bei den Insulanern der Südsee. Einige bekleidete Völker bemalen sich jetzt noch Hände, Nägel und Gesicht. Die Malerei erscheint hier auf die einzigen nacktbliebenden Theile beschränkt, und während das Schminken, welches an den wilden Zustand des Menschen erinnert, in Europa nach und nach verschwindet, glauben die Frauenzimmer einiger Provinzen von Peru ihre übrigens sehr feine und sehr weiße Haut durch Bedeckung mit färbenden Pflanzenstoffen, mit Stärke, Eiweiß und Mehl zu verschönern. Nachdem man lange Zeit unter denen mit Onoto und Chica gefärbten Menschen gewohnt hat, so erstaunt man nicht wenig, die Überreste einer alten Barbarei mitten unter allen Gewöhnungen der Civilisirung dennoch wahrzunehmen. Im civilisirten Europa scheint die Mode an der Barbarensitte des Schminkens keinen Gefallen mehr zu finden, desto mehr aber an der noch verabscheuungswürdigeren Sitte der Cariben, nämlich seinen Körper zum Krüppel

zu verschnüren. Wahrlich, die wandelnden Sand- oder vielmehr Todten-Uhren sind auch den hellenischen Gestalten sehr ähnlich!



## Viertes Kapitel.

*Verschiedene Thiere. — Lager von Pararuma. — Einrichtung auf der Pirogue. — Schiffahrt auf dem Orinoko.*

Im Lager von Pararuma hatten die Reisenden Gelegenheit, verschiedene Thiere, welche sie bis jetzt nur in den Muscen Europa's gesehen hatten, hier zum ersten Male lebendig zu beobachten. Diese kleinen Thiere gehören mit zum Handel der Missionäre. Sie bringen Gallito's, Titi's, Hapuziner- und andere an den Küstenländern sehr beliebte Affen, um sie gegen Tücher, Nägel, Beile, Angeln und andere nöthige Waaren einzutauschen. Die Erzeugnisse vom Orinoko werden um geringe Preise von den in Abhängigkeit lebenden Indianern eingekauft, und eben die Indianer müssen wieder von Mönchen um sehr hohen Preis die nöthigen Geräthschaften einkaufen. Die Reisenden kauften mehrere Thiere, welche sie auf der übrigen Stromfahrt begleitet haben, um während der Zeit ihre Lebensart zu beobachten. Wir werden hier in der Kürze einige aufzählen.

Die Gallito's oder Coq's de Roche, welche zu Pararuma in hübschen kleinen, aus Palmblattstielen verfertigten Käfigen verkauft werden, sind an den

Gestaden des Orinoko und überhaupt im ganzen Aequinoctial - Amerika gar viel seltner, als in französisch Guyana. Sie sind bis dahin nur in der Mission von Encaramada und in den Raudales oder Catarakten von Maypures gefunden worden. In den Granitfelsen, die quer durch den Orinoko streichen, und zahlreiche Cascaden bilden, sahen unsere Reisenden sie öfter am Morgen mitten in den Schaumwolken des Stromes ihre Weibchen herbeirufen und Kämpfe bestehen, wie unsere Hähne thun, indem sie den doppelten Kamm, der ihren Scheitel schmückt, in Falten legen. Die Indianer fangen selten erwachsene Vögel, und da in Europa nur die schönen gelbgefärbten Hähnchen geschätzt werden, so muß man sich in Acht nehmen, nicht Weibchen statt der Männchen zu kaufen, indem beide in der Jugend eine düstere olivengrüne Farbe haben; aber das Hähnchen ist größer und hat gelbe Füße. Das Weibchen behält immer seine düstere dunkle Farbe, und nur die Spitzen und Unterflächen der Vögel sind gelb. Wenn man das schöne Gefieder der Männchen erhalten will, in unsern Sammlungen, so darf man es nicht viel dem Lichte aussetzen, weil es viel schneller erblasst, als in andern Gattungen der Sperlingsfamilie. Die Jungen haben, wie das bei den meisten Vögeln der Fall ist, das Gefieder der Mutter.

Unter den Affen, welche die Indianer auf den Markt von Pararuma gebracht hatten, bemerkte man verschiedene Spielarten des Sai (*Simia Capucina*), welche der kleinen Gruppe der Brüllaffen,

die in den spanischen Colonien Matchi heißen, angehören. Mamarimondes (Simia Belzebub) oder rothbauchige Ateles, Titis und Vinditas. Die zwei letztern beschäftigten besonders die Aufmerksamkeit der Reisenden, und sie kauften sie, um sie nach Europa zu senden. Man bezahlt dort einen Titi mit 8 bis 9 Piaster. Der Ouistiti (Simia jacchus) von Büffon, welcher der Titi bei Azara ist. Der Titi von Charthagena in Indien und von Darien, welcher Büffon's Pinche ist (Simia Jachus, Simia Oedipus) und der Titi vom Orinoko (Simia sciura), welcher der Seimari französischer Naturforscher ist, dürfen nicht mit einander verwechselt werden.

Der Titi vom Orinoko heißt bei den Maypure-Indianern Bititani. Er ist südwärts der Catarakten sehr gemein. Sein Gesicht ist weiß, ein kleiner, schwarzblauer Fleck deckt das Maul und die Spitze der Nase. Die am zierlichsten gebildeten und am schönsten gefärbten Titi's mit goldgelbem Pelzwerk kommen von den Ufern des Cassiquiare. Diejenigen, welche man an den Ufern des Guaviare fängt, sind groß, und nicht leicht zu zähmen. Kein anderer Affe hat ein solches Kindergesicht, als der Titi; er zeigt den nämlichen Ausdruck von Unschuld, das gleiche schalkhafte Lächeln, den gleich schnellen Übergang von der Freude zur Trauer. Seine großen Augen füllen sich mit Thränen, sobald er in Furcht geräth. Er ist ausnehmend lüstern nach Insekten, vorzüglich nach Spinnen. Der Scharfsinn dieses Thieres ist so groß, daß eines derselben,

welches sie in ihrem Kahne mit nach Angostura nahmen, die verschiedenen Tafeln in der Naturgeschichte unterscheiden lernte. Die Kupfer waren nicht gemalen, und doch streckte er sogleich die Hand aus, um eine Heuschrecke oder Spinne zu haschen, wenn man ihm die Abbildung zeigte. Er blieb hingegen völlig gleichgültig, wenn man ihm die Abbildung anderer Thiere vorzeigte. Wenn mehrere dieser kleinen Affen, in einem Käfige zusammengesperrt, dem Regen ausgesetzt sind, und die gewöhnliche Temperatur um zwei oder drei Grade sich abkühlt, so biegen sie ihren Schwanz, der doch kein Wickelschwanz ist, um den Hals, und schlingen sich Arme und Beine in einander, um sich wechselseitig zu wärmen. Die indischen Jäger erzählen: man treffe oft im Walde Gruppen von zehn bis zwölf solcher Affen an, die ein jämmerliches Geschrei hören lassen, weil die auswärts befindlichen in's Innere des Knäuels zu dringen suchen, um daselbst Wärme und Obdach zu finden. Schiest man mit in geschwächtes Curare-Gift getauchten Pfeilen nach solchen Gruppen, so kann man eine große Zahl junger Affen lebendig fangen. Der Titi bleibt im Fallen an seiner Mutter hängen, und wofern er nicht verwundet ist, so verläßt er die Schulter oder den Hals des getödteten Thieres nicht mehr. Die meisten der lebendigen Thiere, die man in den Hütten der Indianer trifft, sind auf solche Weise gefangen worden. Die Alten gehen meist zu Grunde, ehe sie gezähmet sind. Die Titi's sind überhaupt zarte und furchtsame Thiere,

und es hält schwer, sie vom Orinoko an die Küsten Cumana's und Caracas zu verpflanzen. Sie werden traurig und niedergeschlagen, so bald man die Region der Waldungen verläßt und in die Llannos übergeht, welches von der größern Trockenheit, mehr Licht und dergleichen Eigenschaften der Luft abhängen mag.

Die Saimiri's, Titi's und andere in Europa bekannte Vierhänder bilden einen großen Contrast mit den Macavahs (*Simia lugens*), den die Missionäre Trauer-Wittwe nennen. Dieses kleine Thier hat feine, glänzende und schöne schwarze Haare. Sein Antlitz ist mit einer viereckigen, weißlichen und in's Blaue spielenden Larve bedeckt. Diese Larve begreift Augen, Nase und Mund. Die Ohren haben eine Randleiste, sie sind klein, unbehaart und niedrig. Der Hals der Wittwe ist vorn mit einem weissen, einen Zoll breiten Streifen besetzt, der einen Halbring bildet. Die hintern Hände sind schwarz, die vordern aber sind außen weiß und inwendig glänzend schwarz. Er hat ein sanftes und schüchternes Aussehen, und verweigert die ihm dargebotene Nahrung auch oft dann, wenn er von heftigem Hunger gequält wird. Er meidet die Gesellschaft anderer Affen, und schon der Anblick des Saimiri verjagt ihn. Sein Auge drückt viel Lebhaftigkeit aus. Er steht stundenlang unbeweglich, ohne zu schlafen, und ist auf alles, was um ihn vorgeht, sehr aufmerksam. Diese Sanftmuth ist aber nur scheinbar, denn allein und sich selbst überlassen, wird die

Wittve beim Anblicke eines Vogels wüthend, sie klettert und lauft alsdann mit erstaunlicher Schnelligkeit, springt, wie eine Katze, auf ihren Raub los, und erwürgt, was sie erhaschen kann. Dieser sehr zarte Affe findet sich am rechten Ufer des Orinoko in den Granitgebirgen hinter der Mission Santa Barbara.

Die neue Pirogue ward nun noch am selben Abende mit allen diesen neuen Passagieren beladen, und mochte so ziemlich der Arche *Noä* gleichen. Sie bestand, nach Art der indischen Kähne, aus einem hohlen Baumstamme, drei Fufs breit auf vierzig Fufs Länge. Drei Personen können nicht neben einander sitzen, und das Fahrzeug ist so beweglich, und fordert, seiner geringen Festigkeit wegen, eine so gleichförmig vertheilte Ladung, dafs wenn man nur aufstehen will, man den Ruderern schon sagen mufs, dafs sie auf der entgegengesetzten Seite nieder drücken, damit das Wasser nicht eindringe. Es hält schwer, sich einen Begriff von den Beschwerlichkeiten, die man auf einer Reise in einem so elenden Fahrzeuge erduldet, zu machen.

Der Missionär hatte die Ausrüstung zur Reise mit großer Eile vollbracht. Aus Furcht, nicht eine hinreichende Zahl Indianer - die den Weg durch die Cascaden der Raudales kennen, zu erhalten, wurden zwei derselben über Nacht in Ccpo behalten, d. i. sie mußten ihre Füße zwischen zwei eingeschnittene, durch die Kette mit Vorlegschlössern zusammengehaltene Hölzer legen. Früh Morgens weckte

die Reisenden das Geschrei eines Jünglings, der mit ledernen Lamartin-Riemen grausam gepeitscht wurde. Es war *Zerepe*, ein gar verständiger Indianer, der ihnen nachher sehr nützlich wurde, und nicht hatte mitkommen wollen. Er kannte mehrere Sprachen der Indianer, und diente dem Missionär als Dolmetscher. Nur mit Mühe konnte man ihm Gnade erwirken: »ohne solche Handlungen der Strenge (ward ihnen erwiedert) würdet ihr gar bald an allem Mangel leiden.« Die Indianer der Catarakten sind fleißige und kräftige Arbeiter, und wissen, daß man in Angostura viel auf sie hält. Liefse man sie thun, wie sie gerne wollen, so kämen alle den Fluß herab, um ihre Erzeugnisse zu verkaufen und unter den Weißen in Freiheit zu leben, die Missionen blieben verödet.

Diese Gründe haben mehr Schein als Wahrheit. Um die Vortheile der Gesellschaft und Sittigung zu genießen, muß der Mensch allerdings auf einen Theil seiner natürlichen Rechte verzichten. Wenn aber das Opfer, das man ihm auflegt, in den Vortheilen der Sittigung keinen Ersatz findet, so wird der Wilde, in seiner natürlichen Einfachheit, allezeit die Rückkehr in die Wälder wünschen, in denen er geboren war. Die christlichen Ansiedlungen au *Orinoko* verbleiben verlassen, weil in den meisten Missionen die Indianer der Wälder als *Leibeigene* behandelt werden, und die Früchte ihrer Arbeit ihnen nicht zu gute kommen, und sich der Mensch nur schwer überreden läßt, für einen Andern er-

schaffen zu seyn. Eine auf die Zerstörung der Ureinwohner gegründete Regierung muß die Geisteskräfte ersticken oder ihre Entwicklung verhindern. Es ist eine unpassende Vergleichung, wenn man behauptet, der Wilde müsse als Kind behandelt und zu strengem Gehorsam angehalten werden. Die Indianer vom Orinoko haben wohl etwas Kindisches in dem Ausdrücke ihrer Freude, in dem schnellen Wechsel ihrer Gemüthsstimmung, aber sie sind darum keine großen Kinder.

Am 10. April ging man früh um 10 Uhr unter Segel. Die neue Pirogue war wie ein Gefängniß. Um Breite zu gewinnen hatte man aus Baumästen auf dem Hinterteile des Fahrzeugs eine Art von Gitter oder Laube errichtet, das zu beiden Seiten über die Pirogue hinausragte. Das Blätterdach war jedoch so niedrig, daß man ausgestreckt liegen oder gebückt sitzen mußte. Diese Bauart war aber nothwendig, um dem Winde nicht zu viel Gewalt zu lassen und das Fahrzeug leichter fortzubringen. Das Dach war für vier Personen berechnet, aber die Füße ragten weit hervor. Das Liegen auf Ochsenhäuten oder Tigerfellen über Baumäste gebreitet, drückt schmerzhaft Schwielen, und war äußerst beschwerlich. Den Vordertheil der Pirogue nahmen die indischen Ruderer ein, mit drei Fuß langen, löffelartigen Rudern versehen. Sie sind völlig nackt, sitzen Paarweise, und rudern im harmonischen Takte. Ihre Gesänge sind traurig und eintönig, wie ihre Lage. In der Pirogue waren außer dem Ge-

räthe der Reisenden die wandernde *Menagerie*, aus Vögeln und Affen bestehend, die sich noch immer vermehrte. Sie erlitt jedoch später Einbuße, durch die Sonnenhitze. Wer nach Europa eine Sammlung lebender Thiere aus den Wäldern des Orinoko bringen wollte, mußte sich in Angostura oder Grand Para einige Piroguen fertigen lassen, deren erstes Drittheil zwei Reihen vor der Sonne bedeckter Käfige enthalten mußte.

In jeder Nacht bildeten im Lager die *Menagerie* und die Instrumente den Mittelpunkt, ringsum kamen die Hängematten der vier Reisenden, nämlich Herrn von *Humboldt*, Herrn *Bonpland*, der Schwager des Statthalters und der Missionär *Zea*. Hiernach kamen ringsum die Hängematten der Indianer und zuletzt bildeten eine Reihe Feuer einen Kreis. Diese waren unentbehrlich, um die Jaguare zu verscheuchen. Gegen Morgen erwiederten dann die Affen in den Käfigen das Geschrei der Affen im Walde. Diese Mittheilungen zwischen gefangenen und freien Thieren gleicher Art haben etwas Rührendes.

Die ganze Fahrt war sehr unbequem; um etwas hervorzulangen, ein Instrument herauszunehmen, oder dergleichen, mußte man allezeit landen. Zu diesem gesellte sich noch die Plage der Mosquitos, die unter dem niedrigen Dache sich anhäuften, und dann die entsetzliche Hitze der im Zenith stehenden Sonne, die durch das Blätterdach brannte. Sie versuchten jeden Augenblick ihre Lage zu verbessern, aber vergebens. Während der Eine ein Tuch

über das Gesicht breitete, um sich gegen die Insekten zu schützen, verlangte der Andere, man sollte grünes Holz anzünden unter dem Toldo, um die Mosquitos zu verscheuchen. Die brennende Hitze und der Schmerz der Augen machte beide Mittel unanwendbar. Nur guter Muth und Munterkeit und Gefühle für die höhere Pracht der Natur in diesen Flufsthälern kann diese Lage einigermaßen erträglich machen. Dieses sind ein kleiner Theil der Beschwerden, denen sich der Reisende am Orinoko unterziehen muß, und mögen einen Begriff von den Aufopferungen geben, welche unsere edeln Reisenden den Wissenschaften brachten.

Man zeigte nun den Reisenden die Stelle, wo die Jesuiten 1733 die Mission von Pararuma aus Saliven-Indianern gebildet hatten. Eine Pockenseuche, gegen welche man sich noch nicht zu schützen wufste, vertilgte sie, und die wenigen Einwohner, die sie überlebten, wurden nach Carichana versetzt. Hier war es auch, wo in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts bei einem heftigen Gewitter Hagel gefallen war. Es ist dieses das beinahe einzige bekannte Beispiel, in einer Ebene, die mit dem Meere beinahe wagerecht liegt. Sonst fällt er gewöhnlich unter den Wendekreisen nur auf 300 Toisen Erhöhung.

Der mit vielen Inseln besetzte Orinoko fängt hier an sich in mehrere Arme zu theilen, deren westlicher im Januar und Februar trocken bleibt. Die Gesamtbreite des Stromes in dieser Gegend beträgt

2500 bis 3000 Toisen. Der Wald wird hier zusehends holzreicher, und mitten aus den Palmbäumen ragt ein abgesonderter Felsenrücken von außerordentlicher Gestalt hervor. Es ist ein Granitpfeiler, dessen nackte und schroffe Seitenwände nahe an 200 Fuß Höhe haben. Sein Gipfel, der über die höchsten Waldbäume emporragt, ist oben mit einer beinahe wagerechten Felsenbank gekrönt, deren Oberfläche glatt ist. Auf diesem Gipfel stehen andere Bäume, als am Fusse, und dieses hohe, von den übrigen abstehende Gehölz malt sich auf das Zauberischste am Azurblau des Himmels.

Weiterhin verengt sich der Orinoko, ein kleines Vorgebirg ragt in den Fluß, wo vormals die Jesuiten ein kleines Fort hatten, das jedoch seit Aufhebung des Ordens zerstört ist. Das Fort diente nicht nur zum Schutze gegen die Einfälle der Cariben, sondern auch zur Seelen-Eroberung (*Conquista de almas*). Die Soldaten, durch Geldbelohnungen angereizt, machten bewaffnete Überfälle in das Gebiet der unabhängigen Indianer. Was Widerstand leistete, ward umgebracht, die Hütten wurden verbrannt, die Pflanzungen zerstört, und Greise, Weiber und Kinder als Gefangene weggeführt. Die Gefangenen vertheilte man in die Missionen vom Meta, Rio Negro und Ober-Orinoko. Man wählte die entferntesten Orte, um die Rückkehr zu verhindern. Die spanischen Gesetze untersagten zwar diese Eroberung, sie wurde jedoch im Lande selbst geduldet, und von den Obern der Gesellschaft als für die Re-

ligion und Ausbreitung der Missionen gepriesen. Die Franziskaner und Augustiner, welche jetzt diese Gegenden inne haben, huldigen diesen Grundsätzen nicht, und suchen vielmehr durch Geduld und Milde auf das Schicksal der Ureinwohner zu wirken. Die bewaffneten Überfälle sind beinahe gänzlich abgeschafft, und wo sie Statt finden, werden sie durch die Obern der Orden mißbilligt.



## Fünftes Kapitel.

Die kleinen Cascaden des Orinoko. — Hoher Wasserstand; —  
Die singenden Klippen. — Eismündung des Meta.

Von der Ausmündung des Rio Paruasi an verengt sich der Strom abermal. Sein Bett ist hier mit kleinen Inseln und Granitblöcken angefüllt, und diese bilden nun die Rapides oder kleinen Cascaden, deren erster Anblick den Reisenden durch den beständigen Wasserstrudel beunruhigen kann, jedoch werden sie den Fahrzeugen in keiner Jahreszeit gefährlich. Eine Reihe Klippen, welche beinahe durch die ganze Breite des Stromes läuft, führt den Namen Raudal de Marimara. Ein enger Canal geht zwischen durch, wo das Wasser zu sieden scheint, wenn es unterhalb der Piedra de Marimara ungestüm hervorkommt. Diese Piedra ist ein dichter Granitfels, 80 Fufs hoch und 300 Fufs im Umfange, ohne Spur von Schichtenbildung. In dieser felsigen Gegend macht der Fluß tiefe Einbuchten in das steinige Ufer, eine der-

selben, die zwischen zwei Vorgebirgen eingeschlossen ist, heißt der Hafen von Carichana. Die Gegend hat ein wildes Aussehen, und lange Schatten decken, von der Felsküste geworfen, die Fläche des Stromes. Von diesen schwarzen Felsen, die sich im Wasser des Stromes spiegeln, erscheint dieser ebenfalls schwarz.

Auf die Empfehlung eines braven Missionärs wurden sie am 11. April im Pfarrhose von Carichana gastfrei aufgenommen. Sie hatten seit vierzehn Tagen unter keinem Dache geschlafen. Carichana ist eine Stunde vom Ufer des Stromes angelegt, um der Ungesundheit seiner Überschwemmungen zu entgehen. Es wohnen daselbst Indianer vom Stamme der Salivas. Diese sind ein sanftes, geselliges, fast schüchternes und leichter zu cultivirendes Volk, als die übrigen Stämme am Orinoko. Um den Cariben zu entgehen, haben sie sich sogleich in den ersten Zeiten der Missionen diesen angeschlossen. Die Jesuiten rühmen auch in ihren Schriften überall die Gelbigkeit und den Verstand derselben. Die Salivas sind große Freunde der Tonkunst, und bedienen sich seit uralten Zeiten der Trompeten aus gebranntem Thone, die vier bis fünf Fufs lang sind und mehrere kugelförmige Bauchungen haben, die untereinander durch Röhren zusammenhängen. Diese Instrumente geben einen überaus kläglichen Ton. Die Jesuiten wußten diese Anlagen zu würdigen, und seit der Zeit der Aufhebung dieses Ordens hatte man zu San Miguel am Rio Meta eine so schöne

Kirchenmusik , dafs ein Reisender nicht wenig verwundert war , von den Ureinwohnern die Violine, das Violoncell , den Triangel , die Guitarre und die Flöte mit Fertigkeit handhaben zu sehen.

Mitten unter diesen Indianern traf Herr von *Humboldt* ein Weib von weißer Herkunft an. Sie war die Schwester eines Jesuiten aus Neu-Granada. Es ist eine große Freude , in diesen Wildnissen jemanden anzutreffen , mit welchem man sich ohne Dolmetsch unterhalten kann. Jede Mission hat wenigstens zwei Dolmetscher (*Lenguarazes*), es sind dies Indianer , etwas weniger dumm , als die andern, durch welche die Missionäre mit den Neubekehrten sprechen. Doch verstehen sie das castilianische leichter, als sie es sprechen, und antworten gewöhnlich auf alle Fragen , *si padre, no padre*, was denn wohl denjenigen ermüdet und ungeduldig macht, der Monate lang dieses ewige Echo allein hört, wo er sich doch über wichtige Gegenstände so gerne unterrichten möchte.

Über zwei Missionen hinaus , sagte der Ordensmann , werden Sie wie Stumme reisen. Dieses ist so ziemlich in Erfüllung gegangen, denn man mußte sich der Zeichen-Sprache bedienen. Sobald der Eingeborne merkt , dafs man sich keines Dolmetschers bedienen will, und sich unmittelbar an ihn wendet , so legt er seine rohe Gleichgültigkeit ab, wird lebendig und zeigt ungemeine Gewandtheit, sich verständlich zu machen. Diese Gewandtheit zeigt sich besonders auffallend bei den noch unabhängigen.

Indianern, an die es vorzüglich rathsam ist, sich zu wenden, und dann wird die Zeichensprache ungleich belehrender seyn, als die Unterredung mit einem Dolmetscher.

Dieses sollte nach meiner Meinung zeigen, daß die Ureinwohner doch so gar dumme nicht seyn müssen, als sie uns Herr von *Humboldt* oben schilderte. Der dumme Blick könnte denn doch wohl eine Art Verachtung seyn, womit der rohe Mensch allezeit den Fremden betrachtet, und die stumpfe Gleichgültigkeit, womit sie alles, was dem Europäer wichtig scheint, behandeln, dürfte nur daher rühren, daß die Interessen beider ganz verschieden sind. Wie oft habe ich nicht in den Carpathen und den Gebirgen an der Bodrog und Theifs dieselbe Stumpfheit an den Trägern wahrgenommen, die mich begleiteten. Sie sahen eben so stumpf aus, wenn sie sahen, daß ich den Unrath von Gestein, den sie als den Fluch ihrer Äcker betrachteten, mit freudiger Sorgfalt auflos, und hielten sich für unendlich weiser, als den Schwarzkünstler, der doch nur aus Mangel an Erfahrung steile Berggipfel erkletterte, und an solchen Plunder Zeit und Geld verschwenden konnte. Man muß daher über Anlage der Völker nicht anders, als mit größter Vorsicht sich aussprechen. Ich gestehe, daß ich alle Völker von der Natur so ziemlich mit gleichen Anlagen ausgerüstet glaube.

Übrigens ist die Verschiedenheit der Mundarten unter den Völkern am Orinoko so groß, daß selbst

der sprachkundigste Reisende nicht ausreichen würde. In Peru und Quito ist die Quichua- oder Inkas-Sprache hinreichend, um sich dem größten Theile der Bevölkerung verständlich zu machen. Anders ist es in Guyana, hier würde man mit zehn verschiedenen Sprachen nicht auslangen.

Das Dorf Carichana liegt in einer überaus angenehmen Umgebung. Es liegt in einer grasreichen Ebene, die in der Ferne mit Waldung umgeben und mit blauen Bergen begrenzt ist. Die Berge sind zu düster, mit Wald bewachsen oder nackt, wo denn ihre kahlen Gipfel von der Abendsonne vergoldet werden. Frappant sind die großen Flächen und vom Pflanzenwuchs entblößten Felsblöcke, die oft über achthundert Fuß im Umkreise haben und kaum einige Zoll über die umliegende Savane erhöht sind. Man fragt sich erstaunt, ob eine Naturrevolution die Pflanzendecke hinweggeführt habe, oder ob der Granitkern der Erde hier jedes Keims unempfänglich sey? Dasselbe Phänomen scheint sich auch im Shamo darzubieten, der großen Wüstenebene, welche die Mongolei und China trennt. Die abgesonderten Felsenblöcke werden dort Tsy genannt. Man sieht hier Flechten in dichten Krusten den Fels gleichsam spalten, und zur Aufnahme von Pflanzensamen gleichsam vorbereiten. Die Flächen kontrastiren um Carichana mit Blumengebüschen und Baumgruppen, so daß man unwillkürlich an unsere Garten-Anlagen erinnert wird. Man könnte glauben, der Mensch habe, durch ein inniges Gefühl

der Schönheiten der Natur geleitet, die wilde Roheit dieser Gegenden zu mildern gesucht.

In der Gegend von Carichana kann man mit Leichtigkeit das Land durchwandern, wo man hingegen in den Missionen vom Orinoko sonst überall von undurchdringlichen Wäldern aufgehalten ist, und nur längs den Ufern weiter kommen kann. Herr *Bonpland* machte mehrere Ausflüge zu Pferde, und sammelte viele Pflanzen, unter andern eine prächtige Art *Macrocnemum*, deren Rinde roth färbt, *Ryania coccinea*, mit giftiger Wurzel, *Jacaranda obtusifolia* und *Serrape* oder *Jape*, welche ihrer gewürzreichen Frucht wegen berühmt ist. Diese Frucht, die man in Cumana und Caracas unter die Wäsche und in Europa unter dem Namen *Tongo-Bohne* unter den Schnupftabak legt, wird für giftig gehalten.

Der Orinoko war nun schon um drei Fufs über seinen niedrigsten Wasserstand erhöht. Die Ureinwohner zeigten ihnen an dem Felsen die Merkmale des jetzigen größten Wasserstandes. Sie fanden sie 42 Fufs hoch, also das Doppelte des größten Wasserstandes des Nil. Freilich ist das Mafs an einer Stelle genommen, wo das Bett des Orinoko außerordentlich eingeengt ist, und man mußte sich zudem an die Aussage der Eingebornen halten. Außer Zweifel liegt jedoch, und ist allen Bewohnern dieser Gegenden höchst merkwürdig, daß in Carichana, in San Banja, in Atures und Maypures, da, wo der Strom sich seinen Weg durch die Berge gebahnt hat, auf hundert, zuweilen auch hundert und dreis-

sig Fuhs über den gegenwärtigen größten Flußhöhen, schwarze Streifen und Ausfressungen sichtbar sind, welche den vormaligen Stand der Gewässer unzweideutig angeben. Dieser Strom des Orinoko, welcher uns so imposant, so majestätisch vorkommt, wäre denn nur noch ein schwacher Überrest jener unermesslichen Süß-Wasserströmungen, die vom Alpenschnee und von stärkern Regengüssen angeschwellt, von dichten Waldungen überall beschattet, und jener Ebenen entbehrend, welche die Verwüstung begünstigen, vormals das Land ostwärts der Anden, wie Arme vom Binnenn-Mecre durchzogen haben? Was muß damals das Verhältniß dieser niedrigen Landschaften gewesen seyn, welche gegenwärtig den Wirkungen der jährlichen Überschwemmung ausgesetzt sind? Welche ungeheure Menge von Krokodillen, Seekühen und Boas müssen dazumal diese ungeheuren Ebenen bewohnt haben, die aus wechselnden Sumpflachen des stillstehenden Wassers und einem dürrn zerrissenen Boden bestanden? Die ruhige Welt, welche wir bewohnen, ist auf eine lärmendere Welt gefolgt. Knochengerippe des Mammuth und ächter amerikanischer Elephanten werden auf dem Plateau der Anden zerstreut angetroffen. Das Megatherium lebte in den Ebenen von Uruguay. Beim tiefern Ausgraben der Thäler, die so hoch liegen, daß sie heut zu Tage weder Palmen noch baumartige Farrenkräuter ernähren können, werden Steinkohlenlager entdeckt, in denen Riesentrümmer von Gewächsen aus der Familie der

Einlapper begraben liegen. Es war also eine entfernte Zeit, wo die Familien der Gewächse anders vertheilt; wo die Thiere gröfser, die Ströme breiter und tiefer waren. Hier enden aber nun die Denkmäler der Natur, die wir zu Rathe ziehen mögen.

Wir wissen nicht, ob das Menachengeschlecht, welches zur Zeit der Entdeckung von Amerika ostwärts der Cordilleren kaum einige schwache Stämme zeigte, bereits in die Thäler herabgestiegen war, oder ob die alte Überlieferung der großen Gewässer, die unter den Völkern am Orinoko, am Erevato und am Caura angetroffen werden, andern Erdstrichen angehört haben, aus welchen sie in diesen Theil des neuen Festlandes verpflanzt worden sind.

Am 11. April um 2 Uhr Nachmittag waren sie von Carichana abgefahren. Immer mehr zeigt sich nun das Bette des Orinoko mit Klippen von Granit angefüllt. Hier ist die Mündung des Flusses Orupe in den Orinoko und gegenüber die große Klippe Piedra del Tigro. Die Sonde findet hier auf 29 Ellen Tiefe keinen Grund. Heftiger Regen durchnäßte die Reisenden, gewährte ihnen aber die Linderung, daß er auf einige Zeit die Mosquitos vertrieb. Sie waren jetzt dem Wasserfalle der Cariven gegenüber. Der Andrang der Gewässer war jedoch so stark, daß sie Mühe hatten, an's Land zu kommen. Sie wurden immer wieder in den Strom zurückgetrieben, bis zwei Salivas-Indianer in den Fluß sprangen, und mit dem Taue die Pirogue an's Land zogen, wo sie auf einem nackten Felsen übernachteten.

Der Granitfels (*Piedra de Carichana vieja*) ist einer von denen, auf welchem die Reisenden auf dem Orinoko von Zeit zu Zeit gegen Sonnenaufgang unterirdische Töne gehört haben, denen ähnlich, welche eine Orgel von sich gibt. Die Missionäre nennen diese Steine: *Laxas de Musica*. Es ist Hexenwerk, sagte ein junger indischer Pilote. Herr von *Humboldt* und seine Gefährten haben diese Töne weder hier, noch am Ober-Orinoko gehört, aber der Aussage glaubwürdiger Zeugen zufolge kann die Thatsache nicht bezweifelt werden. Diese Erscheinung scheint von einer gewissen Beschaffenheit der Atmosphäre herzurühren. Die Felsenbänke sind voll tiefer Spalten, und werden den Tag über bis zu  $40^{\circ}$  und  $50^{\circ}$  erhitzt. Sollten die Orgeltöne, welche das Ohr, wenn es beim Nachtlager am Steine lehnt, hört, nicht die Wirkung einer durch die Spalten austretenden Strömung der Luft seyn? Sollte der Andrang der Luft gegen elastische Glimmerblättchen, welche die Spalten zum Theil ausfüllen, nicht zur Modification der Töne beitragen? Läßt es sich nicht annehmen, es haben die Egypter bei ihrem beständigen Auf- und Niederfahren des Nilstroms die nämliche Beobachtung auf irgend einem Felsen der Thebaide gemacht, und es habe die Musik des Felsens zu der Bildsäule des *Memnon* Anlaß gegeben? Damals vielleicht, als die rosenfingrige *Aurora* ihrem Sohne, dem glorreichen *Memnon*, die Stimme verlieh? Diese Stimme war diejenige, eines unter dem Fußgestelle des Bildes verborgenen Men-

schen; die hier angeführte Beobachtung der Ureinwohner vom Orinoko scheint auf eine natürliche Weise zu erklären, was den Glauben der Egypter, daß ein Stein bei Sonnenaufgang Töne erschallen läßt, veranlaßt hat.

Beinahe zur gleichen Zeit, wo Herr von Humboldt diese Erklärung der singenden Steine versuchte, haben die Franzosen in Egypten, in einem Denkmale aus Granit, welches mitten im Pallast von Karnak steht, bei Sonnenaufgang einen Ton gehört, welcher demjenigen einer springenden Saite gleich. Dies ist gerade die Vergleichung, deren sich die Alten bedient haben, wo sie von der Säule des *Memnon* reden. Die französischen Reisenden sind derselben Meinung, daß der Durchgang der verdünnten Luft durch die Spalten eines wiederhallenden Steins die egyptischen Priester auf die Erfindung der Gaukeleien des *Memnonium's* führen konnte. (Es ist demnach der Betrug der Priester, wenn es noch einer war, doch so plump nicht gewesen, wie eben Herr von Humboldt meinte, und die *Memnon's*-Statue, die heute noch aus dem Schutte hervor sich vertheidigt, muß die Egypter-Priester gegen den Vorwurf des Betrugers wenigstens in so fern schützen, als sie keines Menschen unter dem Piedestal bedurften. Die Zeiten sind zu ferne und unsere Kenntnisse des alten Egyptens so unvollkommen, daß wir über die egyptischen Priester billiger urtheilen müssen. Muß denn Alles gleich Betrug und Gaukelei seyn?)

Am 12. setzten sie ihre beschwerliche Reise fort. Zwölf und eine halbe Stunde mußten die armen Indianer ununterbrochen rudern, und da etwas Maniokmehl und Pisangfrucht die einzige Nahrung war, so muß man billig über die Ausdauer und Muskelkraft der Indianer staunen, welche so lange, eine so harte Arbeit, nämlich die Pirogue gegen die reißenden Cascaden zu rudern, ausdauern konnten. Das Strombett war auf eine Länge von 600 Toisen mit Granitblöcken angefüllt. Es ist dieses das sogenannte Raudal de Cariven. Man mußte durch Canäle fahren, die keine fünf Fuß breit waren. Zuweilen war die Pirogue zwischen zwei Granitblöcken festgehalten. Wo die Strömung allzuschwierig wird, da werfen sich die Ruderer in's Wasser und befestigen ein Tau an den Felsspitzen, um die Pirogue stromaufwärts zu ziehen. Dieses Geschäft ist eben so mühsam als Zeit raubend. Die Canäle zwischen den Klippen sind oft 22 Ellen tief. Krokodille haben sie hier keine wahrgenommen. Diese Thiere scheinen den Lärm der Catarakten zu vermeiden.

Von Cabruta bis zur Mündung des Sinaruco, in einer Entfernung von zwei Breitegraden, ist das rechte Ufer völlig unbewohnt. Auf dem linken Ufer hat aber ein unternehmender Mann, *Don Felix Relinchon*, die Otomaken- und Jaruros-Indianer in ein Dorf versammelt. Es ist dies ein Versuch, auf welchen die Missionäre keinen Einfluß haben. Es

fragt sich, wo sich die armen Indianer besser befinden?

Um neun Uhr gelangten sie zur Mündung des Metastromes. Dieser ist nach dem Guaviare der größte Strom, welcher in den Orinoko fällt. Man kann ihn mit der Donau vergleichen, nicht hinsichtlich der Länge seines Laufes, wohl aber seiner Wassermasse. Seine mittlere Tiefe beträgt 36, seine größte 84 Fuß. Die Vereinigung beider Ströme ist ein imposanter Anblick. Vereinzelt stehende Felsblöcke stehen am östlichen Gestade. Über einander liegende Granitblöcke sehen von fern zertrümmerten Schiffen ähnlich. Ausgedehnte Sandufer entfernen die Grenze der Waldungen vom Strome; aber mitten unter denselben erblickt man über dem Horizonte einzelne am Himmelsraume sich darstellende und die Berggipfel krönende Palmengipfel.

Zwei Stunden verweilten sie auf dem Felsen der Geduld, einem Steine, der darum so heißt, weil die stromaufwärts fahrenden Piroguen zuweilen zwei Tage brauchen, um den von diesem Felsen herrührenden Wasserstrudel zurückzulegen. Herr von Humboldt fand die Mündung des Meta 70°, 4' 29" W. Länge. Der Meta ist bis an den Fuß der Anden von Neu-Granada schiffbar, und wird einst für die Bewohner Venezuelas von großer politischer Wichtigkeit werden. Oberhalb der Einmündung des Meta schien der Orinoko weniger Klippen zu haben. Sie führen durch einen 500 Toisen breiten Canal. Die Indianer ruderten ohne Aussetzen und ohne zu er-

müden, unter betäubendem Geschreie. Es war bereits Nacht, als sie vor dem Raudal von Tabaje eintrafen. Da die Indianer es nicht wagten, den Wasserfall vorbeizufahren, so wurde hier übernachtet. Jaguare kamen völlig in die Nähe, der Himmel war bedeckt, der Donner rollte und die Wasserfälle sausten drein; ein fürchterliches Concert!

Am 13. April kamen sie früh Morgens bei den Wasserfällen des Tabaje vorbei. Hier ist eine kleine Mission der Guahibos-Indianer, in welcher der Pater *Zea* Messe lesen wollte, warum denn gelandet wurde. Es waren ungefähr sechs Hütten erst kürzlich eingepferchter Indianer, die sich von Wilden in gar nichts unterschieden. Ihre großen schwarzen Augen drücken mehr Lebhaftigkeit aus, als die der in den alten Missionen wohnenden Indianer. Man bot ihnen Branntwein an, sie wollten ihn nicht ein Mal kosten, und wandten sich mit Abscheu von diesem Gifte hinweg. Hätten es doch alle Wilden auch gethan! Mehr als die Mordsucht der Europäer, hat dieser Höllentrunk Amerika entvölkert. Die jungen Mädchen hatten alle runde schwarze Flecken in's Gesicht gemalen, die man für Schönheitspflasterchen unserer europäischen Stutzer und Stutzerinnen hätte halten mögen, womit sie die Weisse der Haut zu heben suchen. Der übrige Körper der Guahibos war nicht bemalt. Sie waren schlank, mit melancholischem Blicke, ohne Härte und Wildheit. Ohne einen Begriff von der Religion zu haben, zu der sie angeführt wurden, war ihr Betragen in der Kirche

bei der Messe sehr anständig. Übrigens ist kein Stamm schwerer an feste Wohnsitze zu gewöhnen, als die Gualibos. Selbst die von San Borja waren bei der Rückkehr unserer Reisenden vom Ober-Orinoko wieder in ihre Wälder zurückgekehrt. Sie wollten sich lieber mit Würmern nähren, als ein kleines Stück Land anbauen. Es geht am Orinoko unter den Völkern ein Sprichwort: der Gualibos ißt alles, was auf und unter der Erde vorkommt.

Die Hitze war beim südwärts Schiffen ziemlich erträglich, die Temperatur des Tages war  $26^{\circ}$  bis  $27^{\circ},5$ , des Nachts  $23^{\circ},7$ ; das Wasser  $27^{\circ},7$ . Trotz der mindern Wärme nahm doch die Plage der Mosquitos jämmerlich zu. Nirgend hatten sie so arg davon gelitten, als in San Borja. Man konnte weder sprechen, noch das Gesicht entblößen, ohne Maul und Nase damit angefüllt zu bekommen. Hände und Gesicht brannten jämmerlich. Aus Furcht vor den Caribesfischen konnte man nicht baden, auch zeigten sich überall große Krokodille von 22 bis 24 Fuß. Weiterhin war der Horizont von den Bergen der Orinoko-Wasserfälle begrenzt, und die Ufer gewannen ein imposanteres Aussehen.

---

## Sechstes Kapitel.

Die Wasserfälle des Orinoko.

Das beiliegende Kupferblättchen liefert unsern Lesern eine Ansicht der Catarakten des Orinoko,

eines der erhabensten Natur-Schauspiele des neuen Continents. Der Orinoko wird in seiner Richtung von Süden nach Norden zwei Mal in seinem Laufe verengert, und bricht sich alsdann schmetternd an den Dämmen, welche die quer durch den Strom setzenden Felsen bilden. Es ist unmöglich, sich ein imposanteres Schauspiel zu denken. Unauslöschlich, selbst durch den Anblick der Anden und ihrer Wasserfälle, bleibt das Bild, welches der Anblick in der Seele dessen zurück läßt, der von einem gutgewählten Standpunkte aus diese ununterbrochene Reihe der Catarakten, diese Masse von Schaum und Dampf, durch die Abendsonne beleuchtet, überschaut. So ausgedehnte Naturschauspiele mußten seit Jahrhunderten die Aufmerksamkeit der Bewohner der neuen Welt auf sich ziehen, und wirklich hat sich auch der Ruf der Wasserfälle des Orinoko in der neuen Welt eben so verbreitet; wie in der alten Welt derjenige der Catarakten des Nils, der in mehr als einer Hinsicht das Migniaturbild des Orinoko genannt werden kann.

Die beiden großen Wasserfälle des Orinoko haben sich beim Durchbruche des Stromes durch das Gebirge von la Carime gebildet, ihr Ruf ist so ausgedehnt, als alt; denn schon den ersten Eroberern dieser Länder blieben sie nicht unbekannt. Die Landeseingebornen nennen dieselben Mapara und Quituna, welche Namen die Missionäre in Atures und Maypures verwandelt haben, nach den ersten Stämmen, die in ihrer Nähe in Missionen eingepfercht

wurden. In Küstenlande von Cumana und Caracas führen sie schlechtivog den Namen der beiden Raudales (Wasserfälle), ein Name, welcher bedeutet, dafa die andern Wasserfälle, z. B. von Camiseta und Carichana, diesen Namen gar nicht verdienen.

Die großen Catarakten theilen die christlichen Niederlassungen des spanischen Guyana in zwei ungleiche Hälften. Die Missionen vom Unter-Orinoko werden die zwischen dem Raudal Atures und der Mündung des Stromes innen liegend genannt, die zwischen dem Raudal von Maypures und den Bergen von Berida gelogenen Dörfer heißen die Missionen vom Ober-Orinoko. Der Lauf des Unter-Orinoko beträgt, die Krümmungen mit eingerechnet, 260 Seemeilen, die des Ober-Orinoko ungefähr, da seine Quellen noch nicht ermittelt sind, 167 Seemeilen.

Jenseits der großen Catarakten fängt ein unbekanntes Land an. Es ist eine theils gebirgige, theils flache Landschaft, welche die Gewässer in sich faßt, die theils in den Orinoko, theils in den Amazonenstrom abfließen. Durch die Leichtigkeit ihrer Verbindung mit dem Rio Negro und Gran-Para scheint dieselbe mehr noch zu Brasilien, als zu den spanischen Colonien zu gehören. Keiner der Missionäre ist noch über den Raudale von Maypures hinausgekommen. Oberhalb der Catarakten haben die Reisenden auf mehr als hundert Meilen nur drei christliche Niederlassungen angetroffen, und selbst in diesen waren kaum sechs bis acht weiße Menschen.

Es ist daher gar nicht zu verwundern, wenn eine

so verödete Landschaft, eine so geheimnißvolle Wüste von jeher das Feenland der Fabeln, Märchen und Wunder gewesen ist. Hieher versetzten die ersten Missionäre jene Völker, die nur ein Auge habend, dasselbe auf der Stirne tragen: hier war es, wo sie Alles fanden, was die Alten von Gari- manten, Arimaspen und Hyperboreern träumten. Man würde jedoch den einfachen und oft ziemlich rohen Missionären Unrecht thun, wollte man sie beschuldigen, als hätten sie alle die Märchen selbst erfunden, indem sie dieselben größtentheils aus den Erzählungen der Indianer selbst geschöpft haben. In den Missionen, wie auf der See, wie im Morgen- lande und überall, wo man lange Weile hat, erzählt nun jeder, um die Zeit zu verkürzen, Ein Missio- när ist von Natur nicht zweifelsüchtig, er behält im Gedächtnisse, was die Eingebornen ihm oft erzählt haben, und nach seiner Rückkehr in's civilisirte Europa findet er für manche erlittene Beschwerlich- keit darin Entschädigung, daß er sich das Vergnü- gen macht, durch seine Erzählungen Erstaunen zu erregen, indem er Thatsachen, in entfernten Ländern gesammelt, vorbringt. Diese Erzählungen der Mön- che erhalten noch ein wunderbarereres Aussehen in der Nähe der Küsten. In Cumana und Neu- Barcel- lona darf man nicht ein Mal einen Unglauben merken lassen, denn es wird sonst alsbald mit den kurzen Worten Stillschweigen auferlegt: die Väter haben es gesehen, aber weit oberhalb der großen Catarakten.

Es war also am 15. April, zwei Stunden vor Sonnenaufgang, wo unsere Reisenden die Insel Panumana verließen, um in dieses Wunderland einzutreten. Der Himmel war mit Wolken überzogen, aus denen häufige Blitze hervorschossen, wie sich's am Eingange in ein Zauberland schickt und geziemt. Die Hitze war erstickend und kein Laub bewegte sich. Die Jaguare waren über den Strom gekommen, und ließen ihr Geheul ganz in der Nähe hören. In der Nähe der Catarakten sind die Tiger so zahlreich, daß vor zwei Jahren in derselben Hütte, wo sie übernachtet hatten, von einem Indianer ein Tiger mit zwei Jungen angetroffen wurde, die hier sich einheimisch gemacht hatten. Seit mehreren Monaten hatten sie hier gehaust, und es bedurfte eines sehr ernstern Kampfes, um dem Hausherrn sein Recht an die Hütte wieder zu verschaffen. Die Jaguare halten sich gern in verfallenen Gemäuer auf, und es ist für Reisende rathsamer, unter freiem Himmel zwischen zwei Feuern zu übernachten, als in unbewohnten Hütten Schutz zu suchen.

Bei der Abfahrt von Panumana sahen sie am westlichen Gestade des Flusses ein Feuer bei einem Lager wilder Guahibos. Der Pater Zea ließ einige blinde Flintenschüsse abfeuern. Es geschehe dies, sagte er, um ihnen zu zeigen, daß man bewaffnet und Widerstand zu leisten im Stande wäre. Sie schienen jedoch keine Lust zu haben, sie auf der Mitte des Wassers anzugreifen. Bei Sonnenaufgang kamen sie bei der Mündung des Rio Anaveni vorbei.

Zur Zeit der Jesuiten war hier ein Dorf. Die Tageshitze war unerträglich, und man zog sich in eine sehattige Gegend zurück, wo man sich die Zeit mit Fischen vertrieb. Bald hatte man mehr als man brauchte. Spät erst traf man am Fusse der großen Catarakten ein. Sie gingen nun auf einem beschwerlichen Fufspfade noch eine Stunde, um zur Mission von Atures zu gelangen. Der Weg führt über eine mit großen Granitblöcken bedeckte Ebene.

Das Dörfchen San Juan Nepomuceno de las Atures ward im Jahre 1748 durch den Pater *Francisco González*, vom Jesuiten-Orden, gegründet, und es ist stromaufwärts die letzte Niederlassung, welche den Jesuiten ihr Daseyn verdankt. Die südlichern Niederlassungen von Atabapo, Cassiquiare und Rio Negro sind von den Franziskanern gegründet. Der Orinoko scheint seine Fluthen ehemals über die Ebene gewälzt zu haben, wo jetzt Atures liegt. Diese flache Savane war das Flußbett. An der Ostseite sieht man an den Felsen noch Spuren der Fluthen; wahrscheinlich haben die großen Ablagerungen das Gewässer gegen Abend hin gedrängt. Die Catarakte führt den Namen Mapara. Der Name des Dorfes Atures ist aber von einer Völkerschaft genommen, die gegenwärtig ausgestorben scheint. Die Mission Atures liegt unter 5°, 38' 4" Breite.

Die kleine Mission war im traurigsten Zustande. Zur Zeit des oben erwähnten Grenzzuges waren noch 320 Indianer da, jetzt fand Herr von *Humboldt* nur noch 47, und der Missionär versicherte, die

Abnahme werde von Jahr zu Jahr gröfser. Zur Zeit der Stiftung der Mission hatte man Indianer von den Stämmen der Atures, Maypures, Meyepures, Abanis und Quirupas dahin vereinbart. Statt derselben fanden sie nur noch einige Guahibos daselbst. Die Atures sind beinahe ganz verschwunden, und man kennt sie nur noch in den Gräbern der Höhle von Atarupe, welche an die Grabstätten auf Teneriffa crinnert.

Zwischen dem 4° und 8° N. B. trennt der Orinoko nicht nur die große Waldung des la Parime von den nackten Savannen des Apure, Meta und Guaviare, er bildet auch die Grenze zwischen Horden von sehr verschiedenen Sitten und Lebensweisen. In den westlichen baumlosen Ebenen ziehen umher: die Guahibos, die Chiricoas, die Guamas, schmutzige, ekelhafte Völker, die auf ihre wilde Unabhängigkeit stolz, an feste Wohnsitze und regelmässige Arbeiten nicht leicht gewöhnt werden mögen. Die spanischen Missionäre haben dieselben recht gut mit dem Namen Indios Andantes bezeichnet. Östlich vom Orinoko, zwischen den nahe beisammenliegenden Quellen des Caura, des Cataniapo und des Ventuari, leben die Macos, die Salivas, die Curacicanas, die Parecas und die Maguritares, sanfte, rubige Völker, welche Ackerbau treiben und der Zucht der Missionen sich leicht unterziehen. Der Indianer der Ebenen unterscheidet sich vom Indianer der Wälder durch Sprache, Lebensart und Geisteskräfte. Beide haben eine an lebhaften und kühnen Wendungen reiche

Sprache; aber beim ersteren ist dieselbe rauher, gedrängter und leidenschaftlicher; beim zweiten ist sie sanfter, weitschweifiger und besitzt viel mehr umwundene Ausdrücke.

Die Mission von Atures besteht aus beiden Arten von Indianern. Die Hütten der Wald-Indianer zeigen mehr Ordnung, Reinlichkeit und Wohlstand. Die Fieber, welche aus der großen Hitze und beständig feuchten Luft entstehen, sind den Missionen von Atures und Maypures sehr gefährlich. Sie werden auch den giftigen Ausdünstungen der schwarzen Felsen in den Catarakten zugeschrieben. Diese Fieber arten öfter in Faulfieber aus. Ich habe mein kleines Fieber erst seit acht Monaten, sagte der gute Missionär, der sie an den Orinoko begleitete. Er sprach davon, als von einer gewohnten und leicht zu ertragenden Mühseligkeit. Die Anfälle waren heftig, aber von kurzer Dauer. Sie befielen ihn zu verschiedenen Zeiten und waren allezeit von grosser Schwäche begleitet. Es finden sich jedoch arme Ordensmänner, die durch eine Reihe von Jahren den Fiebern widerstehen, und es sind auch ihre Wirkungen nicht so gefährlich, wie in der gemäßigten Zone.

Über die schwarze Rinde am Granitfelsen der Wasserfälle hat Herr von *Humboldt* viele Untersuchungen angestellt, und andere Reisende haben aus andern Welttheilen die nämliche Erscheinung berichtet. Man glaubt, es seyen Niederschläge von Gasarten, welche in der Atmosphäre schädliche Mis-

nen begründen. Man behauptet auch, daß der Schlaf auf dem schwarzen Felsen schädlich sey, was vermuthlich von der großen Hitze herrührt, die sie aufnehmen.

Unter die Ursachen der Entvölkerung bei den Wasserfällen gehören auch die Kinderpocken. Diese richteten in den amerikanischen Landschaften so ungeheure Verwüstungen an, daß die Landeseingebornen, vor Entsetzen über diese Seuche, ihre Hütten verbrennen, ihre Kinder ermorden, und alle Verbindungen aufheben. An den Gestaden des Ober-Orinoko ist diese Seuche noch unbekannt, und sollte sie je eindringen, so steht zu hoffen, daß ihre Gewalt durch die Schutzpocken werde gehemmt werden.

Man bemerkt auch, daß Neger-Colonisten das feuchte und heiße Klima besser ertragen und daselbst besser gedeihen, als selbst eingeborne Amerikaner. Es wurde daher dem Statthalter von den Mönchen der Vorschlag gemacht, Neger zu kaufen und dorthin als Colonisten zu setzen, wie auch, flüchtige Neger ihnen beizugesellen, und auf diese Art christliche Colonien zu begründen, die sich ein besseres Loos, als die gegenwärtigen versprechen könnten. Übelverstandenes Mitleid hatte jedoch diesen für das Wohl der armen Schwarzen so heilsamen Vorschlag verhindert. Weil die Erhaltung des Lebens, sagte der Statthalter, bei den Negern so wenig, als bei den Indianern verbürgt werden kann, so würde es ungerrecht seyn, jene zum Aufenthalte in den Dörfern der Wasserfälle zu zwingen. Gegen-

wärtig beruht die Erhaltung dieser Mission nur noch auf zwei Guahibos- und Macos-Familien, bei denen Neigung zur Sittigung wahrgenommen wird. Sterben diese aus, so dürfte der Reisende schwerlich Piloten bei der Überfahrt über die Wasserfälle finden. Dadurch wird aber die Verbindung zwischen dem festen Orte am Rio Negro und der Hauptstadt völlig unterbrochen, weil es sehr genauer Kenntniss der Örtlichkeit bedarf, um sich durch die Wasserfälle zu wagen.

Während unsere Pirogue entladen wurde, sagt Herr von *Humboldt*, konnten wir überall, wo das Ufer zugänglich war, das furchtbare Schaustück eines verengten und gleichsam in Schaum verwandelten großen Stroms in der Nähe betrachten. Ich will versuchen, nicht unsere Empfindungen, sondern das Bild einer unter den Landschaften der neuen Welt so berühmten Gegend zu zeichnen. Je majestätischer und imposanter die Gegenstände sind, desto wichtiger ist es, sie in ihren kleinsten Einzelheiten zu erfassen, die Umrisse des Gemäldes, welches der Phantasie des Lesers dargeboten werden soll, richtig anzugeben, und das Charakteristische der großen und unvergänglichen Denkmähler der Natur einfach darzustellen.

Von der Ausmündung des Stromes, bis wo der Anaveni sich in denselben ergießt, auf eine Länge von 160 Lieuen, ist die Schifffahrt des Orinoko frei. Zwar finden sich Klippen und Strudel in der Nähe von *Muitaco*, in einer Bucht, die den Namen Höl-

lenschlund führt. Wasserfälle kommen in der Nähe von Carichana und San Borja vor, aber nirgends ist das Strombett in diesen Gegenden gesperrt, sondern es bleibt zum Auf- und Abfahren des Stroms ein freier Canal übrig.

Auf dieser ganzen Schiffahrt des untern Orinoko besteht die einzige Gefahr, welche dem Reisenden droht, in den natürlichen Flößen, die sich aus den vom Strome, zur Zeit seiner Anschwellung, entwurzelten Bäumen bilden. Wehe den Piroguen, welche zur Nachtzeit an solche durch Lianen verbundene Holzgitter stoßen! Mit Wasserpflanzen überzogen gleichen sie hier wie auf dem Mississippi, schwimmenden Wiesengründen, den schwimmenden Gärten der mexikanischen Seen (Chinampas). Wenn die Indianer feindliche Schwärme überfallen wollen, so binden sie mehrere Kähne mit Stricken an einander, und bedecken dieselben mit Gras und Baumästen, um jene natürlichen Flöße nachzuahmen, die der Orinoko auf seinem Thalwege oder Flußmitte herabführt. Die Cariben sollen vormals diese Kriegslist mit gutem Erfolge angewandt haben; ja heut zu Tage bedienen sich auch die spanischen Schmuggler einer gleichen List, um der Wachsamkeit der Douanen-Aufseher zu entgehen.

Erst jenseits vom Rio Anaveni gelangt man bei der Auffahrt des Orinoko, zwischen den Bergen von Uniana und Sipapu zu den großen Catarakten von Mapara und Quituna, oder wie die Missionarien sich gewöhnlich ausdrücken, zu den Raudales von

Atures und Maypures. Diese von einem Ufer zum andern sich ausdehnenden Sperrungen haben ein ziemlich gleichförmiges Aussehen, sie bestehen aus unzähligen Eilanden, Steindämmen, aufgehäuften und mit Palmen bewachsenen Granitblöcken, zwischen denen einer der größten Ströme der neuen Welt in Staub zerstiebt. Der gleichförmigen Gestaltung unerachtet, hat indess jeder der beiden Wasserfälle hinwieder einen eigenthümlichen Charakter. Der erste nördlichere mag zur Zeit des niedrigen Wasserstandes leichter befahren werden; am zweiten, dem von Maypures, ziehen die Indianer die Zeit der großen Gewässer vor. Oberhalb von Maypures und der Ausmündung von Canno Cameji ist der Orinoko wieder ganz frei, auf eine Länge von mehr als 169 Lieuen, bis nahe an seine Quellen, das will sagen, bis zum Baudalitos der Guahariben, östlich vom Canno Chiguire und der hohen Berge von Yumarignin.

Bei der Untersuchung der zwei großen Strombetten vom Amazonenflusse und Orinoko bemerkt man folgende Verschiedenheiten. Der Amazonenstrom, dessen Lauf nahe an tausend Seemeilen beträgt (20 auf einen °), stellt seine großen Wasserfälle nicht weit von seinen Quellen dar. Fünf Sechstheile seines Laufes sind völlig für die Schifffahrt frei. Am Orinoko finden sich die Wasserfälle an einer für die Schifffahrt sehr ungünstigen Stelle, wo nicht in der Mitte, doch wenigstens jenseits des ersten Drittheils seines Laufes. In beiden Strömen

bilden aber nicht Berge oder über einander liegende Plateaus diese Wasserfälle, es sind vielmehr Berge und über einander liegende Höhen, denen die Gewässer bei ihrem Laufe begegnen. Sie stürzen daher nicht über Gebirge herab, sondern wälzen vielmehr ihre Fluthen über Felsen und Klippen dahin, als über Reste der von ihnen zerstörten Gebirgsdämme.

Der Amazonenstrom nimmt seinen Lauf nicht durch die Hauptkette der Gebirge. Er entspringt ostwärts von der großen Kette an der Westküste, fließt eine Zeitlang von Süden nach Norden, in dem Längenthale zwischen zwei hohen Bergen, und hier zeigen sich weder Sperrungen noch Hindernisse, und der Fluß bleibt der Kahnschiffahrt geöffnet. Da, wo sich der Amazonenstrom ostwärts wendet, fangen erst die Wasserfälle an, indem er die Andeskette durchschneidet. Von den Hügeln von Tayuchne ist die Schiffahrt, auf einer Länge von 750 Meilen, bis Gran Para völlig frei. In beiden großen Strömen kommen die Catarakten keineswegs nahe bei den Quellen vor, und im Orinoko befinden sich die ersten Raudales erst ostwärts von Esmeralda, in 160 Lieuen Entfernung von der Quelle, und weiter unten verändert er erst, sowohl durch die Richtung der Berge, als auch durch die vielen Zuflüsse, seinen Lauf von Osten nach Westen, mit dem von Süden nach Norden, und trifft dann auf seinem Durchgange durch den engen Landpaß, in der Ebene des Meta, auf die vorgedrückten Klippen der Cordil-

lern von la Parime. Allein diese viel gefährlicheren Wasserfälle, als alle diejenigen des Maragnon, liegen viel näher bei der Mündung des Flußgebietes.

Unter den Wasserfällen des Orinoko ist nur der nördliche zu beiden Seiten mit großen Bergen eingefast; das linke Stromufer liegt überhaupt niedriger, gehört aber zu einer Ebene, die westwärts vom Atures ansteigt gegen den Pitu von Uniana, eine Pyramide von beinahe drei tausend Fufs Höhe, die auf einer steil abgestutzten Felsenmauer steht. Die abgesonderte Stellung dieses Piks in der Ebene trägt dazu bei, sein imposantes und majestätisches Aussehen zu verstärken. In der Mission von Atures ist die Ansicht der Landschaft so mannigfaltig, daß sie sich mit jedem Augenblicke ändert. Was die Natur Großes, Rohes und Düsteres hat, ist mit offenen, lachenden und ländlichen Gefilden vereinigt. Wie in der moralischen, so auch in der physischen Welt wird der Gegensatz der Eindrücke, der Übergang des Starken und Schauerlichen zum Sanften und Mildten für uns zur fruchtbaren Quelle von Genüssen und Rührungen.



## Siebentes Kapitel.

Fortsetzung der Beschreibung der Wasserfälle des Orinoko und ihrer Umgebung.

Die mit Gräsern bewachsenen Savanen von Atures sind wahre Wiesengründe, denen ähnlich, wel-

che in Europa unsere Wiesen bilden. Sie werden vom Strome überschwemmt, und warten nur auf die Hand des Menschen, um urbares Land zu werden. Ihrer großen Ausdehnung ungeachtet trifft man hier die Einförmigkeit unserer europäischen Ebenen nicht an, es kommen darauf Felsblöcke und zerstreute Gruppen ungeheurer Granitmassen vor. Zunächst der Ebenen finden sich Schluchten, in die nur einige Strahlen der untergehenden Sonne dringen, deren feuchter, mit Arum, Heliconien und Lianen überzogener Boden die wilde Fruchtbarkeit der Natur bei jedem Schritte verkündet. Ungeheure Granitlagen dehnen sich wagerecht mit dem Boden, wie in Carichana, aus. Wo auf diesen Steinplatten Quellen hervorbrechen, bilden sie alsobald Pflanzen-Inseln, Migniaturoasen, wie in der Sahara. Man sieht auf ihnen immergrüne Sträucher der Rhexien und Melastomen mit Purpurblüthen. Man wird es nie satt zu wiederholen, die Lage dieser Gegenden, diese in den Savanen zerstreuten Wäldchen kleiner Bäume mit lederartigen, glänzenden Blättern, diese hellen Bäche, die sich im Felsengrunde ein Bett graben, und wechselnd durch fruchtbare Ebenen und über nackte Granitfelsen laufen, das alles erinnert an das Lieblichste und vorzugsweise Malerische, was unsere Gartenanlagen und Pflanzungen besitzen. Man glaubt menschlichen Kunstfleiß und Cultur mitten in der Wildniß zu erkennen.

Aber nicht nur diese nächste Umgebung vom Atures, deren Eigenthümlichkeiten der Landschaft ein

so merkwürdiges Aussehen geben, ist es allein, was uns ergreift: auch die hohen sie umgebenden Berge tragen sowohl durch ihre Gestalt, als auch durch den sie krönenden Pflanzenwuchs zur Erhabenheit der Landschaft bei. Die Berge stehen zwar meist nur sieben bis achthundert Fufs über die Ebene empor, aber ihre abgerundeten, mit Laurineen bedeckten Gipfel der Palmenwäldchen, welche sie krönen, und deren wogende Gipfel fiederbuschartig über die umliegende Gegend schweben, erscheinen am dunkelblauen Gewölbe wie ein Wald, der über einen andern Wald gepflanzt ist. Wenn beim Niedergange des Mondes auf der Seite des Gebirges Uniana die röthliche Scheibe des Planeten sich hinter den gefiederten Palmlättern verbarg, und nochmals in der die zwei Wälder trennenden Luftzone zum Vorschein kam, dann ruft unser gefühlvolle Reisende aus, konnte ich mich einen Augenblick in die Einsiedelei des alten Klausners versetzt glauben, welche Bernardin de St. Pierre als eine der lieblichsten Gegenden der Insel Bourbon beschrieben hat: ich fühlte die in beiden Welten vorhandene Ähnlichkeit in Haltung und Gruppierung der Gewächse. In seiner Beschreibung eines kleinen Erdwinkels auf einer Insel des indischen Weltmeeres hat der unnachahmliche Verfasser von *Paul und Virginie* die Zeichnung der großen Landschaft unter dem Tropenhimmel geliefert. Seine Naturschilderung ist treffend und gelungen, nicht weil er als Naturforscher mit ihr vertraut war - sondern weil

er für ihre Harmonien alle in Form, Farbe und innern Kräften ein ausnehmend zartes Gefühl besaß.

Ostwärts vom Atures, zunächst bei den gerundeten Bergen, die mit drei über einander stehenden Wäldern von Laurineen und Palmbäumen bewachsen sind, erheben sich andre Berge, die ein ganz verschiedenes Aussehen haben. Ihre Gräte ist mit nacktem Felsen besetzt, deren säulenförmige Spitzen über Sträucher und Bäume emporstehen, wie diese Formen von allen Granitfelsen dargestellt werden. Wo die Ecken dem Orinoko stark genähert sind, da nisten die Flamingos, die Soldados und andere sich von Fischen nührende Vögel auf ihren Gipfeln, und scheinen wie Menschen als Schildwachen aufgestellt. Diese Ähnlichkeit ist zuweilen so groß, daß, nach der Angabe mehrerer Augenzeugen, die Bewohner von Angostura, bald nach Erbauung ihrer Stadt, einst durch die plötzliche Erscheinung von Reihern, Soldados und Garzas auf einem südlich gelegenen Berge, in die größte Angst vor einem feindlichen Überfalle versetzt worden sind. Das Volk konnte nicht eher sich beruhigen, bis die Vögel zur Fortsetzung ihres Fluges nach dem Orinoko sich erhoben.

Zu alledem wird die Gegend noch durch eine andere Erscheinung verschönert. Wir haben oben gesehen, wie zur Zeit der Dürre die Bäume ihre Blätter verlieren und die Savanen ein dürres und verbranntes Aussehen gewinnen. In der Gegend der Catarakten ist es nicht also. Ewiges Grün

schmückt hier die reizenden Fluren. Der gewaltige Strom wird zwischen den Klippen in Dünste zerschmettert, welche in der Atmosphäre sich verbreitend das ewige Grün nähren.

Haum hatte man noch ein paar Mal in Atures zur Zeit der Ankunft des Herrn von *Humboldt* donnern gehört, und doch stellte sich hier schon der kräftige Pflanzenwuchs und der Farbenglanz dar, welcher an den Küsten erst zur Regenzeit wahrgenommen wird. Die alten Baumstämme waren mit zierlichen Orchideen, gelben Bamisterien, blaublumigen Bignomaceen, Peperomien, Arum's und Pothos geschmückt. Ein einziger Stamm bot mehr Mannigfaltigkeit des Pflanzenwuchses dar, als in Europa eine ausgedehnte Landschaft. Mit Verwunderung fanden sie hier, mit dem Meere beinahe wagerecht, europäische Moosarten und jene schöne Art der *Grimmia* mit den Blättern der *Fontinalis*, die an den Zweigen der höchsten Bäume hängt. Unter den Phanerogamen herrschten Mimosaceen, die *Ficus* und Laurincen vor; dies ist um so merkwürdiger - da neuern Reisenden zufolge dieselben unter den gleichen Breiten Afrika's nicht vorkommen. In der Ebene findet man Gruppen der Heliconien und anderer Bananen-Gewächse, mit breitem, glänzenden, hohen Bambusrohre, die drei Palmenarten, *Murichi*, *Jagua* und *Vadgiai*, deren jede in abgeordneten Gruppen wächst.

Die *Murichi*-Palme oder *Mauritia* mit schuppigen Früchten ist die berühmte *Sagu*-Palme der

**Guarons-Indianer**, eine eigentlich gesellig wachsende Pflanze. Sie hat fächerförmige Blätter, und gesellt sich weder den Palmarten mit gefiederten und gestreiften Blättern, noch dem Jagua, welcher eine Art von Baumwollenpflanze zu seyn scheint, noch der Vadgiai oder Cucurito, welche der schönen Gattung der *Oreodoxa* verwandt ist. Diese ist unter allen Arten diejenige, welche in der Gegend der Catarakten am häufigsten vorkömmt und durch ihre Haltung merkwürdig ist. Sie ist fast senkrecht und nur auf dem Gipfel eingebogen. Sie bilden demnach Federbüsche in eigentlichen Sinne, vom zartesten Grün. Der Cucurito, der Seje, dessen Frucht der Aprikose ähnlich ist, die *Orcodoxa regia* oder Palma real von der Insel Cuba, und der *Ceroxylon* der hohen Anden stellen die prachvollsten Formen dar, welche unter den Palmen der neuen Welt angetroffen werden.

Im Verhältnisse, wie man der gemäßigten Zone näher rückt, vermindert sich die Größe und Schönheit dieser Formen. Zwischen diesen und den orientalischen Dattelpalmen waltet ein himmelweiter Unterschied, und leider haben die europäischen Landschaftsmaler nur den letztern zum Vorbilde ihrer Palmengruppen gewählt.

Die Protaceen, Crotons, Agaven und der zahlreiche Stamm der Cactus, welche Form ausschließlich der neuen Welt angehört, verschwinden allmählich wie man den Orinoko ansteigt, oberhalb den Mündungen des Apure und Meta. Daran sind jedoch

mehr Nässe und Feuchtigkeit, als Entfernung von den Küsten Schuld. Baumartige Farrenkräuter scheinen den Umgebungen der Catarakten des Orinoko gänzlich zu mangeln. Bis San Fernando de Atabapo wurde auch nicht ein einziges derselben gesehen.

Dieses ist die Umgebung von Atures; wir werden nun von den Rapides selbst sprechen, welche in einer Abtheilung des Thalgrundes sich befinden, wo das tief eingeschnittene Strombett fast unzugängliche Ufer hat. An sehr wenigen Stellen nur konnten die Reisenden zum Ufer gelangen, um an etwas ruhigeren Stellen zu baden. Wer auch an den Anblick zerstörter Felsenmassen gewohnt ist, kann sich dennoch schwer einen Begriff von dem Strombette des Orinoko bei den Wasserfällen machen. Auf eine Strecke von mehr als fünf Meilen ist dasselbe von unzähligen Felsendämmen durchschnitten, welche eben so viele natürliche Wehre, eben so viele Schwellen bilden, wie sie am Dnieper angetroffen werden, wo die Griechen sie mit dem Namen Phragmoi belegt haben. Der Raum zwischen diesen Dämmen des Orinoko ist mit Eilanden verschiedener Größe angefüllt, wovon einige bergig, in mehrere Hügel abgetheilt, zwei bis dreihundert Toisen Länge haben, während andere niedrig und klein, bloße Klippen sind. Diese Eilande theilen den Fluß in reißende, durch ihr Anschlagen an Felsen schäumende Strömungen. Alle diese Inseln sind mit Jagua- und Cucurito-Palmen mit federbusehartigen Blättern bewachsen, und dichte Palmdecken erheben sich aus

der tosenden Fläche des schäumenden Stromes. Die Indjaner, denen die Piroguen zur Durchfahrt der Raudales übergeben werden, bezeichnen jeden Staffel und Felsen mit eigenthümlichen Namen. Von Süden her kommend begegnet man zuerst dem Wasserfalle von Toucan, *Salto del piapoco*, zwischen der Insel Avaguri und Javariveni findet sich der Raudal von Javariveni. An dieser Stelle haben wir, erzählen die Reisenden, auf unserer Rückkehr vom Rio Negro einige Stunden mitten unter den Rapides verweilt, um unsern Kahn zu erwarten. Ein grosser Theil des Strombettes liegt trocken. Granitblöcke sind über einander gehäuft, wie in den Seitendämmen, welche die Gletscher des Schweizerlandes vor sich herstoßen. Überall stürzt sich der Strom in Höhlen. In einer dieser Höhlen hören wir das Wasser gleichzeitig über unsern Häuptern und unter unsern Füßen wirbeln. Der Orinoko ist gleichsam in viele Arme oder reisende Ströme getheilt, wovon jeder sich zwischen den Felsen durch Bahn zu öffnen sucht. Man staunt über das wenige im Flußbette vorhandene Wasser, über die vielen unterirdischen Wasserfälle, über den Donner der schäumend am Felsen anschlagenden Wellen.

Cunota fremunt undis: ac multo murmure montes  
Spumeus invictus canescit fluctibus amnis.

Ist man beim Raudal de Javariveni (es werden hier nur die wichtigsten genannt) vorbeigekommen, so gelangt man zum Raudal de Canucari, den eine Felsenlage bildet, welche die Inseln Surupamana

und Virapurí vereinbart. Wo die natürlichen Wehren oder Schwellen nicht über zwei bis drei Fuß Höhe haben, wagen es die Indier in ihren Kähnen über dieselben hinunter zu fahren. Beim Stromaufwärtsfahren schwimmen sie voran, und befestigen, meist nach vielen vergeblichen Anstrengungen, ein Seil an eine Felsenspitze des Dammes, womit sie alsdann die Barke über den Raudal aufziehen. Während dieser mühsamen Arbeit füllt sich die Barke öfter mit Wasser, zuweilen wird sie auch vollends an den Felsen zertrümmert, und die Indianer mögen mit zerquetschtem und blutigem Leibe nur mühsam sich vom Strudel frei machen und schwimmend das nächste Gestade erreichen. Wo die Stufen oder Felsendämme sehr hoch sind, und das Flussbett völlig sperren, da werden die leichten Fahrzeuge an's Land gebracht, und mittelst Baumzweigen, denen man Rollhölzer unterschiebt, bis zu der Stelle, wo der Fluss wieder schiffbar wird, geschleift. Von den Catarakten des Orinoko kann man nicht leicht sprechen, ohne an das Verfahren zu denken, welches vormals beim Herabfahren der Catarakten des Nils gebräuchlich war, und von dem *Seneca* also spricht: »Zwei Männer, sagt er, bestiegen einen Kahn, welchen der eine lenkt, während der andere das Wasser ausschöpft, nach Maßgabe wie es den Kahn füllt; nach langem Hin- und Herwerfen in den Strömungen und Gegenströmungen durchfahren sie die engsten Canäle, weichen den Klippen aus und folgen dem Laufe des Hauptstromes, indem sie

den Kahn während einer reisenden Bewegung zu leiten verstehen. Gleiche Umstände führen die Menschen auf gleiche Mittel, dasselbe Verfahren sieht man noch immer und täglich auf den Wasserfällen des Orinoko und des Amazonenstroms.

Man begreift übrigens unter der schwankenden Benennung: Catarakten, Cascaden, Wasserfälle und Wirbel, gar verschiedene Erscheinungen auf den Strömen, die billig unterschieden werden sollten, weil sie von sehr verschiedenen Verhältnissen des Bodens abhängen. Zuweilen ist es ein ganzer Strom, der sich von einer großen Höhe mit einem Falle herabstürzt und jede Schifffahrt unmöglich macht. So verhält sich's mit dem prachtvollen Strome von Tequendama, von Niagara und dem Rhein, die weniger durch ihre Höhe, als durch ihre Wassermasse merkwürdig sind. Anderswo folgen einander wenig erhöhte Steindämme, über welche sich die Gewässer in abgesonderten Fällen ergießen, z. B. die Cachoeiras vom Rio Negro und die Pongos, welche im obern Amazonenstrom bei San Borja sich befinden. Der höchste und furchtbarste derselben, den man mit Flößen hinabfährt, ist derjenige von Mayasi, hat jedoch keine drei Fuß Höhe. Noch anderswo stehen kleine Steindämme einander so nahe, daß sie auf Strecken von mehreren Meilen eine ununterbrochene Reihe von Wirbeln und Cascaden bilden. Dieses ist was man zunächst reisende Gewässer (Rapides, Raudales) nennt. Dahin gehören die des Rio Zaire in Afrika, die von Missouri, wel-

ehe drei Meilen lang sind, und die Atures und Maypures.

Diese sind zu allen Zeiten der Schifffahrt sehr gefährlich und nachtheilig, wogegen die reisenden Gewässer in Obio und dem Nil, zur Zeit großer Gewässer, fast gar nicht bemerkt werden. Ein abgesonderter Wasserfall stellt ein bewundernswerthes, aber einzelnes Bild dar, das nur in so fern wechselt, als der Beschauer den Standpunkt verändert. Die Rapides hingegen, vorzüglich wenn hohe Bäume um sie herum wachsen, verschönern die Landschaft auf mehrere Stunden weit. Der Orinoko, Rio Negro und fast alle in den Marañon und Amazonenstrom sich ergießende Gewässer haben Wasserfälle oder Rapides, entweder weil sie durch die Gebirge fließen, in denen sie entstehen, oder weil sie in ihrem Laufe andern Bergen begegnen. Dafs der Amazonenstrom auf seinem ganzen Laufe von San Borja in der Provinz Jaen de Bracamoros an, auf 750 Meilen, keine Wasserfälle hat, kommt daher, weil er sein Bette sich durch die Ebenen von Westen nach Osten in einem geraden Canale gegraben hat, und überall zwischen die Bergketten Brasilien's und la Parime fließt, ohne eine derselben zu berühren.

Mit Befremden erfährt man aus den Messungen, dafs die beiden großen Catarakten des Orinoko, deren Getöse man auf mehr als eine Meile Entfernung hört, nicht mehr als 28 Fuß senkrechte Höhe haben. Die Gewalt solcher Catarakten hängt aber

nicht von der Höhe ab, sondern von der großen Wassermasse, der Menge und Lage der Klippen und Platten, an denen sich die Wässer brechen, durch die Gegenströmungen, die Enge und die Krümmung der Canäle und dergl. Von zwei gleichbreiten Flüssen kann oft der, welcher den minder hohen Fall hat, die größern Gefahren und unruhigere Bewegungen darstellen.

Obwohl die Missionäre nicht genug von dem schrecklichen Getöse zu sagen wissen, welches die Rapides verursachen, so sind deswegen die Anwohner derselben keineswegs taub, wie behauptet wurde. Wenn man dies Getöse in der Ebene, um die Mission her, in mehr als einer Meile Entfernung hört, so glaubt man sich in der Nähe einer mit Felsenriffen besetzten Küste zu befinden. Zur Nachtzeit ist das Getöse drei Mal stärker, eine Erscheinung, deren Erklärung in dieser Einöde um so schwieriger ist, da das Geräusch des Tages die Luft keineswegs an der Fortpflanzung des Schalles hindert. Außer dem Summen der Mosquitos und dem Gesange der Vögel unterbricht auch am Tage nichts die heilige Stille der öden Natur dieser Gegend. Woher also diese Zunahme des Schalles zur Nachtzeit? Die Insekten, welche den Luftkreis anfüllen, summen des Nachts, wie am Tage, und das Concert der Vögel und der Thiere des Waldes wird durch die Nacht nicht gestört. Herr von *Humboldt* nimmt daher mit vieler Wahrscheinlichkeit an, daß die Gegenwart der Sonne auf die Fortpflanzung des Schalles nach-

theilig einwirkt, indem sie die ungleichen Schwingungen der theilweise verschiedenartig erwärmten Luft seiner Fortpflanzung entgegensetzt. Dieses ist um so wahrscheinlicher, wenn man selbst während der größten Mittagshitze in einer stillen Gegend und bei ruhiger Luft das Geräusch beobachtet, welches das Sausen eines Wasserfalles in einiger Entfernung hervorbringt. Man wird dann durch das Ohr deutlich die Luftschwingungen wahrnehmen, welche auf den Schall Einfluss haben; der sich nun wellenförmig an unserm Ohre zu brechen, und zwischen überraschender Nähe und weiter Entfernung zu wogen scheint, je nachdem er durch Luftschichten von verschiedener Dichtigkeit dringt.



## Achtes Kapitel.

Hafs zwischen Missionären und andern Weissen. — Kirche von Atures. — Die Indianer. — Ihr jetziger Zustand. — Thiere in Atures.

Gegen Abend am 16. April wurde unsern Freunden gemeldet, daß ihre Pirogue glücklich und zwar in weniger als sechs Stunden die Rapides passirt, und wohlbehalten in einer Bucht eingetroffen sey, welche man die Puerto de arribo nennt. »Eure Pirogue wird nicht scheitern, weil sie kein Kaufmannsgut führt, und ein Mönch der Raudales sie begleitet; die zerbrechlichen Fahrzeuge sind nur die der Catalonier, wenn sie mit Erlaubniß des Statthal-

ters, aber ohne Bewilligung des Vorstehers der Missionen versehen, jenseits der Catarakten Handel treiben wollen. Wenn unsere Piroguen zu Grunde gerichtet sind in den Raudales, welche den Eingang zu der Mission am Rio Negro und Cassiquiare bilden, alsdann läßt man uns durch die Indianer von Atures nach Carichana zurückführen, und nöthigt uns, auf allen Handelsverkehr zu verzichten.« Das heißt: die Mönche befördern ihren Schiffbruch, um ihrer los zu werden. Man muß nicht vergessen, daß es ein Krämer aus Catalonien war, der dieses sprach, und Herr von *Humboldt* versichert, daß der Missionär der Raudales ein zu ehrlicher Mann sey, als daß er sich solche Plackereien zu Schulden kommen ließe. Neid kann es nicht seyn, was diesen Krämer, so wie viele andere, den Missionären so viel Böses nachsagen läßt, denn am Rio Negro besteht der ganze Reichthum eines Missionärs in einem Pferde, einer Ziege und höchstens in einer Kuh, während ihre Amtsgenossen, die Kapuziner am Rio Carony, Heerden von 40,000 Kühen besitzen. Die Ursache des Hasses zwischen den Krämern und Missionären ist vielmehr in der Eifersucht der letztern zu suchen, ihre Missionen jedem Einflusse zu entziehen, sodann so viel als möglich vor den Weisen zu bewahren. Sie meinen, die Wilden haben an ihren eigenen Lastern schon genug, sie bedürfen die der Weisen nicht. Es gehört aber auch nur einige Erfahrung dazu, um sich mit dieser Maßregel der Mönche auszusöhnen. Wer unter dem gemeinen

Volke auch in unsern Ländern nur einigermaßen bekannt ist, wird wissen, welche Veränderung in manchem stillen Thale, in manchem Seitendörfchen ein einziger Fremder hervorbringt, und wie sehr solche Einwirkungen von aussen oft die Sitten mehrerer Hunderte von Menschen nicht immer zu ihrem Vortheile ändert.

In der kleinen Kirche zu Atures wurden den Fremden die Reste vormaligen Wohlstandes der Jesuiten gezeigt. Eine silberne Lampe von beträchtlichem Gewichte lag halb verscharrt im Sande auf der Erde. Solche Gegenstände können die Habsucht der Indianer nicht reizen, die überhaupt kein solch Diebgesindel sind, als die Insulaner der Südsee. Die Wilden am Orinoko sind die ehrlichsten Leute auf der Welt, man trifft (was wohl anders wird, wenn die Krämer öftere Besuche machen) die größte Achtung für das Eigenthum an, so dafs sie nicht ein Mal Lebensmittel, Äxte oder Fischangeln zu entwenden auch nur versuchen. In Maypures und Atures sind Schlösser an den Thüren noch unbekannte Dinge, dieses wird anders kommen, wenn weisse Menschen und solche von gemischter Rasse sich in den Missionen werden angesiedelt haben. Und dann will man die Eifersucht, womit sie solches verhindern, den redlichen Missionären verargen?

Die Indianer vom Atures sind sanfte Leute, und durch ihre Trägheit an Entbehrungen aller Art gewöhnt. Zur Zeit der Jesuiten wurden sie zur Arbeit angehalten, und waren wohlhabend. Sie bau-

ten Mais, Bohnen und europäische Gemüse, um das Dorf herum aber Pomeranzen- und Tamarinden-Bäume. In den Savanen besaßen sie zwanzig bis dreißig tausend Stück Kühe und Pferde. Zur Besorgung der Heerden hatten sie viele Selaven und Knechte. Heut zu Tage ist ihr Wohlstand verschwunden, und sie bauen nur noch etwas Manioc und Pisang; doch ist der Boden so fruchtbar, daß Herr von *Humboldt* an einem einzigen Zweige hundert und acht Früchte zählte, von denen vier bis fünf zur Nahrung für einen Menschen auf einen Tag ausreichen. Maisbau und Viehzucht ist ganz vernachlässigt; es war in Carichana, wo sie die letzte Kuh antrafen, von welchen Thieren man, als von einer verschwundenen Rasse spricht. Doch ist dieses nicht die Schuld der Indianer, sondern derer, welche als Commissäre, nach Abgang der Jesuiten, die Meierhöfe verwalteten. Verwilderte Pomeranzen- und Tamarindenstämme sind die einzigen Überbleibsel der ehemaligen Cultur. Die Tiger kommen bis in das Dorf von Atures, wo sie die Schweine der armen Indianer verzehren. Diese Katzen sind so vertraulich, daß ein Missionär folgendes Historie von ihnen erzählen konnte. Vor ein paar Monaten war ein Jaguar in's Dorf gekommen, obwohl ziemlich groß, hielt man ihn doch für jung. Er hatte sich mit einem Kinde in ein Spiel eingelassen, welches er alsdann mit der Klaue verwundete. Dieses klingt seltsam, ist aber doch so, und trägt dazu bei, über die Lebensart dieser Thiere Licht zu ver-

breiten. Herr von *Humboldt* war selbst Augenzeuge von folgendem Vorfalle. Zwei indianische Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, von 8 bis 9 Jahren saßen nahe beim Dorfe von *Atures*, mitten auf einer Savane im Grase. Es war um zwei Uhr Nachmittag; ein Jaguar trat aus dem Walde hervor und näherte sich den Kindern, indem er um sie her hüpfte; bald verbarg er sich im hohen Grase, bald sprang er auf mit niedergebücktem Kopfe und gekrümmtem Rücken, wie unsere Katzen pflegen. Der Knabe ahnte die Gefahr nicht, in welcher er sich befand, und schien damit erst in dem Augenblicke bekannt zu werden, wo ihm der Jaguar mit seiner Pfote Schläge auf den Kopf versetzte. Diese Anfangs geringen Schläge wurden nach und nach stärker. Die Klauen des Jaguars verwundeten das Kind, so daß das Blut häufig herabfloß. Jetzt ergriff das Mädchen einen Baumast, und schlug das Thier, welches jetzt die Flucht ergriff. Das Schreien der Kinder rief die Indianer herbei, welche den in Sprüngen sich entfernenden Jaguar erkannten, der sich gar nicht vertheidigte. Der Knabe ward zu Herrn von *Humboldt* gebracht. Die Klaue des Jaguars hatte ihm die Haut über der Stirne gestreift, und eine zweite Narbe hatte er auf dem Scheitel. Wie soll man sich nun diese Anfälle von Schäkerei erklären, bei einem Thiere, das zwar gefangen leicht gezähmt wird, aber im Naturzustande allezeit wild und grausam ist? Wollte man glauben, er habe, nach Art unserer Katzen, mit seiner Beute, die ihm sicher schien,

spielen wollen, so bleibt es auffallend, daß er vor dem Stocke des Mädchens davon lief. Und war der Jaguar nicht hungrig, warum näherte er sich den Kindern?

Es gibt geheimnißvolle Dinge in den Neigungen und dem Hasse der Thiere. Man hat Löwen gesehen, welche drei und vier Hunde zerrissen, die in ihren Käfig gebracht wurden, und hingegen einen fünften gleich Anfangs liebkosten, der weniger furchtsam diesen König der Thiere bei der Mähne faßte. Dies sind Instinkte, deren Geheimniß dem Menschen verborgen ist. Es scheint, als ob die Schwäche, in dem Verhältnisse, wie sie zutraulicher wird, grössere Theilnahme einflösse.

Von den Hausthiern gibt es in Atures gemeine Schweine, und außer diesen auch noch mehrere Arten von Pecari's oder Schweine mit Lendendrüsen. Diese leben in großen Heerden in den Wäldern, und treten alles Gesträuch nieder, das ihnen auf ihren Wegen aufstößt. Der Jaguar fürchtet sich, unter sie zu gerathen, um nicht von ihrer Menge erstickt zu werden, und flüchtet sich auf Bäume. Sie haben ein weiches Fleisch von wenig angenehmen Geschmack. Die Indianer speisen sie häufig und tödten sie mit an Stricke befestigten Lanzen.

Unter den Affen der Mission Atures fanden die Reisenden einige Sai- und Sapajou-Arten. Es ist dies der Onavapavi, ein kleines, niedliches, sanftes Geschöpf. Es gehörte dem Pater *Zea*, und blieb vom Morgen bis Abend auf einem Schweine sitzen,

das die Savanen durchstriefte. Es setzte sich bisweilen auch auf eine Katze, die zugleich mit ihm erzogen war.

Bei den Catarakten hörten sie zum ersten Male von dem behaarten Waldmenschen sprechen, welcher Salvaje genannt wird, Weiber entführt, Hütten baut und auch wohl Menschenfleisch frisst. Die Tomanaken nennen ihn Atschi, die Maypures Vasisitri oder Grofs-Teufel. Weder die Missionäre noch die Eingebornen zweifeln am Daseyn dieses Affen, vor dem sie große Furcht haben. Der Pater *Gili*, der früher diese Gegenden beschrieben hat, erzählt im vollen Ernste die Geschichte einer Dame aus der Stadt St. Carlos, welche von dem sanften Charakter und geselligen Betragen des Waldmenschen ein großes Lob machte. Sie hatte mehrere Jahre im guten Haushalte mit ihm gelebt, und hat die Jäger, welche sie fanden, nur darum, sie wieder zurückzubringen, weil sie mit ihren Kindern nicht länger von dem Schoofse der Kirche und ihren Sakramenten getrennt bleiben mochte. Der Bericht-erstatte dieses Märchens gesteht jedoch, daß ihm kein Indianer bekannt geworden sey, der den Salvaje mit eigenen Augen gesehen zu haben behauptet hätte. Dieses Märchen vom menschenähnlichen Affen haben unsere Reisenden in allen Theilen der Welt hören müssen, und in Gegenden vom Orinoko bis zum Amazonenstrom ist dieser Glaube sehr allgemein, aber eben so auch an den entferntesten Küsten, und wer daran zweifelt, kann des Tadels

eben so gewiß seyn, als wenn er am Daseyn der Sonne zweifelte. Am wahrscheinlichsten ist dieser Waldmensch nichts als eine große Bärenart, dessen Fußstapfen denen des Menschen gleichen. Zur Zeit, da der Verfasser dieser Reise in Amerika war, wurde am Fuße der Merida-Gebirge ein Thier unter dem Namen Salvaje getödtet, welches jedoch in der That nichts anders als ein Bär mit schwarzen glänzenden Haaren gewesen ist. Es könnte auch an der Vorstellung eines Waldmenschens, der die Zehen an den Fersen habe, wirklich etwas seyn. Es gibt einen schwachen und furchtsamen Indianer-Stamm, der beim Eintritte in die Wälder, um nicht erforscht zu werden, seine Fußstritte entweder mit Sand bedeckt oder rückwärts geht. Das wären denn freilich wirkliche Waldmenschens! Übrigens wird das Daseyn großer Affen, wie Orang-, Hundskopf-, Mandril- und Pongo-Affen auf dem Festlande von Amerika noch immer aus guten Gründen bezweifelt.

Nachdem sie zwei Tage in der heißen und mit Mosquitos und giftigen Insekten angefüllten Luft der Mission Atures zugebracht hatten, setzten sie ihren Weg auf der nun wieder beladenen Pirogue fort.

## Neuntes Kapitel.

### Die Mosquitos und ihre Allirten.

Meine jungen Leser werden gewiß schon öfter von den Fliegen und Schnaken unsrer Länder geplagt worden seyn, und sich recht geärgert haben, wenn ihnen dieselben um den Kopf summten, oder wohl gar auf ihre Nase zum Frühstücke oder Vesperbrot sich niederließen. Auch werden sie nicht selten all dieses Ungeziefer dahin verwünscht haben, wo der Pfeffer wächst. Haben sie jedoch das nachfolgende Kapitel gelesen, so werden sie erfahren, daß da, wo der Pfeffer wächst, so wenig Mangel an dergleichen lieblichen Gesehöpfen ist, daß er vielmehr Überfluß zu nennen sey. Europa und unsere Fliegen, Schnaken und Mücken werden ihnen gewiß noch einmal so anmüthig vorkommen. Wir werden also von den Mosquitos und den mit ihnen verbündeten Freunden handeln, die sich vereinigt haben, um aus jenen schönern Ländern eine wahre Hölle zu machen.

Auf ihrer ganzen Stromfahrt bemerkten die Reisenden zwischen ihrem Gefühle und dem Thermometer einen bedeutenden Unterschied. Letzterer zeigte nämlich einen bedeutend geringern Grad der Temperatur an, als das Gefühl der Haut andeutete. Letzteres rührte von den unzähligen Insektenstichen her, denen sie Tag und Nacht ausgesetzt waren, und deren Wirkung ein furchtbarer Hautreiz war.

Am Tage sind es die Mosquitos und die Jejen, kleine Mücken oder giftige Simulien; des Nachts aber die Zacundos, eine große, selbst den Eingebornen furchtbare Sehnakenart, welche den Reisenden, besonders den Europäer. der an solche Gesellschaft nicht gewöhnt ist, furchtbar quälen.

Die Hände fingen unsern Reisenden furchtbar zu schwellen an, und von Tage zu Tage nahm diese Geschwulst zu, bis sie an der Mündung des Temi eintrafen. Man bedient sich zum Schutze gegen diese Thiere ganz außerordentlicher Mittel. Der Missionär der Catarakten, *Bernardo Zea*, der sein Leben unter den Drängsalen der Mosquitos zubringt, hat unfern von der Kirche auf einem Gerüste aus Palmstämmen eine kleine Wohnung errichtet, in der man freier athmen konnte. Man erstieg dieselbe Abends mit einer Leiter. und hier trockneten unsere Europäer ihre Pflanzten und schrieben ihr Tagebuch: Der Missionär hatte die ganz richtige Bemerkung gemacht, daß die Insekten sich besonders in den untern Luftschichten auf einer Höhe von 12 bis 15 Zoll von der Erde aufhalten. Die Indianer und Maypures verlassen Abends das Land, um auf den Inseln der Catarakten zu schlafen, wo sie von den Stichen des Ungeziefers weniger auszustehen haben, weil diese Insekten die mit Dünsten angefüllte Luft zu scheuen scheinen.

Nur wer den Orinoko oder Amazonenstrom befahren hat, kann sich einen Begriff von dieser Landplage machen, und begreifen, wie durch diese In-

sckten - Wolke, die auf diesem sonst so gesegneten Lande liegt, dieses ganz unbewohnbar wird. So sehr auch der Reisende abgehärtet sey, so sehr er sich auch zur Ertragung des Schmerzes, ohne zu klagen, gewöhnt haben mag, und so groß auch sein Enthusiasmus für Wissenschaften und die Natur seyn mag, so ist es dennoch unmöglich, nicht aus der Fassung gebracht zu werden. Die Mosquitos, Jejen, Zacundos und die Tempraneros bedecken Hände und Gesicht, sie dringen mit ihren langen Saugerüsseln selbst durch die Kleider, fliegen in Nase und Mund, so daß, wenn man im Freien sprechen will, man allezeit niessen und husten muß. Die Plaga de las Moscas, die Mückenqual, ist daher in den Missionen am Orinoko der Gegenstand unerschöpflichen Gespräches. Wenn am Morgen zwei Personen einander begegnen, so sind ihre ersten Fragen: Wie haben sich die Zacundos die Nacht gehalten? Wie stehen wir heute mit den Mosquitos? Dieses erinnert an eine Höflichkeitsformel des himmlischen Reiches, China. Man grüßte sich vormals daselbst mit den Worten: seydt ihr diese Nacht durch Schlangen beunruhigt worden? Am Ufer des Tuamini und am Magdalenenstrome in Choco, dem Lande des Goldes und der Platina, könnte man alle diese Grüße mit einander vereinigen. Man kann jedoch sagen, daß diese Insekten in der heißen Zone keineswegs eine so allgemeine Plage sind, als man gewöhnlich denkt. Auf den mehr als 400 Toisen über die Wasserfläche erhöhten Plateaus, so wie auf den von großen Strom-

betten entfernten Ebenen, z. B. in Calabozo, Cumana und dergl. trifft man nicht mehr Schnaken an, als im bewohntesten Theile von Europa. In ungeheurer Anzahl findet man sie aber in Neu-Barcellona und der sich westlich gegen das Cap Codera ausdehnenden Küste. Beim kleinen Hafen von Higuerote und an den Ufern des Unare sind die geplagten Einwohner gewohnt, sich auf dem Boden zu lagern und die Nacht bei drei bis vier Zoll tief im Sande vergraben zuzubringen, so dafs der Kopf allein nur, mit einem Tuche bedeckt, frei bleibt. Erträglich ist die Plage der Insekten noch auf der Herunterfahrt vom Orinoko, von Cabruta nach Angostura, zwischen dem 7. und 8. Breitegrade. Aber jenseits der Mündung des Rio Arauca, beim Durchgange der Baraguan-Strafse, ändert sich die Scene plötzlich, und von dieser Stelle an gibt es für den Reisenden weiter keine Ruhe. Er mag da mit *Dante* singen:

Wir sind zur Stätt', allwo ich dir verkündet,  
Die Jammervollen würden dich umringen.

Die niedern Luftschichten von der Erde bis ungefähr zwanzig Fuß Höhe sind mit giftigen Insekten, wie mit einem Dunste, angefüllt. Stellt man sich an einen dunkeln Ort, z. B. in die aus über einanderliegenden Granithlöcken gebildeten Grötten der Catarakten, und richtet man die Augen gegen die von der Sonne beleuchtete Öffnung, so erblickt man Mosquitos-Wolken, die sich bald verdichten, bald zerstreuen. In der Mission San Borja ist die Plage

schon stärker, als in Carichana; sie erreicht aber ihr Maximum in den Catarakten von Atures und Maypures. Es ist kein Land der Erde, wo der Mensch zur Regenzeit grausamere Qualen erdulden dürfte. Über den fünften Grad der Breite hinaus wird man etwas weniger gestochen, aber am Ober-Orinoko sind die Stiche brennender, weil da Wärme und die gänzliche Windstille die Luft erhitzen und sie empfindlicher machen.

Im Monde muß gut leben seyn! sagte ein Saliva-Indianer zum Pater *Gumilla*; so schön und hell, wie er aussieht, muß es dort keine Mosquitos geben. Diese Worte eines kindlichen Menschen sind sehr merkwürdig. Überall gilt dem Amerikaner der Mond für den Aufenthalt der Glückseligen, für ein Land der Freude! Der Eskimo, der ein Bret, einen durch die Fluthen in sein kahles Land geschwemmten Baumstamm für Reichthum hält, sieht im Monde eine waldbedeckte Ebene. Der Waldbewohner am Orinoko sieht in ihm Savanen, wo keine Mosquitos sind.

Weiter südwärts, wo die unter dem Namen schwarze Wasser (*aguas negras*) bekannten gelblichen Wasser beginnen, am Ufer des Atabapo, des Temi, des Tuamini und des Rio Negro, findet der Reisende unverhofftes Glück. Diese Ströme fließen, gleich dem Orinoko, durch dichte Wälder, aber ihre Umgegend ist von giftigen Insekten, wie sie selbst von Krokodillen frei. Diese schwarzen Wasser, die etwas kühler sind und sich von den weis-

sen Wässern chemisch unterscheiden, sind von diesen Plagen gemieden. Einige kleine Flüsse von dunkelblauen oder braungelben Gewässern machen eine Ausnahme. Im Herabfahren am Rio Negro konnten unsere armen Freunde ein wenig ausruhen und frei athmen in Maroa, in Davipe und in San Carlos; aber die Leiden begannen mit neuer Heftigkeit, wie sie in den weissen Cassiquiare einfuhren. In Esmeralda waren die Mosquitos so ungestüm, wie in den Catarakten. In Mandavaca begegneten sie einem alten Missionär, der mit trauernder Miene behauptete, er habe seine zwanzig Mosquiten-Jahre in Amerika zugebracht. Er zeigte seine Beine, damit sie in Europa bezeugen möchten, was ein armer Missionär jenseits des Oceans zu erdulden habe. Weil jeder Stich einen kleinen braunschwarzen Punkt hinterläßt, so waren seine Beine dermaßen getiepert, daß man Mühe hatte, die weisse Haut unter der Menge Flecken geronnenen Blutes zu erkennen. Wenn die der Gattung *Simulium* angehörenden Insekten im weissen Wasser des Cassiquiare häufig sind, so sind die *Zacundos* selten, als welche auf den schwarzen Wässern häufiger sind. Wenn der Franziskaner-Quardian bei den kleinen Revolutionen, die unter dem Orden vorgehen, an einem Rache üben will, so sendet er ihn nach Esmeralda; es ist dies eine Art Exil und heisst die Verbannung zu den Mosquitos.

Man wird jedoch während den verschiedenen Tageszeiten nicht immer von einerlei Insekten gestochen, sondern es wechseln zu verschiedenen

Stunden verschiedene Arten mit einander ab. So lang also, bis die eine Art abzieht und die andere kommt, oder bis, nach dem naiven und scherzhaften Ausdruck, andere Insekten auf die Wache ziehen, erhält man einige Minuten, oft gar eine Viertelstunde lang Ruhe. Von halb sieben Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends ist die Luft mit Mosquitos erfüllt, welche nicht Schnaken, sondern vielmehr kleinen Fliegen gleichen. Es sind die Simulien der *Nemoceres*-Familie. Ihr Stich ist schmerzhaft, er hinterläßt einen kleinen braunrothen Punkt, welcher ausgetretenes geronnenes Blut ist. Eine Stunde vor Sonnenuntergang werden die Mosquitos durch eine Art kleiner Schnaken ersetzt, welche *Tempraneros* heißen, die früh auf sind, weil sie auch wieder bei Sonnenaufgang erscheinen. Ihr Stich ist sehr schmerzhaft, ihre Gegenwart dauert nicht über anderthalb Stunden, sie verschwinden zwischen sechs und sieben Uhr Abends. Nach etlichen Minuten Ruhe ziehen die *Zacundos* auf, eine andere Art von Schnaken (*Culex*) mit sehr langen Füßen. Sie haben ein grünbraunes Bruststück mit weißem Ringe, braunschwarze weit auslaufende Füße. Der *Zacundo*, dessen Rüssel ein stechendes Saugwerkzeug birgt, verursacht die heftigsten Schmerzen und ein Anschwellen der Haut, das mehrere Wochen dauert. Er summt, wie unsere Schnaken, aber stärker und anhaltender. Die Indianer unterscheiden am Gesumse die *Tempraneros* von den *Zacundos*. Erstere sind Dämmerungs-, letztere Nacht-Insekten. Diese

verschiedenen Insekten wechseln zu verschiedenen Zeiten ab, so daß ein Blinder am Gesummse der Insekten und an dem Stiche derselben unterscheiden kann, in welcher Zeit des Tages oder der Nacht er sich befindet.

Es sind jedoch alle die Mosquitos und Zacundos oder diese giftigen Insekten, welche verschiedene Erdstriche plagen, nicht ein und dieselbe Art. Früher glaubte man in Japan, auf dem Rücken der Anden und in der Magellanstraße dieselben Schnaken u. s. w. wahrzunehmen. Genauere Untersuchungen haben ihre Verschiedenheit dargethan, und Herr von *Humboldt* hat allein am Magdalenenstrome und zu Guayaquil fünf verschiedene Arten angetroffen.

Die Schnakenarten des südlichen Amerika haben meist Flügel, Bruststück und Füße azurfarb, geringelt und schillernd durch wechselnde metallglänzende Flecken. Hier, wie in Europa, sind die Männchen, welche sich durch gefiederte Fühlhörner auszeichnen, äußerst selten, und man wird fast nur von Weibchen gestochen. Die Überzahl der letztern erklärt ihre ungeheure Vermehrung, zumal da jedes Weibchen Hunderte von Eiern legt. Beim Herauffahren eines der großen Ströme Amerika's bemerkt man, daß die Erscheinung einer neuen Schnakenart die Nähe eines neuen Stromcinflusses ankündigt, z. B. der *Culex lineatus*, welcher dem Canno von Tamalameque angehört, wird im Thale des Magdalenenflusses nur bis auf eine Meile nordwärts der Vereinbarung angetroffen. Er steigt zwar flussauf-

wärts aber nicht abwärts. Wie sich indessen die Cultur verbreitet, und die Reinlichkeit in den Wohnorten nebst den Ausrottungen der Wälder und Urbarmachung des Landes zunimmt, nimmt auch die Plage dieser Insekten ab.

Die Landeseingebornen, sie seyen Weisse, Mulatten, Neger oder Indianer. werden alle von Insektenstichen heimgesucht. Dennoch bewohnt man auch diese Gegenden gern, und Mompox, Santa Marta und Rio de la Hacha sind volkreich, trotz dem, daß es daselbst, nach dem Ausdrucke der Missionäre, mehr Mosquitos, als Luft gibt. Der Mensch läßt sich nirgends abschrecken, wo ihm die Lage und Regierung vortheilhaft ist, und ihm Aussichten auf Reichthum und Wohlstand offen läßt.

Übrigens machen manche Insekten einen offenkundigen Unterschied zwischen der Haut eines Europäers und Eingebornen, und es ist Thatsache, daß ein eingeborner Weißer in demselben Zimmer barfuß gehen kann, wo der so gefährliche Sandfloh sich unter die Nägel des Europäers einbohrt, und böse Geschwüre verursacht. Die Insekten greifen zwar Europäer und Eingeborne gleichmäÙig an, aber die Wirkung ist verschieden. Derselbe giftige Saft, der den Eingebornen eingepft, keine Geschwulst verursacht, erregt bei dem neu angekommenen Europäer heftige und selbst entzündliche Anschwellungen.

Aus mehreren Thatsachen geht hervor: daß im Augenblicke des Sticks der Indianer denselben

Schmerz mit dem Europäer empfindet. Sie schlagen sich selbst und einander während des Ruderns auf die Schultern, ertheilen sich und ihren Kameraden Schläge, wie der Bär im persischen Märchen die Fliege auf dem Kopfe seines Herrn erschlagen wollte; sie reiben einander mit Rinden, und die Weiber der Indianer saugen mit bewundernswerther Geduld das Blut aus den Stichwunden. Die Otomaken bereiten Flore aus den Fasern der Murichi-Palme, um sich zu schützen, und am Magdalenenflusse vergraben sich die Eingebornen im Sande, um vor dem Besuche dieser Quälgeister sicher zu seyn.

Die Indianer am Ober-Orinoko und Cassiquiare, als sie bemerkten, daß Herr *Bonpland* wegen der andauernden Insektenqual seine gesammelten Pflanzen nicht zum Trocknen einlegen konnte, beredeten ihn, in ihre Öfen (*hornitos*) zu kommen. So beissen sie nämlich ihre kleinen Zimmer, die weder Thüren noch Fenster haben, und in die man durch eine ganz niedrige Öffnung auf dem Bauche kriecht. Wenn mittelst eines Feuers von grünem Buschwerke die Insekten vertrieben worden sind, wird alsdann die Öffnung des Ofens verschlossen. Die Entfernung der Mosquitos muß hier ziemlich theuer erkauft werden, mit der ausnehmenden Hitze der unbewegten Luft und dem Rauche der Copalfackeln, die den Ofen zu beleuchten dienen. Herr *Bonpland* hat mit bewundernswürdigem Muthe und Geduld viele hundert Pflanzen in diesen Hornitos-Behältern der Indianer getrocknet. Diese Vorkehrun-

gen beweisen aber sattsam, daß die Eingebornen eben so von den Stichen der Insekten, wie die Europäer leiden. Die Wirkungen sind jedoch minder heftig, weil das Hautsystem des Europäers, der wollene Kleider trägt, und sich gerne oft badet, reizbarer ist.

Es trägt die Mosquitos-Plage auch viel zur Entvölkerung der Missionen bei. Man hatte schon früher den Fehler begangen, die Missionen zu nahe an die Ufer der Flüsse zu legen, wo man der Plage der Mosquitos besonders ausgesetzt ist. Man sahe demnach die Indianer in ihre Wälder zurückfliehen, wo im Innern des Landes keine solchen Plagen zu erdulden sind.

Außer den angeführten gibt es an mehreren Orten noch gar viele giftige Insekten in der neuen Welt. In den Sümpfen der Insel Baru bei Neu-Carthagena wird eine so kleine weißliche Fliege angetroffen, daß man sie mit bloßem Auge nicht sehen kann, und der Fliegenflor nafs seyn muß, wenn sie nicht durchdringen soll, sie verursacht aber die schmerzhaftesten Geschwülste.

Veränderung in Nahrung und Klima bewirken in den Giften der Insekten derselben Art eine Veränderung. Am Orinoko sind die lästigsten, oder wie die Creolen sagen, die wildesten Insekten, bei den Wasserfällen in Esmeralda und Mandaveca. Die blaugeflügelte Schnake ist am Magdalenaflusse in Mompox und Chilloa am grimmigsten, und sie kommt hier größer und stärker vor.

Man kann sich des Lächelns nicht enthalten, wenn man die Missionäre über die Grösse und den Heifshunger der Mosquitos der verschiedenen Gegenden desselben Stromes streiten hört. Mitten in einem Lande, wo das, was in der übrigen Welt vorgeht, völlig unbekannt ist, bleibt kein anderer Gegenstand der Unterhaltung übrig, als die Plage des Landes, in dem man lebt. »Wie sehr bedaure ich euch«, sagte bei der Abreise unserer Freunde der Missionär der Raudales zu demjenigen von Cassiquiare: »Ihr führt, wie ich, ein Einsiedlerleben in diesem Lande der Tiger und Affen; die Fische sind bei euch noch seltener und die Hitze gröfser; was aber meine Fliegen betrifft, so darf ich mich rühmen, dafs ich mit einer der meinigen drei der eurigen schlagen will.«

Dieser Heifshunger der Insekten in gewissen Gegenden, diese Blutgier, womit sie den Menschen anfallen, die bei der nämlichen Gattung wechselnde ungleiche Wirksamkeit des Giftes sind merkwürdige Erscheinungen, denen jedoch ähnliche unter den grossen Thieren gleichgestellt werden können. Das Krokodill von Angostura verfolgt und frifst die Menschen, während man in Neu-Barcellona, in Rio Noveri mitten unter diesen fleischfressenden Reptilien unversehrt baden kann. Die Jaguare von Maturin, von Cumanacoa und dem Isthmus von Panama sind in Vergleich mit denen vom Ober Orinoko nur feige Thiere. Die Indianer wissen recht gut, dafs die Affen aus diesem oder jenem Thale leicht zähmbar sind, während andere derselben Art, aber aus einem

andern Thale, lieber Hungers sterben, als sich an die Slaverei gewöhnen lassen.

Wie verschieden die Theorien sind, die der Mensch sich bildet, zeigt auch das Urtheil über die Mosquitos. Diese Thiere, sagen die Einwohner am Magdalenenflusse, machen uns kleine Adcrlässc und schützen uns dadurch vor dem tabar dillo, dem Scharlachfieber und andern hitzigen Krankheiten. Die Insekten, sagen hingegen die Bewohner des Ober-Orinoko-Ufers, werden aus der Fäulniß erzeugt, und sie vermehren dieselbe auch; das Blut wird durch sie entzündet. Wirklich mag auch die Ansicht der letztern die richtigere seyn.

So viel ist gewiß, daß die Plage der Mosquitos die Empfänglichkeit des Körpers für schädliche Miasmen vermehrt. Das ewig verwundete und im Zustande der Entzündung befindliche Hautsystem vermehrt die Reizbarkeit, verursacht schädliche Ausdünstungen und hindert die Verdauung, so daß sich der Mensch wirklich in einem gewissen fiebrigen Zustande befindet. Der Spanier fürchtet sich heut zu Tage bei einer Orinokofahrt weder vor Tigern, noch Krokodillen, noch Schlangen, noch allen andern Beschwerlichkeiten, sondern einzig, wie er sich naiv ausdrückt, vor Schweiß und Fliegen.

Alle Mittel, sich vor den Stichen der Mosquitos zu sichern, sind vergebens. Das Bemalen der Haut und Beizen mit Schildkröten- und Krokodillen-Fett hilft so wenig, als der Tabakrauch, der doch unsere Mücken verscheucht. Bedeckungen würden

schützen, wenn die große Hitze nicht alsobald den Menschen wieder hervortriebe. Nur häufige und heftige Bewegung und was um den Kopf flattert, trägt zur Vertreibung der Insekten bei. Läßt man einen Zacundo ruhig saugen, und erduldet man den ersten Schmerz, bis das Thier gesättigt ist, so entgeht man dadurch der Geschwulst. Es scheint, als ob sie dann den giftigen Saft bei sich behalten oder wieder aussaugten, welchen sie bei der gewaltsamen Verjagung in der Wunde zurücklassen.

Noch mehr, als diese giftigen Insekten, setzen die Thermiten dem Anbaue des Landes Hindernisse entgegen. Sie verzehren mit furchtbarer Schnelligkeit alles, was ihnen unterkommt, Papier, Pappendeckel und Pergament, sie zerstören Archive und Bibliotheken. In ganzen Provinzen trifft man keine Urkunde an, die das Alter eines Jahrhunderts hätte. Im Verhältnisse jedoch, wie man das Plateau der Anden ersteigt, verschwinden diese Plagen. Der Mensch athmet wieder frische und freie Luft. Die Arbeiten des Tages und die Ruhe der Nacht werden nicht mehr durch Insekten gestört, und man darf den Heißhunger der Thermiten nicht mehr scheuen, denn auch sie werden in einer Höhe von Mexiko und Santa Fe de Bogota sehr selten. In diesen großen Hauptstädten finden sich Bibliotheken und Archive, welche der aufgeklärte Sinn der Einwohner täglich zu mehren sucht. Diese Umstände stehen andern zur Seite, welche der Alpen-Region einen moralischen Vorzug vor den Niederungen der heißen Zone

sichern. Wenn zufolge alter in beiden Halbkugeln vorfindlicher Überlieferungen angenommen wird, es sey zur Zeit großer Umwälzungen, die der Erneuerung unsers Geschlechts vorangingen, der Mensch vom Gebirge herabgestiegen in die Ebene; so läßt sich mit noch größerer Zuversicht annehmen, diese Berge, welche die Wiege so verschiedener Völker sind, werden weiterhin und auf immer der Mittelpunkt menschlicher Cultur in der heißen Zone bleiben. Von ihren fruchtbaren und gemäßigten Plateaus, von diesen im Luftocean zerstreuten Eilanden werden Aufklärung und die Wohlthaten des gesellschaftlichen Zustandes sich über die weitläufigen Urwälder verbreiten, die sich am Fusse der Anden ausdehnen, und welche gegenwärtig von Volksstämmen bewohnt sind, deren Unthätigkeit durch den Reichthum der Natur selbst unterhalten wird.

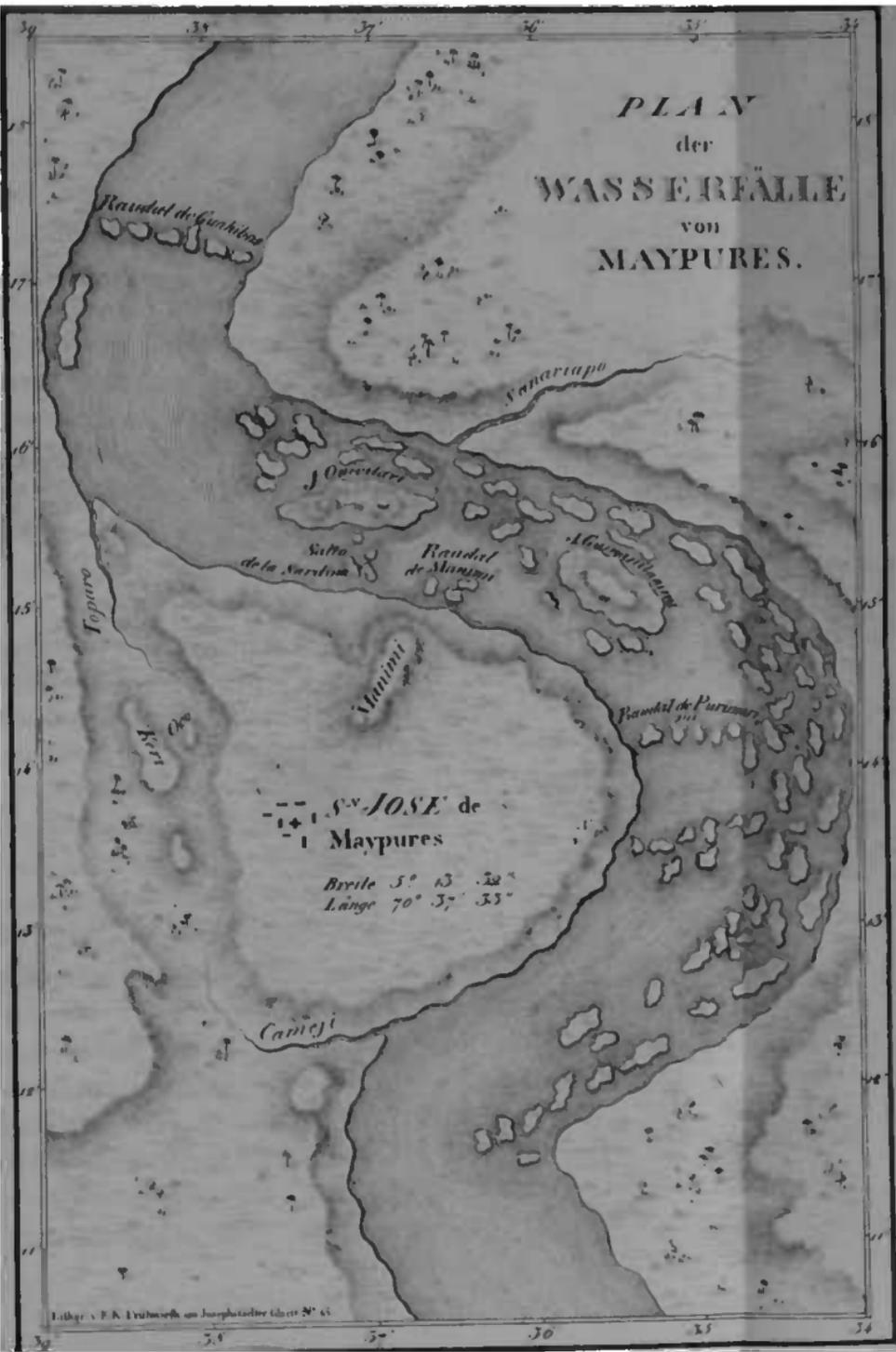
---

## Zehntes Kapitel.

### Der Wasserfall von Maypures.

Jetzt war die Pirogue eingeholt, zum letzten Male ward der Pik von Uniana gesehen, wie eine über den Horizont emporstehende Wolke. Sie dehnten ihre Wanderungen bis zum Ufer des Vichada aus. Hier zeigte der Missionär den Reisenden die Felsen, welche die Grotte von Ataruipe umgeben; aber sie hatten nicht Zeit, diese Todtenkammer des vertilgten Stammes der Atures-Indianer zu besuchen, Ihr

PLAN  
der  
WASSERFÄLLE  
VON  
MAYPURES.



S. N. JOSE de  
Maypures

Breite  $5^{\circ} 13' 32''$   
Länge  $70^{\circ} 37' 33''$



Bedauern war um so gröfser, als der Pater Zca nicht müde ward, ihnen die Onoto-Gemälde von Menschengenossen in dieser Höhle, die großen Töpfe aus gebrannter Erde, welche die Gebeine einzelner Familien enthalten dürften, und viele andere Dinge mehr zu beschreiben, welche sie auf der Rückkehr vom Rio Negro besuchen wollten.

Merkwürdig ist jedoch Folgendes. Sie werden kaum glauben, sagte der Missionär, daß diese Gerippe, diese bemalten Töpfe, diese Dinge, die wir glaubten, sie seyen der übrigen Welt unbekannt, mir und meinem Nachbar, dem Missionär von Carichana Unglück gebracht haben. Sie kennen das elende Leben, welches ich in den Raudales führe. Von Mosquitos fast gefressen, öfter Mangel leidend an Bananen und Manioc, hat mir's dennoch auch in diesem Lande an Neidern nicht gefehlt. Ein weißer Mensch, der auf den Viehweiden zwischen dem Meta und dem Apure wohnt, hat vor Kurzem mich der Audiencia von Caracas als den Hehler eines Schatzes angegeben, welchen ich gemeinsam mit dem Missionär von Carichana mitten unter indischen Grabmälern entdeckt haben sollte: Die Jesuiten von Santa Fe de Bogota haben, wie man behauptet, als sie frühe Kunde von der Aufhebung des Ordens erhielten, um ihre Reichthümer an Gold und kostbaren Gefäßen zu retten, dieselben theils auf dem Rio Meta, theils auf dem Vichada an den Orinoko mit dem Auftrage gesandt, sie in den Eilanden mitten in den Raudales zu verbergen. Dies sind nun die

Schätze, welche ich mir ohne Vorwissen meiner Obern soll zugeeignet haben. Die Audiencia von Caracas hat bei dem Statthalter von Guiana Klage geführt, wir mußten persönlich erscheinen. Wir haben eine Reise von 150 Meilen umsonst gemacht, und obgleich wir die Erklärung gaben, in den Höhlen nichts anders als Menschenknochen, vertrocknete Marder und Fledermäuse gefunden zu haben, so wurden nichts desto weniger Commissarien ernannt, welche an Ort und Stelle die Überreste der Jesuitenschätze untersuchen sollten. Diese Commissarien dürften nun freilich lange auf sich warten lassen. Wenn sie den Orinoko bis San Borja hinaufgefahren sind, wird die Fureht vor den Mosquitos sie vom Weitergehen abhalten. Die Fliegenwolke, die uns in den Raudales umhüllt, ist eine gute Schutzwehr.

Diese Erzählung war vollkommen wahr, eben so wie das Nichtdaseyn jener Schätze, die man bei den Jesuiten suchte. Das Wahre in diesem Märchen ist, daß man einige Küsten mit Eisenwerk, Glasperlen und dergleichen Krämerwaare fand, die wahrscheinlich Eigenthum einiger Portugiesen waren, die Handels wegen hieher gekommen und in den Wasserfällen verstorben waren, wo alsdann die Waarenkisten Indianern zufielen, die sich mit denselben auch nach Gewohnheit der Wilden, als mit ihren besten Schätzen, begraben ließen.

Die acht Indianer, welche die Pirogue durch die Catarakten geführt hatten, schienen mit dem geringen Lolne zufrieden zu seyn, den sie empfangen.

Ihr Erwerb ist sehr ärmlich, und nur wenige Piroguen sind es, die jährlich die Raudales passiren.

Der Pater *Zea* liefs nun nebst den Instrumenten die wenigen Lebensmittel einladen, welche man hatte erhalten können. Er selbst wollte die Reise mit fortsetzen. Die ganzen Vorräthe bestanden in einigen Pisang, Manioc und Hühnern. Bei der nun wieder angetretenen Fahrt fand man den Strom von Klippen frei. Nach einigen Stunden kamen sie beim Raudal von Garcita vorbei, dessen Rapides man bei hohem Wasser leicht ansteigt. Auch hier fanden sie auf 180 Fufs Höhe Auswaschungen, die nur einem vormals hoben Stande der Gewässer zugeschrieben werden konnten. Wir werden später dasselbe bei den Wasserfällen am Maypures, wie fünfzig Meilen weiter östlich fast in gleicher Höhe bemerken, bei der Ausmündung des Rio Jao. Sie übernachteten wieder im Freien am linken Flusufer unterhalb der Insel Tomo. Die Nacht war schön und hell, allein die Mosquitosdecke zunächst dem Boden so dicht, dafs man beinahe den Gebrauch der Sinne verlor.

Am 18. fuhren sie früh Morgens um drei Uhr ab. Um fünf Uhr Abends kamen sie bei dem Raudal des Guahibos an. Es war keine leichte Aufgabe, die Pirogue stromaufwärts zu bringen, und gegen eine Wassermasse anzukämpfen, die sich über eine mehrere Fufs hohe Felsenbank herabstürzt. Schwimmend erreichten die Indianer nach grofser Anstrengung das Felsstück, welches den Wasserfall in zwei Theile sondert; es wurde ein Seil an den Felsspitzen

befestigt, und nachdem die Pirogue ganz nahe angeholt war, wurden die Instrumente, getrockneten Pflanzen und die wenigen Lebensmittel, die in Atures zu bekommen möglich gewesen waren; im Wasserfalle selbst ausgeladen! Die Quermauer hatte eine beträchtliche trockne Fläche von bedeutender Ausdehnung. Sie verweilten auf derselben bis die Pirogue über den Wasserfall hinaufgezogen war.

Auf diesem Steine, mitten im Wasser, quälte sie heftiger Durst, und am meisten den armen Pater *Zea*, der hier vom Fieber befallen wurde. Es befanden sich in diesen Felsen Löcher bis auf 4 Fuß tief und 18 Zoll breit, die Quarzkiesel enthielten und durch das Reiben des Wassers mit den Steinen ausgehöhlt schienen. In einem dieser Löcher wurde mit Orinokowasser Zucker und dem Saft der Citronen und Grenadillen Limonade bereitet. Noth macht erfinderisch, Überfluß aber macht übermüthig, denn nach gelöschtem Durste wünschten sie zu baden, und wirklich genossen sie dieses Vergnügen in einer kleinen Bucht mitten im Wasserfalle. Nach Abfluß einer Stunde war die Pirogue über das Raudal gehoben, alles wurde wieder eingeschifft, und nun eilten sie den Felsen der Guahibos wieder zu verlassen. Es begann jetzt eine gefahrvolle Schiffahrt, der Strom ist 800 Toisen breit. Er mußte hier an einer Stelle quer überfahren werden, wo die Wasser, wegen der Nähe des Falls, einen starken Zug haben. Es kam noch ein Gewitter dazu, welches glücklicher Weise ohne Wind war, aber der Regen

fiel in Strömen nieder. Zwanzig Minuten hatte man gerudert, und der Pilote versicherte, statt vorwärts zu kommen, näherte man sich wieder dem Raudal. Dieser Zustand dauerte ziemlich lange, die Indianer sprachen nur leise mit einander, wie sie allezeit thun, wenn sie in Verlegenheit sich befinden. Inzwischen verdoppelten sie ihre Anstrengungen und erreichten so endlich das Ziel. Mit einbrechender Nacht langten sie ohne Unfall im Hafen von Maypures an.

Das Ungewitter war so heftig gewesen, als es nur in den Tropenländern seyn kann. Zwei Blitzschläge waren nahe bei der Pirogue gefallen, und hatten ohne Zweifel die Wasserfläche erreicht. Um das Dorf Maypures zu erreichen, mußten sie noch drei Stunden weit gehen. Ihre Kleider waren völlig durchnäßt. Wie der Regen authörte, stellten sich die Zacundos wieder ein, und zwar, wie allezeit nach dem Gewitter, mit doppeltem Heißhunger. Man war unsehlüssig, ob man hier übernachten oder nach der Mission gehen sollte. Der Pater *Zea*, der Missionär der Raudales, wünschte nach Hause zu kommen. Er hatte angefangen, sich von den Indianern eine Wohnung von zwei Stockwerken aufführen zu lassen. Sie werden da, sagte er treuherzig, alle Bequemlichkeit finden, die Sie hier haben, im Freien. Zwar habe ich weder Tisch, noch Stühle, aber die Fliegen sind in der Mission doch so böse nicht, wie am Stromufer. Sie folgten diesem Rathe, zündeten Copalfackeln an und wankten auf dem schlüpfrigen

Boden fort. Zwei Mal mußten sie Bäche auf Baumstämmen überschreiten, und *Don Nicolaus Soto*, Schwager des Statthalters, fiel wirklich von einem derselben in den Sumpf hinab. Er hatte zum Glücke keinen Schaden genommen. Der Pilote, welcher castilianisch sprach, erzählte nach Art der Indianer, von Tigern, Wasserschlangen u. dergl. Ungeziefer, von denen sie angegriffen werden könnten, und unter solchen erhaulichen Gesprächen langten sie, zwar etwas spät und ermüdet, in der Mission *Maypures* an.

Der Raudal von *Maypures*, den die Indianer *Quituna* nennen, entsteht durch einen Felsendamm, der sich quer durch das Flußbett hinzieht. Die beiliegende Kupferplatte zeigt diesen Felsendamm von *Maypures*.

Man sieht, daß der *Orinoko*, bevor er die Dämme durchbrach, einen mehr westlichen Lauf hatte; jetzt fließt er an der östlichen Bergkette, und sein ehemaliges westliches Bette bildet eine Savane, welche jedoch ebenfalls voll Klippen und Felsstücke, wie der Raudal ist. Auf der trocknen Ebene liegt jetzt die Mission, eine Kirche aus Palmstämmen, um welche sich einige Hütten der Indianer befinden. Bei der Auffahrt über die *Rapides* werden die *Piroggen* ausgeladen, und den Eingebornen übergeben, welche mit den *Raudales* so genau bekannt sind, daß sie jede Felsstufe mit einem eigenen Namen bezeichnen. Sie führen die Kähne bis zur Mündung des *Cameji*, wo alle Gefahr vorüber ist. Die *Raudales*

bestehen aus einem Archipel von Klippen auf 3000 Toisen Länge. Diese Inseln werden hinwieder durch Felsendämme verbunden. Die bedeutendsten unter diesen Felsendämmen sind der Purimarimi, der Manimi und der Sardinasprung, die auf einander von Süden nach Norden folgen. Letzterer bildet durch einen Fall von neun Fufs einen prächtigen Wasserfall auf seiner ganzen Breite. Auch hier, wie im Atures, rührt das gewaltige Getöse nicht von der Höhe des Falles, sondern von der gewaltigen Wassermasse, die hier tausendfaltige Brüche und Gegenbrüche mit großer Kraft zwischen den Inseln und Felsen erleidet, die oft nicht einmal einen Canal von 25 bis 30 Fufs für die Schifffahrt frei lassen. Der östliche Theil ist der Schifffahrt minder gefährlich, bleibt aber bei niederm Wasserstande trocken liegen, so daß man alsdann zum Fortwälzen der Pirogue auf runden Baumstämmen seine Zuflucht nehmen muß. Zur Zeit des hohen Wasserstandes werden jedoch die Catarakten von Maypures leichter als die von Atures passirt.

Den Eindruck, welchen der Wasserfall auf den Beschauer hat, gibt uns Herr von *Humboldt* in folgenden Worten. Um den Überblick des großen Charakters dieser wilden Landschaft zu erhalten, muß man den Hügel von Manimi besteigen, einen Granitkamm, welcher nordwärts der Missionskirche aus der Savane hervorgeht, und anders nichts ist, als eine Fortsetzung der Stufenfelsen, aus welchen der Raudales von Maypures besteht. Wir haben

diesen kleinen Berg öfters besucht, denn man wird des Anblicks dieser außerordentlichen, in einem der abgelegenen Erdwinkel vorkommenden Erscheinung nicht müde. Vom Felsengipfel herab übersieht das Auge mit einmal ein Schaumböcken, dessen Umfang eine Meile beträgt. Gewaltige Felsstücke, schwarz wie Eisen, ragen daraus hervor. Die einen sind je zwei und zwei gepaarte Warzensteine, Basalthügeln ähnlich; andere gleichen Thürmen, festen Schlössern, in Trümmer zerfallenen Gebäuden. Ihre dunkle Färbung sticht gegen den Silberglanz des Wasserschaumes ab. Jedes Felsstück und jedes Eiland ist mit kräftigen, kleine Wäldehen bildenden Bäumen bewachsen. Vom Fusse dieser Warzensteine, so weit das Auge reicht, schwebt ein dichter Rauch über dem Strome, und mitten aus dem weißlichen Nebel stehen die Gipfel hoher Palmbäume empor. Wie soll man diese majestätischen Gewächse nennen? Ich vermuthete, es ist der *Vadgiai*, eine neue, der Gattung der *Oreodoxa* angehörende Art, deren Stamm über achtzig Fuß Höhe hat. Die federbusehartigen Blätter dieser Palme besitzen einen glänzenden Firnis und stehen beinahe gerade zum Himmel empor. Zu jeder Tagesstunde stellt sich diese ungeheure Schaummasse in wechselnd verschiedener Gestalt dar. Bald werfen die aufgethürmten Eilande und die Palmbäume ihre langen Schatten, bald brechen die Strahlen der untergehenden Sonne sich in dem feuchten Nebel, der den breiten Wasserfall deckt. Farbige Bogen entstehen, verschwinden und kom-

men neuerdings wieder zum Vorschein, ein leichtes Spiel der Lüfte schwebt ihr Bild über der Ebene.

Dies ist der Charakter der Landschaft, die man vom Hügel Manimi herab übersieht und die noch kein Reisender beschrieben hat. Ich wiederhole nochmals: den lebhaften Eindruck des Anblicks der Catarakten haben weder die Zeit, noch der Besuch der Cordilleren oder der Aufenthalt in den gemäßigten Ebenen Mexiko's in mir verlöscht. Wenn ich die Beschreibung jener Landschaften Indiens lese, die durch strömende Gewässer und eine üppige Vegetation verschönert wird, so führt meine Phantasie mir die Bilder vor Augen, von dem Schaummeere und den Palmbäumen, deren Gipfel aus einer Nebelschichte hervorragt. Es verhält sich mit den majestätischen Naturscenen, wie mit den großen Werken der Poesie und der Kunst: sie lassen Erinnerungen zurück, die sich stets erneuern, und die das ganze Leben hindurch sich allen großen und schönen Empfindungen beigesellen.

Die Ruhe der Atmosphäre und die stürmische Bewegung der Gewässer bilden einen, diesem Erdstriche eigenen Contrast. Kein Windhauch bewegt das Laub, kein Wölkchen birgt den Glanz des azurinen Himmelsgewölbes, eine große Lichtmasse ist in der Luft verbreitet, über der mit glänzenden Blättern bedeckten Erde, über dem, so weit das Auge reicht, sich ausdehnenden Flußbett. Einem Reisenden aus dem nördlichen Europa muß dieser Anblick befremdlich erscheinen. An die Vorstellung

einer wilden Landschaft, eines sich über Felsen niederstürzenden Waldstroms knüpft sich in seiner Phantasie die Vorstellung klimatischer Verhältnisse, wo zum Rauschen des Wasserfalls das Sturmgebeul öfters hinzukömmt, wo an dunklen und neblichten Tagen Wolkenstreifen in den Thalgrund herabzusteigen und die Fichtengipfel zu berühren scheinen. Die Tropenlandschaft in den niedern Gegenden der Festlande besitzt eine eigenthümliche Physiognomie, einen Charakter von Gröfse und Ruhe, den sie selbst alsdann noch beibehält, wenn der Elemente eines mit unüberwindlichen Hindernissen im Kampfe liegt.

In der Nähc des Aequators sind Stürme und Ungewitter nur auf Inseln und Wüsten, wo keine Pflanzen wachsen, und auf solche Gegenden beschränkt, wo die Atmosphäre über den Flächen ruht, welche eine völlig abwechselnde Strahlung haben.

In der Mitte der Catarakten auf schwer zugänglichen Klippen wächst die Vanille. Herr *Bonpland* hatte daselbst sehr lange Schoten, die außerordentlich gewürzreich waren, gesammelt. An der Stelle, wo sie Tags vorher gebadet hatten, wurde durch einen Indianer eine achthalb Fufs lange Schlange erlegt, die sie daselbst mit Mufse untersuchen konnten. Ihr Rücken zeigte auf schöngelbem Grunde theils schwarze, theils grünbraune Quergürtel, am Bauche waren die Gürtel blau aus würfelförmigen Flecken gebildet. Dieses schöne, wenn anders ein Amphibium schön genannt werden kann, und nicht giftige Thier, wird, dem Zeugnisse der Landeseingebornen

zufolge, bis 15 Fufs lang. Es war eine Natter, vielleicht ein zur Gattung der Pythons gehöriges Thier mit getheilten Schwanzschuppen, und keine Boa.

Zur Zeit der Jesuiten hatte die Mission Maypures 600 Einwohner, jetzt ist sie bis unter 60 gesunken. Es ist überhaupt zu bemerken, dafs in diesem Theile Amerika's seit einem halben Jahrhunderte die Cultur Rückschritte gemacht habe, wogegen jenseit der Wälder Missionen mit zwei bis dreitausend Einwohnern gefunden werden. Die Einwohner sind ein sanftes, nüchternes Volk, das sich durch Reinlichkeit auszeichnet. Die meisten Völker Südamerika's besitzen jene unmäßige Vorliebe für hitzige Getränke keineswegs, wie die in Nordamerika. Manche Stämme, wie die Otomaken, berauschen sich wohl öfter mit Chiza, einem gegohrenen Getränke aus Mais und den zuckerhaltigen Früchten der Palmbäume, jedoch der gröfste Theil lebt nüchtern. In Maypures war in den Hütten der Indianer eine Reinlichkeit, wie sie nur selten in den Häusern der Missionäre angetroffen wird.

Diese Landeseingebornen pflanzen Pisang und Manioc, aber keinen Mais. Siebenzig bis achtzig Pfund Manioc, die das Brot dieser Gegenden ausmachen, kosten 4 Franken. Die meisten der Indianer haben nahrhafte Getränke. Eins derselben, das sehr berühmt ist, wird aus dem Palmbaume gewonnen. Es ist dieses die Seje-Palme. An einem Aste derselben hat Herr von *Humboldt* 44,000 Blüten gezählt, der Früchte, die meist unreif abfallen,

waren 8000. Diese Früchte bestehen aus einer fleischigen Substanz, und werden in siedendes Wasser geworfen, um den Kern zu trennen. Darauf werden sie in einem großen mit Wasser angefüllten Gefäße zerstoßen und zerrieben. Dieser kalte Aufguss liefert einen gelblichen, an Geschmack der Mandelmilch ähnlichen Saft. Zuweilen wird roher Zucker beigemischt, und alsdann der Saft mit Cassave-Brot genossen. Die Missionäre behaupten, daß die Indianer nach dem Gebrauche dieses Getränks zusehends fetter werden. Die indianischen Gaukler, deren es also sogar hier gibt, geben in die Wälder, um unter der Seje-Palme die heilige Trompete zu blasen, und dadurch den Baum zu zwingen, im nächsten Jahre reichlichen Ertrag zu liefern. Das Volk bezahlt sie für diesen Gauklerdienst, und ist also auch hier ein Spielwerk des Aberglaubens und Betrugs.

## A n h a n g.

Folgendes sind einige merkwürdige Stellen des Schreibens, welches *Aguirre* an den König von Spanien erlies.

»König *Philipp*, aus Spanien gebürtig, *Karl's* des Unüberwindlichen Sohn! Ich, *Lopez* von *Aguirre*, dein Vasall, ein alter Christ, von armen, aber adeligen Eltern und aus der Stadt *Onnate* in *Biscaia* geboren, begab mich in meiner Jugend nach *Peru*, als Kriegermann. Ich habe dir bei der Eroberung *Indiens* große Dienste geleistet, und ich habe für deinen Ruhm gekämpft, ohne dafür Sold von deinen Kriegsobersten zu verlangen, wie dies die Bücher deines Schatzamtes darthun. Wohl glaube ich, christlicher König und Herr, der du sehr undankbar gegen mich und meine Waffengefährten bist, es mögen alle, welche dir aus deinem Lande (aus *Amerika*) schreiben, dich gewaltig täuschen, da du alle Dinge nur aus allzuweiter Ferne sehen kannst. Ich ermahne dich, gegen die redlichen Vasallen, die du in diesem Lande besitzt, gerechter zu seyn, denn ich und die meinen, wir sind es müde, den Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten zuzusehen, welche deine Statthalter, deine Oberamtleute und deine Richter in deinem Namen verüben, und wir sind entschlossen, dir nicht länger zu gehorchen. Wir sehen uns nicht mehr für Spanier an; wir führen grausamen Krieg gegen dich, weil wir die Be-

drückung deiner Beamten nicht dulden wollen, die, um ihren Söhnen und Neffen Stellen zu verschaffen, über unser Leben, über unsere Ehre und unser Vermögen willkürlich schalten. Ich bin am linken Fusse durch zwei Flintenschüsse gelähmt, die ich im Thale von Coquimbo erhielt, als ich unter der Anführung deines Marschalls, *Alonzo de Alvaredo*, gegen *Franz Hernandez Giron* kämpfte, der damals ein Rebell war. wie ich es nunmehr bin und allezeit bleiben werde; denn seit der Zeit, wo dein Statthalter, der Marquis von *Cannete*, ein feiger, eitler Mann und ein Weichling, unsere tapfersten Krieger aufhängen liefs, traue ich deinen Begnadigungen so wenig, als den Schriften *Martin Luther's*. Es steht dir übel an, König von Spanien, undankbar gegen deine Vasallen zu seyn; denn es geschah zu der Zeit, wo dein Vater, Kaiser *Karl*, ruhig in Castilien verweilte, dafs dir so viele Königreiche und grofse Landschaften zu Theil geworden sind. Gedenke, König *Philipp*, dafs du nur alsdann berechtigt bist, aus diesen Provinzen, deren Eroberung gefahrlos für dich gewesen ist, Einkünfte zu ziehen, wofern du auch diejenigen belohnest, die dir so wichtige Dienste geleistet haben. Ich bin völlig überzeugt, dafs nur wenig Könige in den Himmel kommen. Auch achten wir andere uns sehr glücklich, hier in Indien zu leben, und die Gebote Gottes, so wie diejenigen der römischen Kirche, in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten; wir zählen darauf, obgleich wir hienieden Sünder waren, doch

einst zum Range der Märtyrer für die Ehre Gottes zu gelangen. Bei der Ausfahrt aus dem Amazonenstrome landeten wir auf einem Eilande, das die Margarethen-Insel heißt. Wir erhielten hier aus Spanien die Nachricht von der ausgedehnten Verbindung und den Anschlägen (la Maquina) der Lutheraner. Sie erschreckte uns nicht wenig; es fand sich unter den Unsrigen ein dieser Verbindung angehöriger, sein Name ist *Monteverdo*. Ich ließ ihn umbringen, von Rechtes wegen; denn glaube mir, gnädiger Herr, daß überall, wo ich mich aufhalte, dem Gesetze Folge geleistet wird. Aber die Sittenverderbnis der Mönche ist so übermächtig hier zu Lande, daß strenge Mafsnahmen gegen sie ergriffen werden sollten. Unter den hiesigen Religiösen ist keiner, der nicht mehr zu seyn glaubt, als der Statthalter einer Provinz. Ich bitte dich, erlauchter König, du wollest allem dem keinen Glauben beimessen, was die Mönche dir in Spanien sagen. Sie sprechen allezeit von ihren Aufopferungen, von dem harten und mühevollen Leben, das sie in Amerika zu führen genöthigt seyen, während sie in der That die reichsten Besitzungen haben, und die Indianer täglich für sie jagen und fischen müssen. Wenn sie Thränen vor deinem Throne vergießen, so thun sie es nur, damit du sie hieher sendest, um das Land zu beherrschen. Weissest du, was für ein Leben sie hier führen? Sie leben in Pracht und Herrlichkeit, sammeln sich Reichthümer, verkaufen die Sakramente, sind chrsüchtig, übermüthig und gefräs-

sig; dies ist ihre Lebensweise in Amerika. So böse Beispiele wirken nachtheilig auf den Glauben der Indianer, und wofern du, o König von Spanien, hierin nicht Hülfe schaffest, so wird dein Reich keinen Bestand haben. Welch Unglück ist es, daß der Kaiser, dein Vater, Deutschland mit so großem Kostenaufwande erobert, und dafür das Geld eben dieser Indien verwandte, die wir ihm verschafft haben. Im Jahre 1559 sandte der Marquis von *Cannete* den *Pedro* von *Ursua*, einen *Navarrese*n oder vielmehr Franzosen, an den Amazonenfluß: nach einer langen Schifffahrt auf den größten peruanischen Flüssen gelangten wir endlich in eine Süßwasserbucht. Wir hatten bereits dreihundert Meilen zurückgelegt, als wir diesen schlimmen und ehrsüchtigen Capitän umbrachten. Zum König wählten wir einen *Cavallero* aus *Sevilla*, *Ferdinand de Guzmán*, und wir schwuren ihm eben so Treue, wie dies gegen deine Person geschieht. Ich ward zu seinem Feldzeugmeister ernannt; weil ich nach seinem Willen zu leben nicht geneigt war, sollte ich umgebracht werden. Ich tödtete aber den neuen König, den Hauptmann seiner Wache, seinen Generallieutenant, seinen Kaplan, eine Frau, einen Ritter von der Insel *Rhodus*, zwei Fahnenträger und fünf oder sechs Bediente des vorgeblichen Königs. Von da an war ich entschlossen, deine Minister und Auditoren (Rathsglieder der *Audiencia*) zu bestrafen. Ich ernannte Hauptleute und Serschenkten; sie wollten mich abermals umbringen, aber

ich liefs sie alle aufhängen. Während dieser Abenteuer dauerte unsere Schiffahrt eilf Monate bis zur Ausmündung des Flusses. Wir legten über 1500 Meilen zurück. Gott weifs, wie wir diese grofse Wassermasse überstanden haben. Ich rathe dir, o grofser König, niemals spanische Flotten in diesen verwünschten Strom zu senden. Gott wolle dich in seiner heiligen Obhut behalten!«

Ende des dritten Bändchens.



## Inhalt des dritten Bändchens.

---

### F ü n f t e s   B u c h .

	Seite
<b>E</b> rstes Kapitel. Abreise von Caracas. — Caffeeplantungen. — Der Bergpafs von Higuerote	5
<b>Z</b> weites Kapitel. Die Thäler von Tuy und Aragua	18
<b>D</b> rittes Kapitel. Der See von Tscarigua	47
<b>V</b> iertes Kapitel. Warme mineralische Quallen. — Anbau und Erzeugnisse der Thäler von Aragua. — Das Zuckerrohr. — Neu-Valencia. — Reise nach Porto Cabellin	69
<b>F</b> ünftes Kapitel. Porto Cabello. — Der Kuhnbaum.	91
<b>S</b> echstes Kapitel. Die Cacaopflanzungen. — Vanille. — Die Küstenkette	109
<b>S</b> iebentes Kapitel. Berge, welche die Llannoa von den Thälern von Aragua trennen. — Villa de Cura. — Parspera	129

### S e c h s t e s   B u c h .

Ersstes Kapitel. Eintritt in die Llannos	141
<b>Z</b> weites Kapitel. Reise in den Llannos. — Meiarei-Krokodill. — Angenehmes Bad. — Varirrung. — Sonnenaufgang in der Steppe.	159
<b>D</b> rittes Kapitel. Reise nach Calabozo. — Grasarten	168
<b>V</b> iertes Kapitel. Die Gymnoten oder elektrische Aale	177
<b>F</b> ünftes Kapitel. Abreise von Calabozo. — Das Mädchen in der Savana. — Die Krokodille in Uritucn. — Reise nach San Fernando.	190
<b>S</b> achstes Kapitel. San Fernando da Apura. — Die Witterung der Tropenländer und ihre Ursachen.	197
<b>S</b> iebentes Kapitel. Einschiffung nach dem Orinoko	

	Seite
auf dem Rio Apure. — Es ist wie im Paradiese. — Das Krokodill . . . . .	211
<b>Achtes Kapitel.</b> Wilde Landschaft. — Tiger, Krokodille und Chiguire's. — Der naekte Edelmann. — Flussschiffahrt. — Gasthaus am Apure . . . . .	223
<b>Neuntes Kapitel.</b> Fortsetzung der Reise. — Caraiben. — Seltsamer Spaziergang. — Die Seekuh . . . . .	234

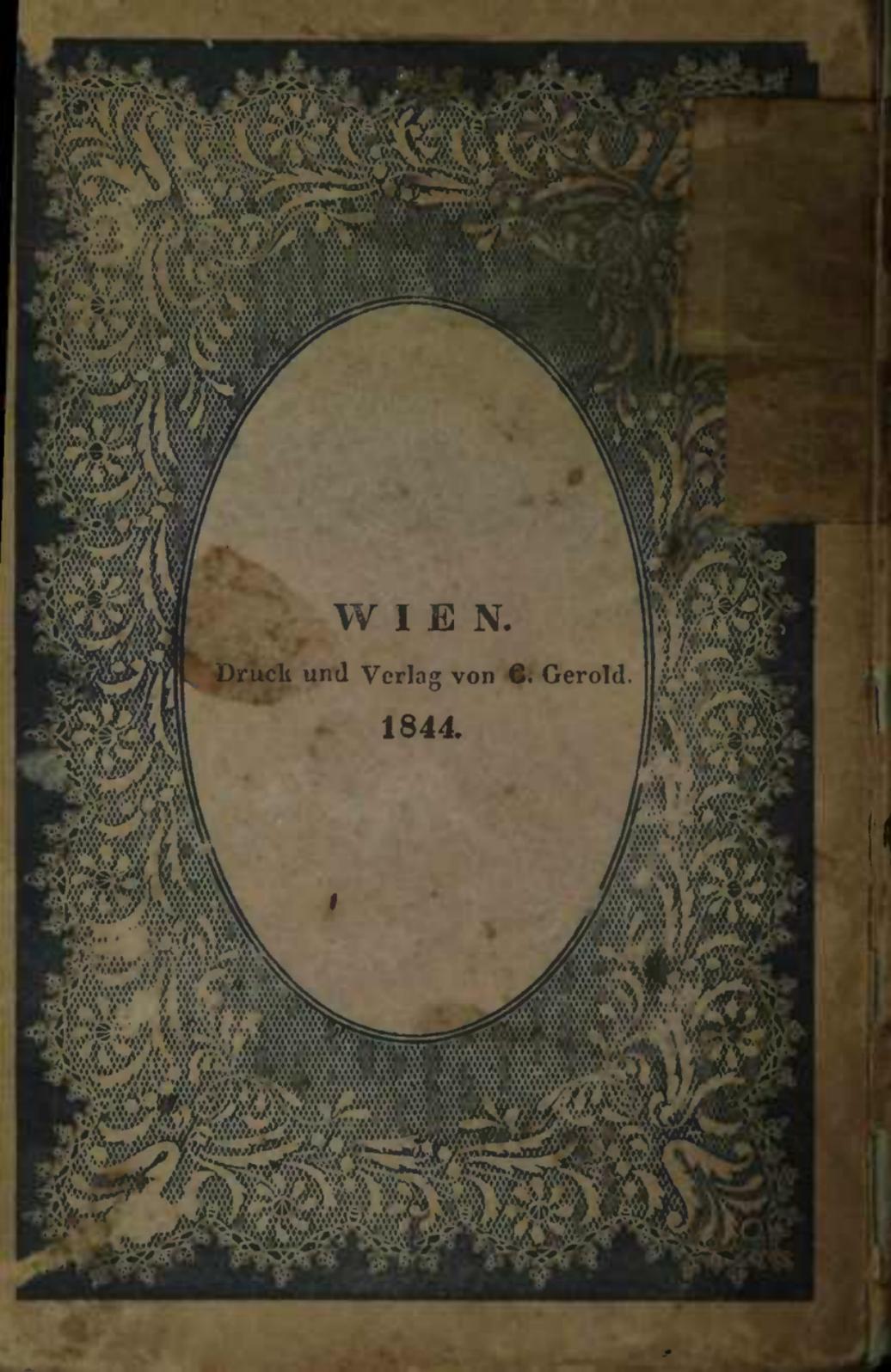
### S i e b e n t e s   B u c h

<b>Erstes Kapitel.</b> Anblick des Orinoko. — Die Mission Encaramada. — Sagen von der Sündfluth . . . . .	249
<b>Zweites Kapitel.</b> Die Schildkröten-Insel. — Schildkröten-Eierernte . . . . .	260
<b>Drittes Kapitel.</b> Gefahren der Schiffahrt. — Der Engpafs von Beraguan. — Indianerlager in Pararuma. — Indier. — Sitten und Malerei . . . . .	275
<b>Viertes Kapitel.</b> Verschiedene Thiere. — Lager von Pararuma. — Einrichtung auf der Pirogue. — Schiffahrt auf dem Orinoko . . . . .	293
<b>Fünftes Kapitel.</b> Die kleinen Caseaden des Orinoko. — Hoher Wasserstand. — Die singenden Rlippen. — Einmündung des Meta . . . . .	304
<b>Sechstes Kapitel.</b> Die Wasserfälle des Orinoko . . . . .	317
<b>Siebentes Kapitel.</b> Fortsetzung der Beschreibung der Wasserfälle des Orinoko und ihrer Umgebung . . . . .	330
<b>Achtes Kapitel.</b> Haß zwischen Missionären und andern Weissen. — Kirche von Atnres. — Die Indianer. — Ihr jetziger Zustand. — Thiere in Atures . . . . .	342
<b>Neuntes Kapitel.</b> Die Mosquitos und ihre Alliiirten . . . . .	350
<b>Zehntes Kapitel.</b> Der Wasserfall von Maypures . . . . .	364

### A n h a n g.

Einige merkwürdige Stellen des Schreibens, welches <i>Aguirre</i> an den König von Spanien erliefs. . . . .	387
---	-----





W I E N.

Druck und Verlag von C. Gerold.

1844.

## BRASILIANA DIGITAL

### ORIENTAÇÕES PARA O USO

Esta é uma cópia digital de um documento (ou parte dele) que pertence a um dos acervos que participam do projeto BRASILIANA USP. Trata-se de uma referência, a mais fiel possível, a um documento original. Neste sentido, procuramos manter a integridade e a autenticidade da fonte, não realizando alterações no ambiente digital - com exceção de ajustes de cor, contraste e definição.

**1. Você apenas deve utilizar esta obra para fins não comerciais.** Os livros, textos e imagens que publicamos na Brasiliiana Digital são todos de domínio público, no entanto, é proibido o uso comercial das nossas imagens.

**2. Atribuição.** Quando utilizar este documento em outro contexto, você deve dar crédito ao autor (ou autores), à Brasiliiana Digital e ao acervo original, da forma como aparece na ficha catalográfica (metadados) do repositório digital. Pedimos que você não republique este conteúdo na rede mundial de computadores (internet) sem a nossa expressa autorização.

**3. Direitos do autor.** No Brasil, os direitos do autor são regulados pela Lei n.º 9.610, de 19 de Fevereiro de 1998. Os direitos do autor estão também respaldados na Convenção de Berna, de 1971. Sabemos das dificuldades existentes para a verificação se um obra realmente encontra-se em domínio público. Neste sentido, se você acreditar que algum documento publicado na Brasiliiana Digital esteja violando direitos autorais de tradução, versão, exibição, reprodução ou quaisquer outros, solicitamos que nos informe imediatamente ([brasiliiana@usp.br](mailto:brasiliiana@usp.br)).